JOACHIM WACH
DAS VERSTEHEN
III

Das Verstehen

Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert

von

Joachim Wach

Dr. phil. Dr. theol.
a. o. Professor an der Universität Leipzig

III

Das Verstehen in der Historik von Ranke bis zum Positivismus

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) / Tübingen
1933

B5476
W26
v.3

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Druck von H. Laupp jr in Tübingen

Dem Andenken an

WILHELM DILTHEY

Vorwort.

Der dritte Band meiner vor nunmehr zehn Jahren begonnenen Untersuchungen zur Geschichte der Hermeneutik im 19. Jahrhundert ist, wie angekündigt, dem Verstehen in den historisch-philologischen Wissenschaften gewidmet. Der Zeitraum, der darin behandelt wird, erstreckt sich wie jener, den der zweite, die theologische Hermeneutik darstellende Band zu umspannen suchte, von der im ersten behandelten Epoche der Großen Systeme bis zum Einsatz des Positivismus in den Geisteswissenschaften, also bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. In gewissem Sinn werden die Fäden also dort wieder aufgenommen, wo das letzte, Wilhelm von Humboldt würdigende Kapitel des ersten Bandes sie hatte fallen lassen. Stellen die Darlegungen, die hier folgen, sich also, unmittelbar die Kontinuität wahrend, in den größeren Gesamtzusammenhang ein, der durch den Untertitel des ganzen Werkes bezeichnet wird, so war ich doch besorgt, ihn als in sich und auch aus sich heraus verständliche „relative Totalität" aufzubauen; wie der zweite Band den Theologen, so soll der dritte den Historiker und Philologen an Zusammenhänge erinnern, die für die Problematik seiner Wissenschaft, darüber hinaus aber für die Theorie des geisteswissenschaftlichen Forschens, für die des Erkennens überhaupt von Bedeutung sein müssen. Liegen doch auf diesem Felde Aufgaben vor, die von keiner Modeströmung in Philosophie oder Einzelwissenschaften überholt oder überflüssig gemacht werden können, für deren Bewältigung vielmehr noch manches Stück Arbeit wird geleistet werden müssen. Auch hier ist wieder der Name zu nennen, der auf immer mit den Bemühungen um Probleme der Hermeneutik verbunden bleiben wird, der Name Wilhelm Diltheys. An ihn, für den je und je systematische Besinnung und histo-

rische Aufklärung unauflösbar verbunden gewesen sind, darf darum vielleicht auch im Eingang — und Ausgang — eines Buches erinnert werden, das neben seinem systematischen Anliegen ein Stück Geistesgeschichte mit aufzuhellen bemüht sein will. An Vorarbeiten, besonders monographischer Art fehlte es, gerade für das Gebiet des geschichtlichen Erkennens, nicht: daß damit nicht nur Erleichterung, sondern auch in manchem Erschwerung der Arbeit verbunden war, ist gewiß leicht einzusehen. Eigentlich „Neues" zu erfahren, wird sich der Leser von dem vorliegenden Bande nicht versprechen dürfen; es konnte sich weithin nur darum handeln, um ein für alle geisteswissenschaftliche Logik zentrales Lehrstück, die Lehre vom Verstehen, in seiner Entwicklung in der Historik und einigen philologischen Systemen der oben bezeichneten Zeitspanne verfolgen zu können, die entsprechenden, nicht immer leicht zugänglichen Materialien zusammenzustellen.

Einige entscheidende Punkte sachlicher Art, die für jede Bearbeitung hermeneutischer Fragen wichtig werden müssen, und Hinweise auf unsere Auffassung von diesen Dingen wurden in der allgemeinen Einführung zu unserm zweiten Bande gegeben. Auf sie können und müssen wir darum hier verweisen. Wiederholt werden soll hier daraus nur der Satz: „Geschichte nicht der Interpretation, sondern der Hermeneutik wollen wir schreiben." Aus den Darlegungen über Verstehen und Deuten und das Ideal der relativen Objektivität erinnern wir an die Formulierung: „Verstehen im Gegensatz zum Deuten ist dadurch charakterisiert, daß auf Grund des Wissens um die Bedingtheit versucht wird sie zu überwinden, zu neutralisieren jedenfalls". Nicht nur die spezifische Problematik der Historik, die in diesem Bande, soweit sie das hermeneutische Thema berührt, aufzurollen ist, sondern auch die aktuelle Situation, in der sich die methodologische Diskussion der Philosophie und Geisteswissenschaften befindet, lassen eine Unterstreichung dieses Satzes erwünscht erscheinen. Diese könnte vielleicht manchen, der heute allerlei Tendenzen am Werk sieht zur Auflösung der — gerade von den Männern, von denen auf den vorgegangenen und den folgenden Blättern die Rede ist — mühsam erarbeiteten Leistungen und erreichten Sicherungen, fast entmutigen, wenn er andererseits nicht auch immer wieder den Zauber, den das Werk, von dem

hier Kunde zu geben ist, ausstrahlt, seine Wirkung gerade auch auf die jugendlichen Gemüter wieder und wieder tun sähe. Die große, unvergleichliche geistige Tradition, die in diesen Gedanken und Leistungen enthalten ist, fordert von uns eine Auseinandersetzung mit ihr. Dazu ein wenig Material beibringen zu helfen war die Aufgabe, die wir uns gestellt hatten.

Was nun die Auswahl der darzustellenden Lehren anlangt, so wird man ein Wort der Rechtfertigung für die getroffene Wahl erwarten. Der Löwenanteil fiel den von den Historikern vorgetragenen Verstehenstheorien zu; wo Männer wie Ranke und Droysen sich zu einem Thema geäußert haben, da müssen sie mit Aufmerksamkeit gehört werden. Einleitungsweise galt es die Situation in der Historik zu zeichnen, in der die meist beziehungslos in den leeren Raum versetzte, vorweisende Geschichtslehre Humboldts entstand. Droysens Gefecht mit dem Vorkämpfer des Positivismus bezeichnet nach unten die zeitliche Grenze, über die nicht eigentlich hinausgegangen wird. Wenn schon in der Historik — man denke an die genannten Fürsten der Geschichtsschreibung — Humboldt fortwirkte, so war das in vielleicht noch stärkerem Maße bei einem geistesgeschichtlich doch wohl nicht recht gewürdigten Autor der Fall, den die hermeneutische Problematik aufs stärkste beschäftigt hat, der philosophisch und philologisch im weitesten Sinne des Wortes interessiert war: H. Steinthal. Ihm gilt unser III. Kapitel. War es in der theologischen Hermeneutik Schleiermacher, dem wir im Verfolg ihrer Geschichte im 19. Jahrhundert immer wieder bei Anhängern und Gegnern begegneten, so ist in der philologischen der Name Boeckh das wegeweisende Gestirn. Hier sind leider wenige umfassendere Entwürfe zu würdigen gewesen. Es ist sehr zu bedauern, daß wir wohl eine enzyklopädische Darstellung des Boeckh-Schülers Bernhardy besitzen, uns aber ein genaueres Bild von der sehr einflußreichen hermeneutischen Lehre Ritschls auf Grund eigener Aufzeichnungen dieses Boeckh-Schülers nicht mehr machen können. Die Archäologen, die Anregungen von der älteren Philologie — auch hier war neben Früheren wieder Boeckh einflußreich — aufnahmen, sich für die Theorie der Interpretation interessiert und darüber geäußert haben, sind nicht zahlreich; gerade hier konnte

unsere Darstellung nur das Ziel haben, anzuregen zu weiteren Einzeluntersuchungen.

Wir enden mit einem Wort des Meisters, dessen Lehre im ersten Band unseres Werkes zur Darstellung gelangte und von dessen Wirkung der dritte beredtes Zeugnis ablegt, einem Wort A. Boeckhs über W. v. Humboldt, das — den Kreis zu schließen — Steinthal einmal zitiert. In der Gestalt des einen Großen wird dabei eine Epoche beschworen und das Verhältnis der Späteren zu ihr zum Ausdruck gebracht.

„Gesetzt auch, die mannigfachen Richtungen, welche Humboldt in seiner Person vereinigte, könnten einzeln, mit demselben oder ähnlichem Glück verfolgt, und so, was er zu seinem Ziele gestellt, fortgesetzt, vielleich auch in Kleinigkeiten noch vollständiger erreicht werden, weil die neuen Arbeiter jeglicher sich auf einem kleineren Teil des geistigen Gebietes beschränkten und dieses bis ins Besonderste zu vollenden suchten: wiewohl Humboldt von den umfassendsten und allgemeinsten Ansichten mit seltener Hingebung und Geduld bis in die geringsten und feinsten Einzelheiten hinabstieg, und gerade dieses mit zu seiner Eigentümlichkeit gehörte, daß er aus der Gesamtheit des unzähligen Mannigfaltigen den allgemeinen Gedanken hervorbildete, und ebenso diesen wieder bis in das Besonderste organisch gliederte, den gesamten Stoff, welcher für andere tot dalag, mit Leben und Geist durchdrang, befruchtete und beseelte: doch gesetzt auch, sage ich, die Richtungen, welche er verband, würden in ihrer Trennung nicht ohne Glück verfolgt, so wird doch die große Persönlichkeit nicht wieder hergestellt, welche den vielseitigen Bewegungen die Einheit gab, die Einheit, in welcher zugleich die fruchtbarste Wechselwirkung verschiedener und gewissermaßen entgegengesetzter Tätigkeiten auf einander möglich wurde . . .“

Mein herzlicher Dank beim Abschluß des Werkes gilt meinem Verleger Herrn Dr. Siebeck; meinem Vater und cand. phil. et theol. Joh. Hennig für ihre Hilfe bei der Korrektur und dem Register.

Leipzig, September/Oktober 1932.

Joachim Wach.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort V

Abteilung I.

Einleitung
1. Das Verstehen in der Historik. 2. Die Lehre vom Verstehen in der Historik vor Ranke. Allgemeines. Exkurs: Die hermeneutische Lehre Chladenius' 1
I. Die Historik Gatterers 32
II. Die Historik Wegelins 42
III. Die Historik Rüß' und Wachsmuths 53
IV. Die Historik Gervinus' 65

I. Kapitel.
Die Lehre vom geschichtlichen Verstehen bei Ranke 89

II. Kapitel.
Die Lehre vom geschichtlichen Verstehen bei Droysen . . . 134
Anhang: Die Lehre vom geschichtlichen Verstehen bei Sybel . 189

Abteilung II.

III. Kapitel.
Die hermeneutische Lehre Steinthals 206

IV. Kapitel.
Die philologische und archäologische Hermeneutik 251
A. Die philologische Hermeneutik 251
1. Die hermeneutische Lehre Bernhardys 251
2. Die hermeneutischen Lehren Reichardts 266
3. Die hermeneutischen Lehren Ritschls 273
4. Die hermeneutischen Lehren Haases 282
5. Die hermeneutischen Lehren E. Curtius' 288
B. Die archäologische Hermeneutik 295
6. Die hermeneutische Lehre Levezows 295
7. Die hermeneutische Lehre Prellers 313

General-Register:
A. Sachen 331
B. Personen 339

Eine Chronik schreibt nur derjenige, dem die Gegenwart wichtig ist.

Goethe.

Das Wesen der historischen Methode ist forschend zu verstehen.

Droysen.

Abteilung I.

Einleitung.

1.

Einiges Grundsätzliche voraus[1]. Daß das Verstehen eine Aufgabe des Theologen und des Philologen — wir konnten auch, ohne darauf in unsern Untersuchungen stärker Rücksicht nehmen zu können, hinzufügen: des Juristen — sei, darf und durfte als ziemlich unbestritten gelten. Dem Nachweis, wieweit und wieso es der Fall sei, waren die Erörterungen der vorausgehenden Bände gewidmet. Sie ließen erkennen, welche Stellung nach Ansicht hervorragender Geister dem Verstehen im Rahmen der Gesamtaufgabe der betreffenden Wissenschaften und Disziplinen zukomme, wie sein Wesen, seine Voraussetzungen, seine Funktionen gefaßt wurden. Es zeigte sich, daß die Geschichte der Hermeneutik auf diesen Gebieten in dem Zeitraum, der hier zur Verhandlung stand, so wenig ein anarchisches Neben- und

[1] Von lehrreichen Würdigungen, die die beiden ersten Bände unseres Werkes erfahren haben, sind vor allem zu erwähnen die Besprechungen von Spranger, Hist. Zeitschr. 137, 1927, S. 269 ff.; von E. Seeberg, Deutsche Lit.-Zeitung 25. 10. 1931, Nr. 43; von v. Dobschütz, Theol. Stud. u. Kr. 103, 1931, H. 2/3; von Heckel, Theol. Lit.-Zeitung 1930, Nr. 23; von Glockner, Arch. f. Gesch. d. Phil. 40, 1931, H. 1; von H. Günther, Kantstudien 1932, H. 1/2; von Meister, Hist. Viertelj. 25, 1931, H. 4; von Kreis, Zeitschr. f. Ästhetik u. allgem. Kunstwiss. 35, 1931, H. 3; Lit. Blätter der Köln. Volkszeitung 15. 4. 1926; Walter Köhler, Basler Nachrichten 8. 11. 1930.

Ich habe in der Zwischenzeit über Hermeneutisches mich geäußert: in der dem Vortrag Sombarts über das Verstehen auf dem Züricher Soziologentag (1928) folgenden Diskussionsrede (Verhandl. d. 6. D. Soziologentages 1929, S. 229 ff.); ferner: Zur Hermeneutik hl. Schriften (Festgabe f. v. Dobschütz, Theol. Stud. u. Kr. 102, 3, 1930, S. 280 ff.); Art. Verstehen (Die Religion in Gesch. u. Gegenwart [2] V, Sp. 1570 ff.).

Nacheinander ohne Beziehung zu einander vorgetragener Lehrmeinungen war, wie andrerseits eine spannungslose Entwicklungsreihe folgerichtig auseinander hervorgehender und einander fortsetzender Lehrsysteme. Dabei war die Stellungnahme der einzelnen Forscher und Denker nicht nur eine zeitgeschichtlich und individuell bedingte — wir sahen, daß die Abhängigkeit der hermeneutischen Theorie dank ihrer Eigenbewegung nicht immer eine ausgesprochene und direkte war —, sondern vielfach auch typologisch bedeutsam. Daß dem Philologen das Verstehen im Mittelpunkt seiner praktischen und theoretischen Bemühungen stehen muß, ist kaum kontrovers gewesen, allenfalls konnten — und können — Meinungsverschiedenheiten darüber entstehen, wie das Objektbereich dieses Verstehens abzustecken sei, ob etwa die Sprache die einzige oder die bevorzugte oder nur eine unter andern mehr oder weniger gleichwertigen Äußerungen der Kultur eines Volkes anzusehen, weiter wie die Chancen des Verständnisses einer solchen Kultur- oder Völkereinheit zu beurteilen seien. Dazu möchten Erwägungen über die Fassung des Begriffes Verstehen in seinem Verhältnis zum Auslegen, Deuten usw. treten. Nur eigentlich in diesem zuletzt benannten Sinn besteht ein Problem hinsichtlich der Suffizienz des Verstehens. Das ist, wie die Darlegungen unseres Zweiten Bandes belegen konnten, sehr anders in der theologischen Hermeneutik. Für sie ist das Verstehen — jedenfalls auch — ein philologisches Problem: wie die Philologen, so haben auch die Theologen ihren Text, dessen Auslegung ihnen obliegt. Wir sahen, daß aus der Auffassung der Natur dieses Textes sich entscheidende Unterschiede in Aufbau wie Gestaltung der hermeneutischen Theorie ergeben konnten und ergeben haben. Von größter Wichtigkeit aber wurde in diesem Bereich — wir sagen: damit — die Frage nach der Fassung des Begriffs des theologischen Verstehens und das heißt weiter die Frage nach der Suffizienz des Verstehens für das spezifisch theologische Anliegen. Eine Fülle einzelner Probleme und Schwierigkeiten mußte daraus folgen; wir hatten Gelegenheit, die Stellungnahme der hervorragendsten Hermeneutiker dazu kennenzulernen. Wie immer aber der Begriff des theologischen Verstehens gefaßt werde, außer der philologischen im engeren Sinn schließt er jeweils eine andere Komponente ein, die historische Aufgabe. Daß

auch der Historiker zu verstehen hat, ist uns so im Verlauf unserer bisherigen Untersuchungen bei der Besprechung der theologischen wie der philologischen Systeme deutlich geworden.

Aber der Historiker wird Wert darauf legen, daß er es nicht notwendig hat, sich über Wesen und Aufgabe seiner Bemühung um sein Objekt von andern Wissenschaftsbereichen her unterrichten zu lassen. Er wird allerdings zugeben, daß, historisch gesehen die Emanzipation seiner Disziplin aus den Mutterwissenschaften allmählich vor sich gegangen ist und — unter Umständen fortgesetzte — Einwirkungen von Fragestellungen dieser damit möglich waren, aber er wird dann auch wieder mit Recht darauf verweisen, daß verhältnismäßig früh auch innerhalb der Geschichtsforschung und also auch aus ihr heraus eine methodische Reflexion erwacht ist und sich zu einer ihre immanente Geschichte aufweisenden Methodologie entwickelt hat. Die Umrisse dieser Entwicklung ist die Geschichte der Historiographie in neuerer Zeit denn auch zum Teil zum Erfolg zu erhalten bestrebt gewesen. Wie jede Methodologie stellt auch die der Historie, wie sie in neuerer Zeit zur Ausbildung gelangt ist, keine direkte Spiegelung der historiographischen Praxis dar. Diese Tatsache durften wir auch schon unsern früheren Untersuchungen entnehmen. Denen, die das bedauern und damit eine Minderbewertung der methodologischen Erörterung begründen, wird nicht recht zu helfen sein. Wir verweisen dafür noch einmal auf unsere prinzipiellen Darlegungen in der Einführung zum Zweiten Bande. Im Fortgang dieses wird sich wieder in interessanter Abwandlung die merkwürdige „Fernnähe“ von Praxis und Reflexion offenbaren, die freilich auf diesem Gebiet dadurch besondern Reiz gewinnt, daß es hier — auch — die größten Praktiker sind, die zur Theorie das Wort nehmen. Die Methodologie in der Geschichtswissenschaft, stellten wir oben fest, zeigt eine gewisse Eigenentwicklung. Das heißt in keiner Weise, daß sie ohne Berührung mit, Beziehung auf und Entwicklung von andern Seiten sich gestaltet hat. Im Gegenteil. Man hat sogar — und doch wohl mit Recht — beklagt, daß die Eigenwüchsigkeit nicht stärker gewesen ist, daß man immer wieder mit Anleihen gearbeitet bzw. Eingriffe geduldet hat, die die Zurgeltungbringung der eigensten Gesichtspunkte erschweren mußte. Dabei war es weder die Theologie, noch die Philologie, die

die methodische Reflexion in der Geschichtswissenschaft vor allem beeinflußt hat; es war die Philosophie. Die Geschichte der Hermeneutik einer Disziplin ist immer auch — das ist keine bloße Tautologie, wie manche meinen könnten — eine des jeweiligen Verhältnisses dieser zur Philosophie. Ganz abgesehen von dem historischen Gang nun, den die Philosophie der Neuzeit in sich und in ihrem Verhältnis zu den Einzelwissenschaften genommen hat und der natürlich eine jeweils verschiedenartige Gestaltung der Beziehungen zwischen Philosophie und Historie zur Folge haben mußte, sind in der Philosophie als solcher zu allen Zeiten Motive wirksam, die auf eine gedankliche Bearbeitung des Phänomens Geschichte mit allem, was es einschließt, zielen; — das drängt zu einer Begegnung mit den aus der Geschichtswissenschaft selbst herauswachsenden Erörterungen. Sieht man die Sache von der Philosophie her an, so sind es immer wieder zwei große Fragenkreise, die das Denken beschäftigen mußten: Geschichte und Historie, das faktische Geschehen und das Wissen darum — beide haben ihre eigentümliche Problematik. Dabei stehen hier Erörterungen im Vordergrund wie die über Sinn und Ziel der geschichtlichen Entwicklung, über Gesetzmäßigkeiten des Verlaufs, über die treibenden Kräfte und Mächte des geschichtlichen Geschehens und ihr Verhältnis zu einander, dort die Erwägungen über das Wesen der Historie, ihre Möglichkeit und Bedeutung, ihre Voraussetzungen und ihre Chancen, ihre Gliederung und Entwicklung. Eben diese Fragen aber sind es — neben andern —, die die Reflexion in der Geschichtsforschung selbst sich zu stellen nicht umhin kann. Es sind die Themata der sog. Geschichtsphilosophie, in der sich über die Geschichte reflektierende Philosophen und philosophierende Historiker immer wieder begegnet sind und immer wieder begegnen. Während in der Philosophie solche Fragestellung stets durchaus legitimes Heimatrecht besessen hat — und nur die Chancen für die positive Lösung je nach den herrschenden Tendenzen in der philosophischen Gesamtorientierung der Zeit etwas verschieden aussehen bzw. beurteilt wurden —, kann man das Entsprechende für den Umkreis der Geschichte nicht oder jedenfalls nicht allgemein behaupten. Mißt man die Situation an der Einstellung der Hi-

storie, das heißt der Historiker zur Philosophie — wir werden gleich sehen, daß das nicht ohne Bedenken geschehen kann —, so zeigt sich, daß auf Zeiten freundlicher Berührung solche sehr dezidierter Ablehnung gefolgt sind, ja, daß im ganzen Abneigung und Skepsis die Überhand haben. Die Gründe dafür sind teils prinzipieller, teils empirischer Natur. Philosophisches und historisches Interesse gehen von Haus aus in verschiedener Richtung; wie immer man sein Wesen und seine Aufgabe jeweils fasse — der der Ergründung des Werdens in der Erscheinung zugewandte Historiker und der letztlich nach dem Sinne des Seienden fragende Philosoph wollen Verschiedenes. Faktisch gesehen klagt nun der Historiker, daß die Philosophie allzuoft mit dem ihr eigenen Interesse und ihren Mitteln der Geschichte sich angenommen und ihr Gewalt angetan habe; die folgenden Blätter werden davon noch allerlei zu berichten haben. Jedenfalls wird es hier auch nicht leicht zu einer Verständigung oder gar Einigung kommen, erwidert doch der Philosoph das ihm entgegengebrachte Mißtrauen mit einer ebensowenig auf Zusammenstimmung hinwirkenden Verachtung unphilosophischen Banausentums.

Nun ist ja aber glücklicherweise — wir deuteten schon darauf hin — geschichtsphilosophische Frage nicht identisch mit Spekulation oder Konstruktion im Sinne eines bestimmten philosophischen Systems, ein Mißverständnis, das allerlei Unheil in der Erörterung auch des von uns zu behandelnden Zeitraums angerichtet hat. Sondern die Reflexion über die obengenannten Fragen, die so gut auf dem Boden der Historie wie auf dem rein philosophisch interessierten Erkenntnisstrebens wachsen kann, bildet eine Brücke. — Uns interessiert aus dem großen Gebiet der Geschichtsphilosophie nun aber natürlich hier nur ein ganz bestimmter Ausschnitt: eben der, in dem parallel zu der Erörterung in den andern Wissenschaften die Reflexion auf die der Historie eigentümliche Einstellung zu ihrem Objekt vor sich geht. Es ist also ein allerdings sehr wesentlicher Sektor aus dem zweiten Fragenkreis, der oben umschrieben wurde. Schon in den älteren Erörterungen geschichtsphilosophischer Art wird ganz deutlich zwischen Problemen der Geschichte und solchen der Historie unterschieden. Später erst, in unsren Tagen, ist die Scheidung in materiale und formale Geschichtstheorie formuliert worden. Man wird

nun die Behauptung wagen können, daß in den Fragen der formalen Geschichtsphilosophie (Geschichtslogik) die Übereinstimmung zwischen Historie und Philosophie leichter herzustellen sein wird als in den „ein weites Feld" darstellenden materialen Problemen. Niemand wird beides auseinanderreißen wollen — die innere Zusammengehörigkeit beider Fragenkreise ist vielmehr sehr deutlich —, aber es wird sich auch nicht leugnen lassen, daß die Aufgabe, das Erkennen der Historie zu beleuchten, eine gewisse Abgrenzung und Sonderbehandlung erlaubt.

Allgemein sind Probleme der historischen Erkenntnis, darüber soll der zweite geschichtliche Teil unserer Einleitung einigen, wenn auch nur summarischen, Aufschluß geben, seit mindestens dem 17. Jahrhundert von Historikern und Philosophen erörtert worden. Man wird sagen dürfen: wo die Geschichtswissenschaft blühte, da hat man sich auch für diese methodische Frage interessiert. Eine großartige Episode stellt der Entwurf J. M. Chladenius' dar, eines Theologen, der in seinem erstaunlich umfassenden, gedanken- und gesichtspunktreichen System der allgemeinen Auslegungskunst den Rahmen schuf, in den er selbst dann den ersten Entwurf einer Historik als der Lehre vom geschichtlichen Erkennen hineingestellt hat. Göttingen, die Hochburg geschichtlicher Studien im 18. Jahrhundert, hatte an Gatterer einen in neuerer Zeit nicht genügend gewürdigten Theoretiker, neben dem Wegelin, stärker von der Philosophie der Zeit her berührt, Beachtung verdienen dürfte. Aber die eigentlich entscheidende Wendung in der weithin in traditionellen Fragestellungen sich fortentwickelnden Diskussion brachte doch erst die Einwirkung der Gedankenzusammenhänge hervor, die wir als die Großen Systeme im ersten Bande unserer Darstellung zu würdigen hatten. Denn wenn mit Ranke und Droysen, den beiden für unsern Zusammenhang entscheidenden Geistern, unter dem Stichwort: historisches Verstehen jetzt eine wirkliche Theorie um diesen Zentralbegriff sich bildete, so erweisen sich hier die Anregungen der idealistisch-romantischen Bewegung, der Zeit der Grundlegung der Geisteswissenschaften, genauer: Anregungen Schleiermachers, Humboldts und Boeckhs, zu denen für ihr Sondergebiet diejenigen Savignys und Eichhorns treten, fruchtbar. Vor allem kann die Wirkung Rankes, des Großmeisters der Historie, auch für

diesen Zusammenhang gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Zwar hat er selbst ja kein System, erst recht kein ausgeführtes, einer Lehre vom historischen Verstehen gegeben, aber mit Recht ist neuerdings betont worden, wie einheitlich die prinzipielle Haltung geartet ist, die seinem Schauen und Schaffen zugrunde liegt. Das ungeheure Gewicht seines Werkes, seiner Lehr- und Organisationsarbeit läßt jede einzelne seiner richtungweisenden Bemerkungen zu dem ihn angelegentlichst beschäftigenden Problem des Verstehens doppelt schwer wiegen. In gewissem Sinn — cum grano salis verstanden — verhält sich Droysens berühmter Grundriß, der die endgültige Formel prägt, daß es die Aufgabe der Historie sei, forschend zu verstehen, zu Rankes Hinweisen wie Boeckhs System zu Schleiermachers Ideen. So erfuhr die Lehre vom geschichtlichen Verstehen in der Zeit eine klassische Begründung, in der eben von verschiedenen Seiten her Angriffe gegen sie erfolgen sollten. —

Ohne hier schon auf die einzelnen Probleme eingehen zu wollen, die sich in dem Rahmen einer Theorie des historischen Verstehens stellen, heben wir doch noch kurz einige wenige Gesichtspunkte heraus, denen in systematischer wie historischer Hinsicht Bedeutung zukommt und die geeignet sind, noch einmal die Beziehung klar hervortreten zu lassen, die die Lehre vom Verstehen in den verschiedenen Geistesgebieten verbindet[1].

In klassischer Weise hat kein Geringerer als August Boeckh in seiner Wissenschaftslehre nachgewiesen, daß die Bemühungen des Historikers — im Gegensatz zum Philologen, dem es um die Begründung des Seins einer Kultur, einer Sprache usw., also um die Legung von Querschnitten gehe — auf die Erkenntnis des Werdens gerichtet sei, daß er also mit Längsschnitten arbeiten werde. Nicht als ob nicht auch der Geschichtsforscher von Querschnitten Gebrauch mache — wie andererseits natürlich auch der Philologe nicht etwa von der

[1] Vielleicht können unsere Darlegungen darauf hinwirken helfen, daß allmählich auf den verschiedenen Gebieten geisteswissenschaftlichen Forschens der gute alte Brauch sich wieder eingebürgert, Enzyklopädie und Methodologie des betreffenden Gebietes auch im akademischen Unterricht — darin: Hermeneutik — vorzutragen; unsere ins Spezielle und Detail zerplitterte Zeit ruft danach.

Entwicklung absehen kann, sondern Fragestellungen dieser Art selbstredend zu ihrem Recht kommen lassen wird —, aber der Akzent liegt auf der Bewegung, auf dem Werden, der Entwicklung. Wie bemächtigt sich der Auffassende dieses Werdens [1]? Das Problem des historischen Gegenstandes hat insbesondere die neuere Historik lebhaft beschäftigt. Die Frage lag nahe, ob es denkbar sei, daß das historische Geschehen gleichsam unmittelbar, ungefiltert von dem Erkennen aufgenommen, in ihm also direkt gespiegelt werden könne oder ob es damit Transformationen unterliege und welcher Art diese seien. An der tiefsten Stelle versucht die allgemeine Erkenntnistheorie und -kritik einzusetzen, indem sie zu ergründen sucht, inwiefern denn eine jede Erfassung von Wirklichkeit diese verändere, was von ihr in die kategoriale Formung eingehe, wie beschaffen und gegliedert diese zu denken sei. Seit Kant mußten solche Erwägungen alle die beschäftigen, die das philosophische Problem der Geschichte unter Voraussetzung der Gültigkeit der erkenntniskritischen Wendung des transzendentalphilosophischen Denkens in Angriff nahmen. Für die Geschichtsphilosophie des Neukantianismus haben sie jeweils im Zentrum der methodologischen Besinnung gestanden [2].

[1] Die folgenden Erörterungen stellen sich die Aufgabe, in Parallelität zu der kurzen Orientierung, die unsere Einleitung zum Zweiten Bande bot, in rohen Umrissen die Problematik anzudeuten, die die Historik vorfindet und zu der sie jeweils Stellung zu nehmen gehabt hat. Dabei bleiben die Fragen der sog. materialen Geschichtsphilosophie so gut wie ganz draußen, weil die formale Geschichtslogik, wenn sie natürlich auch in sachlichem Zusammenhang mit der der materialen Geschichtsphilosophie steht, doch ohne Schaden relativ in sich geschlossen betrachtet werden kann. Selbstverständlich interessieren die Probleme der Historie hier auch wieder nicht in ihrer ganzen Ausdehnung und Differenziertheit, sondern den Mittelpunkt stellt die Theorie des historischen Verstehens dar; die Darstellung ihrer geschichtlichen Entwicklung vorzubereiten, sollen die oben folgenden Darlegungen dienen. — Im übrigen sei angemerkt, daß dem Verfasser die Neubearbeitung des Abschnitts Geschichtsphilosophie für Meisters Grundriß der Geschichtswissenschaft übertragen worden ist. — Zu allem Folgenden vgl. Das Verstehen II, Einführung.

[2] Während in der Epoche der großen idealistischen Systeme das Denken über Geschichte sich mit der metaphysischen Stellung (von Fichte über Schelling, Schleiermacher, Humboldt zu Hegel) wandelt bzw. diesem folgt, die Zeit des Hegelianismus an dem Prinzip dieses Systems sich orientiert, fehlen — wie schon früher zu erinnern war (Bd. II S. 37 ff.) —

Wie immer aber von der erkenntniskritischen Warte aus die Chance für die Bemächtigung der vorhandenen oder vergangenen Wirklichkeit — und damit der u. U. historisch bedeutsamen Wirklichkeit — beurteilt wird, es erhebt sich die zweite Frage, ob und inwieweit denn die überhaupt erkenntnisrelevante Wirklichkeit geschichtlich bedeutsam sei. Was ist geschichtlich? Die Ordnung, die aus der Fülle des Geschehens, das nach der eben besprochenen Gesetzlichkeit für uns intelligibel ist, Geschichte werden läßt, muß unter Prinzipien zu bringen sein. Maßstäbe sind ausfindig zu machen, die entscheiden helfen sollen, was in die Geschichte einzugehen hat. Auch diese Fragen hat in voller theoretischer Klarheit erst die neueste Geschichtstheorie herauszustellen gewußt, aber ihre Forschungen erscheinen vorbereitet durch Erwägungen über das Verfahren der Historie, wie sie auf den folgenden Blättern darzustellen sind.

Der Historik obliegt es, den Prozeß der historischen Bemühung im ganzen und in seinen einzelnen Stufen und Phasen ins Bewußtsein zu heben. Sie hat früh schon die Doppelaufgabe einer Theorie der historischen Forschung und der historischen Darstellung unterschieden. Gewisse typische Einstellungen kehren durch die Geschichte der Historik wieder. Als Grenzphänomen — hier mögen die Voraussetzungen für ein Interesse am Ausbau einer Theorie des geschichtlichen Erkennens kaum mehr gegeben sein — erscheinen die verschiedenen Spielarten des Skeptizismus, der aus dem Zweifel an der Sicherheit und Verbindlichkeit der Erkenntnis überhaupt die

in der Mitte des Jahrhunderts originale Ansätze im Geschichtsphilosophischen. Wenn man von Lotze und der ja bekanntlich Hegelsche Motive weiterführenden Umbildung im Marxismus absieht, so hat erst die Neuaufnahme des kantischen Ansatzes im sog. Neukantianismus die Erörterung wieder in den Fluß gebracht. Für das Geschichtsdenken knüpft sich dieser Wandel vor allem an die Namen Windelbands (Rede über Gesch. u. Naturwiss. 1894, Die Philos. im deutschen Geistesleben des 19. Jahrh. 1909) und Rickerts. Vgl. dazu Kaufmann, Die Geschichtsphilos. der Gegenwart 1931, Kap. II. Die einzigartige Bedeutung Diltheys für die Belebung und Vertiefung, ja im eigentlichen Sinn Neubegründung der philosophischen Historik wird dadurch nicht berührt. Von den genannten Denkern sind dann Simmel, Troeltsch u. a., ferner Spranger und Litt beeinflußt, die von philosophischer Seite diese Problematik aufnahmen. Unter ihrer Einwirkung wieder stehen die scharfsinnigen Ausführungen Masurs, Geschehen und Geschichte (Archiv f. Kulturgesch. XIX, 1929, S. 183 ff.).

Möglichkeit der Auffassung des geschichtlichen Geschehens im Besonderen mit mehr oder weniger großer Entschiedenheit in Frage stellt. Der „Pyrrhonismus" ist eine Haltung, gegen die sich schon die Historik der Aufklärung, die ja eine Blüte desselben erlebte, z. T. sogar in einer eigenen Literatur gewandt hat. In der Ausschaltung eines zuweitgehenden, im übrigen ja sehr verschieden begründbaren und begründeten Pessimismus in Bezug auf die erkennende Bemächtigung des vergangenen Geschehens hat so die Methodologie der Historie eine auch heute noch akute Aufgabe.

Während ein extremer Realismus, wie er als Gegenspiel der Skepsis theoretisch denkbar ist, in Wirklichkeit in der Historik nirgendwo vertreten wird — in der Praxis begegnet er freilich —, scheiden sich in ihr jeweils die Auffassungen danach, inwieweit sie eine Deckung von Historie und geschichtlichem Geschehen für möglich und für wünschbar halten. Dabei wird allseits eine weitgehende Übereinstimmung darüber bestehen, daß natürlich die Historie niemals die Fülle des Gewesenen ganz würde fassen und ergreifen können. Die Vergangenheit wird nur in einer mehr oder weniger vollkommenen „Repräsentation" in realen Überresten oder in idealen Überlieferungen für uns faßbar. „Das Gegebene für die historische Forschung", so sagt Droysen, „sind nicht die Vergangenheiten, denn diese sind vergangen, sondern das von ihnen in dem Jetzt und Hier noch Unvergangene, mögen es Erinnerungen von dem, was war und geschah, oder Überreste des Gewesenen und Geschehenen sein." Es wird zu fragen sein, ob und inwieweit in der Gestaltung der Repräsentation des Vergangenen, wie sie vorliegt, mehr als Zufall zu sehen ist, wieweit an eine im Geschehen selbst sich vollziehende Auslese des Interessanten, Wichtigen, Bedeutungsvollen zu denken ist. So gewiß nun der Historiker in die Prüfung der Überlieferung im einzelnen einzutreten und die Theorie der Kritik und der Hermeneutik die Grundsätze dafür aufzustellen haben werden, so sicher wird die Historik die möglichst adäquate, genaue und umfassende Feststellung des in der Repräsentation sich spiegelnden geschichtlichen Tatbestandes für die erste Hauptaufgabe für den Geschichtsforscher erklären. Wieder kann an das Wort Droysens erinnert werden: „Das Wesen der historischen Methode ist forschend zu verstehen."

Wieweit freilich diese Feststellung durch Faktoren erschwert und beeinträchtigt wird, die sich auf der Seite des Auffassenden wirksam zeigen, darüber weichen die Meinungen in der Historik stark voneinander ab. Sie stimmen noch weitgehend überein in der Überzeugung, daß der Betrachtende niemals rein oder absolut zu erkennen vermöge, sondern selbst jeweils in Bedingungen steht, die diese Absolutheit ausschließen. Der Historik erwächst die Aufgabe, diese Bedingtheit zu untersuchen. Sie wird sie prinzipiell in ihre letzte Tiefen zu verfolgen und in ihren empirischen Auswirkungen aufzuweisen haben. Der Betrachtende ist selbst geschichtlich. Die Theorie der historischen Erkenntnis wird die positiven wie die negativen Folgen — die Verbindlichkeit des Verstehens kann dadurch gefährdet sein — ins Auge zu fassen haben. So hat dann sehr früh schon die Historik, wie zu zeigen sein wird, eine Lehre vom Standort ausgebildet, an die sich die neueren und neuesten Forschungen ohne weiteres anschließen lassen. Der Aufbau des relativen Apriori, wie wir mit einem Ausdruck Steinthals und Simmels sagen dürfen, erscheint wie eine Pyramide von immer engeren Kreisen, die von der weitesten Gemeinsamkeit zeitlicher und räumlicher Bestimmtheit bis zu der Unvergleichbarkeit der individuellen Eigenart aufsteigen. Der mit dieser Erkenntnis vollzogenen Relativierung oder Relationierung gegenüber gilt es nun — ein Hauptanliegen jeder Historik — die Verbindlichkeit des geschichtlichen Verstehens sicherzustellen. Die Subjektivierung, die die Differenz des Standortes des Betrachters mit sich bringt, muß paralysiert werden. Die Methodik hat die Mittel dazu aufzuweisen. Dabei gehen dann die Auffassungen insofern auseinander, als die einen optimistischer als andere über die Neutralisierung des subjektiven Faktors denken. Das Problem der „Voraussetzungslosigkeit" des geschichtlichen Verstehens, das immer wieder die Geister beschäftigt hat, mußte sich in eine Reihe von Unterfragen auflösen. Es galt zu klären, was unter „subjektiv" zu verstehen sei und das heißt zu einer Verständigung darüber zu gelangen, was alles unter die „Neutralisierung" fallen könne und solle. Erörterungen über die Rolle, die Persönlichkeit, Charakter, Individualität des Betrachtenden für die Auffassung spielen, müssen die Historik beschäftigen.

Die Tatsache, daß hier und dort die Praxis der Geschichtsschreibung bei bloßer Zusammenstellung des Faktischen stehengeblieben ist, hat die Historik wieder und wieder zum Nachdenken über das Verhältnis der Erhebung des Faktischen und seiner Verbindung und Verarbeitung bewogen. Zum Teil treten extreme Anschauungen einander dabei gegenüber. Wollten die einen nicht über den Aufweis des unmittelbar Bezeugten hinausgehen, so treten andere für eine ideengeleitete Durchdringung, eine Deutung des Faktischen ein, auch da wo sie an die Subjektivität des Betrachters geknüpft erscheinen mußte. Während somit die Probleme der Historik einerseits in solche der Erkenntnistheorie und Metaphysik der Geschichte — die Geschichte der Ideenlehre in der Geschichtsphilosophie spiegelt alle Phasen des Schicksals von Philosophie und Metaphysik der neueren Zeit wieder — in Fragen der Ethik und Politik andererseits hinüberleiten, führt der Weg, den die Historik der Methodenlehre weist, wiederum streckenweis durch den Bereich, in dem die Gesetze der philologischen Interpretation maßgebend sind. Es ist bekannt, wieviel von ihr in die Historik übernommen worden ist. Kein Geringerer als Droysen hat für seine Theorie der historischen Auslegung von seinen Lehrern Schleiermacher und Boeckh gelernt. So stellt die Heuristik die Ausschöpfung und befriedigende Benutzung der Quellen sicher. Sie erscheint eng verbunden mit der Theorie der Kritik, wie wir das auf allen Gebieten der Hermeneutik beobachten konnten. Das Ergebnis dieser besteht — wieder mit den Worten Droysens — darin, „daß das Material bereitgemacht ist, eine verhältnismäßig sichere und korrekte Auffassung zu ermöglichen". So wird die Basis bereitet, auf der sich die Lehre vom geschichtlichen Verstehen erhebt. Je mehr ein Methodiker die Bedeutung dieser Basis erkannt hat, um so mehr hat er sich jeweils gehütet, die „niedere" Interpretation hinter der „höheren" zurückzusetzen. Diese letztere soll in der Ausnutzung und Verarbeitung der gereinigten Zeugnisse bestehen. Auch hierfür entwirft die Historik die Theorie. Wie in der Hermeneutik allgemein, so ist auch hier über das Verhältnis von kombinatorischem und divinatorischem Verfahren diskutiert worden. Das führte zu Erörterungen über den Anteil der verschiedenen seelischen Fähigkeiten, der dem Verstand, dem Gefühl, der Phantasie bei der historischen Inter-

pretation zukommen. Auch hier gilt es, die einheitlich sich vollziehende, aber in der Methodik zu sondernde und zu gliedernde Gewinnung der Erkenntnis durch die verschiedenen Formen der Mitteilung hindurch zu verfolgen. Die Interpretation der Schrift stellt sozusagen die unterste Stufe dar: sie hat im Lauf der Zeit Anlaß zur Entstehung einer eignen Disziplin (Paläographie) gegeben. Die Interpretation der Sprache, für die immer wieder nicht nur das im engeren Sinn Grammatische und Linguistische, sondern Kenntnis der Sprachgeschichte, des Literarischen, Kritischen und Technischen gefordert worden ist, führt zu der in ihrer Wichtigkeit bekanntlich von Schleiermacher und Boeckh besonders hervorgehobenen generischen Auslegung, von der der Historiker ausgiebig Gebrauch zu machen hat, die darum von der Historik jeweils Beachtung erfahren hat. Die Berücksichtigung der besonderen Umstände, unter denen die auszulegende Äußerung entstand und für die sie Zeugnis ablegt, ist Sache der, hier nun im engeren Sinn: historischen Interpretation. Die Historik kennt also in ihrer Weise einen hermeneutischen Zirkel, insofern die Beurteilung eines Zeugnisses nach dem kulturellen Niveau ihrerseits historische Kenntnisse voraussetzt. Wie auf allen andern Gebieten der Hermeneutik ergibt sich auch auf dem der Theorie des geschichtlichen Verstehens die Notwendigkeit einer psychologischen oder individuellen Interpretation. Ihre Grundsätze müssen für die Theorie der Biographie, an der der Historiker entscheidend interessiert ist, von großer Wichtigkeit sein. Gerade zu diesem Thema sind in der Historik außerordentlich feine Ideen entwickelt worden.

Aber ein letzter Punkt ist vor allem noch zu berühren. Wenn wir die theologische Hermeneutik wie kaum um ein anderes um das Problem der Suffizienz des Verstehens haben ringen sehen, so bietet uns die Theorie der Geschichte dazu eine Analogie. Ist es die Aufgabe des Historikers zu verstehen, so hat man in der Historik hart darum gestritten, was diese Bestimmung besagen solle: bedeutet sie, wie die einen gemeint haben Verzicht auf Stellungnahmen, Urteilen, Werten, oder schließt sie solches ein, fordert sie es als Ergänzung, Vervollständigung, Krönung der Bemühung des Historikers? Bedeutet „nur“ Verstehenwollen wirklich „Charakterlosigkeit“, „Entpersönlichung“, ist „Anwendung“, die aller

Historie erst Sinn gibt, gefordert? Wie sieht sie aus? Alle diese Fragen haben die Historik mächtig bewegt. Ihre bedeutendsten Förderer haben das Wort zu den alten Streitfragen ergriffen und durch Darlegung und Bekenntnis für ihre Überzeugung zu wirken gesucht.

Die Erörterung über die Suffizierung des Verstehens sieht sich immer wieder ganz von selbst von der Klärung der Prinzipien der Forschung und Untersuchung zur Beleuchtung der Grundsätze der Vermittlung ihrer Resultate, der Darlegung, weitergeführt. Normen für die historische Darstellung zu entwerfen ist von jeher ein Anliegen der Historik gewesen. Sie pflegt in diesem Zusammenhang das Verhältnis der Historie zur Kunst ganz allgemein zu erörtern. Von der Methodologie der Aufklärung über Humboldt und Gervinus bis zur Gegenwart erstreckt sich hier die Folge eingehender Untersuchungen, in denen man dann auch das Eigenartige und Spezifische der historischen Leistung gegenüber der dichterischen herauszuarbeiten bestrebt gewesen ist, eingedenk Goethes Wort aus den Reflexionen: „Die Frage, wer höher steht, der Historiker oder der Dichter, darf gar nicht aufgeworfen werden; sie konkurrieren nicht miteinander, so wenig als der Wettläufer und der Faustkämpfer. Jedem gebührt seine eigene Krone."

Damit vorerst genug.

2.

Als der Historiker Droysen sich in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei den Vorarbeiten zu der Enzyklopädie und Methodologie der historischen Wissenschaften, die er nach dem Vorbild der philologischen zu lesen gedachte, nach Vorgängern und Mustern umsah, fand er nicht vieles im Umkreis seines eigensten Wissenschaftsgebietes vor, auf das er sich zu beziehen gehabt hätte [1]. Wir werden sehen, wie Droysen sich, außer durch seinen Entwicklungsgang, auch durch diese Situation zu doppelter Anlehnung geführt sah: wie er einerseits die theologisch-philologische Verstehenslehre, die er bei Schleiermacher und Boeckh ausgebildet fand[2], für die Historik fruchtbar zu machen versuchte, so erklärte er auf der anderen Seite seinen Anschluß an die ja auch wieder mehr aus

[1] Siehe unten Kap. II S. 156 ff.

[2] Das Verstehen I Kap. 2 u. 3.

dem philosophischen als aus dem historischen Lager stammenden Arbeiten Humboldts[1]. Humboldts berühmte Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtsschreibers ist freilich von der Historik weitgehend rezipiert, ja sie ist seit langem als eine klassische Behandlung ihres Gegenstands auch von der Geschichtsforschung angesehen worden[2]. Sie verdankt ihre hohe Geltung abgesehen von der hervorragenden Form, in der sie dargeboten wurde — Tiefe und Verständlichkeit in einem — der fast ohne Muster dastehenden Verknüpfung der entscheidenden Prinzipienfragen der historischen Erkenntnis und ihrer Erörterung aus der Tiefe bestimmter philosophischer Grundanschauungen heraus. Es war hier in der methodologischen Erörterung eine Beziehung zwischen der philosophischen und historischen Bemühung hergestellt, für die in beiden Lagern Zugänge vorhanden waren. Es wird kaum spürbar, daß Humboldt nicht Historiker ist. Erst eine spätere Zeit, für die entscheidende Voraussetzungen der Gesamteinstellung der idealistischen Epoche gefallen waren, konnte in der berühmten Akademierede eine Grenzüberschreitung von verhängnisvoller Aus- und Nachwirkung erblicken. Es ist immerhin interessant, daß die in manchem ja nach Intention und Geist der Humboldtschen Abhandlung verwandten Vorlesungen Schellings über die Methode des akademischen Studiums eine auch nur entfernt der Wirkung der erstgenannten Schrift zu vergleichende Rolle in der Historik nicht gespielt haben, obgleich der Einfluß der materialen Geschichtsphilosophie Schellings in der Entwicklung der Geschichtsphilosophie im ganzen zeitweis (Ast, Görres, Lassaulx usw.) nicht gering war[3]. So erscheint Humboldt als der „schöne Zwischen-

[1] Das Verstehen I Kap. 4, bes. S. 249 ff.

[2] „Wenn es uns Deutschen", so urteilt Droysen (Pflaum, Droysens Historik. Anhang S. 84). „. . . eine Wissenschaftslehre der Historik zu schaffen gelingt, so ist Humboldt ihr Gründer zu nennen."

[3] Vgl. Spranger, W. v. Humboldts Rede über die Aufgabe usw. und die Schellingsche Philosophie, HZ 100 (1908) S. 541 ff.; Borries, Die Romantik und die Geschichte 1925, bes. Kap. IV u. VI. Über die Schellingsche Schule vgl. Knittermeyer, Sch. und die Romantische Schule 1929, bes. Kap. 4 u. 7. Eine Sammlung der Zeugnisse über die Wirkung der Vorlesungen über die Methode des akadem. Studiums müßte aufschlußreich sein.

Über die Lehre des Schellingianers Lassaulx, die nicht ohne Wirkung — vor allem auf Jak. Burckhardt — blieb, vgl. Burg, Die Geschichtsphilos. E. von Lassaulx'. Freib. Diss. 1924.

fall" in der deutschen Historik des Jahrhundertbeginns[1]. Es ist lehrreich, sich ihren Standard an einigen fast gleichzeitig mit der Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtsschreibers erschienenen kleineren Entwürfen und Darstellungen zu vergegenwärtigen[2]. Diese Entwürfe, die wir hier

[1] Wir hatten im zweiten Bande unserer Untersuchung Gelegenheit, stärkere Einwirkungen der Lehre Hegels auf die Hermeneutik der zeitgenössischen Theologie zu beobachten (Kap. III). Weniger fühlbar werden diese Einflüsse in der Historik und in der Philologie. Mit Recht hat Rothacker gelegentlich seiner Darstellung der Nachwirkung Hegels in den Einzelwissenschaften (Einleitung in die Geistesw. S. 16 ff.) die Festigkeit hervorgehoben, mit der dank ihrer alten methodischen Tradition die Philologie, die „andere Großmacht ersten Ranges" (a. a. O. S. 38) widerstand. Die Spuren der Dialektik sind in ihrer Geschichte sehr gering. Anders in der Geschichte. Wie die Geschichtsschreibung — der politischen sowohl wie der einzelwissenschaftlichen Historie (vgl. v. Below, Die deutsche Geschichtsschreibung Kap. IV) —, so unterlag die Theorie der Geschichte stark der Hegelschen Spekulation. (Über die Hegelsche Schule steht eine Arbeit Glockners zu erwarten. Vgl. einstweilen: dess. Krisen und Wandlungen in der Geschichte des Hegelianismus, Logos 13, 1924, S. 340 ff.). Allerdings bestimmen diese Einflüsse vor allem die Entwicklung der materialen Geschichtsphilosophie, weniger die intimer mit der historischen Forschung verbundene Geschichtslogik. Darum wird, abgesehen von den Hegelschen Elementen in der Historik Droysens, in dem Zusammenhang dieses Bandes nicht dabei zu verweilen sein. In dem von M. v. Below hrg. Lebensbild G. von Belows (1930, S. 107 f.) wird aus einem Briefe Doves an Below Folgendes abgedruckt: „Beiläufig fragten Sie mich gestern nach Historikern, die unter Hegels Einfluß gestanden hätten. Man kann ganz allgemein sagen: alle und niemand! Ersteres, insofern kein wissenschaftlich Arbeitender gegen den einmal vorherrschenden geistigen Luftstrom sich völlig absperren konnte; letzteres, insofern jeder wirklich historisch denkende Kopf den tiefen Unterschied seines Denkens von dem der großen Philosophen begreifen mußte ...". — Für die Lehre des Hegelianers L. v. Stein vgl. neuerdings die sehr gute Leipziger Diss. von Nitzschke, Die Geschichtsphil. L. v. Steins (Beih. der H. Z. 26) 1932, der in lehrreicher Weise auf mehr Beziehungen zur Historischen Schule verweisen konnte als bisher bekannt (S. 119 ff.). Allerdings: „Die methodologischen und wissenschaftstheoretischen Untersuchungen spielen bei ihm (Stein) keine allzugroße Rolle" S. 11).

[2] Wir berücksichtigen in unseren Untersuchungen hier lediglich die Entwicklung der Lehre vom historischen Verstehen in Deutschland. Hier ist ja ihre spezifische Heimat. Die Voraussetzungen für die Ausbildung, die sie bei uns erlangte, liegen allerdings zu einem bedeutenden Teil im Ausland. In England und Frankreich ist bekanntlich nicht nur die eigentliche Geschichtsphilosophie entstanden, sondern sind auch im 17. und 18. Jahrhundert eine Reihe von beachtlichen Werken über die Geschichte, ihr Verfahren, ihren Erkenntniswert und ihre Stellung erschienen.

kurz betrachten wollen, um beurteilen zu können, wie weit in einer Zeit, in der Asts Hermeneutik in der Philologie, Schleiermachers Akademieabhandlungen und Vorlesungen in der Theologie ans Licht traten, in der Geschichtswissenschaft das Problem des Verstehens behandelt worden ist, diese Entwürfe stehen natürlich nicht isoliert da, sondern weisen, geistesgeschichtlich gesehen, zurück auf den bedeutenden Arbeits- und Studienzusammenhang, der die Grundlegung der geschichtlichen Wissenschaft um den Jahrhundertbeginn mit ermöglicht hat: Die Göttinger „Schule".

Wie für die theologische und philosophische Hermeneutik, so müssen wir auch für die Lehre vom geschichtlichen Verstehen die Data des 18. Jahrhunderts voraussetzen. Leider fehlt noch eine zusammenfassende, eingehende Analyse der Leistung der Göttinger[1]. Man darf die große Bedeutung dieser „Schule", die eine wirkliche Tradition der Geschichtswissenschaft erst ermöglicht hat, nicht neben dem meist mehr berücksichtigten Einfluß einzelner hervorragender Forscher und Denker, die der „historischen" Auffassung Bahn brachen, zurücktreten lassen[2]. In Göt-

[1] Vgl, Wegele, Gesch. der deutschen Historiogr. 1885, Abschn. 4 u. 5; Wesendonck, Die Begründung der neueren deutsch. Geschichtsschreibung durch Gatterer und Schlözer 1876, bes. S. 50 ff. Wichtig sind die zeitgenössischen Berichte und Briefe über das Wirken der Göttinger Gelehrten. Vgl. die zahlreichen biogr. und allgemeingeschichtl. Arbeiten, die Göttingens Universität gewidmet wurden seit J. M. Gesneri Biogr. Acad. Gotting. 1748 und Pütters Versuch einer akadem. Gelehrten-Gesch. 1765, wie etwa: Rößler, Die Gründung der Univ. Göttingen 1855, Göttinger Professoren 1872 u. a. m. — Die beste Charakterisierung der Gesamtleistung bietet noch immer Diltheys bekannte Abhandlung über das 18. Jahrhundert und die geschichtl. Welt (Ges. Schr. III, S. 209 ff.; vgl. VII, S. 93 ff.), sowie sein Schlosser-Aufsatz (Preuß. Jahrbb. IX, 1862, S. 380 ff.). Ferner: Fueter, Gesch. d. Historiogr. S. 372 ff., der mit Recht auf die individuellen Verschiedenheiten aufmerksam macht, im ganzen aber wohl die Bedeutung der — trotzdem eine gewisse Einheit darstellenden — Göttinger Schule unterschätzt. Nicht sehr ergiebig: Hunger, Die Bedeutung der Univ. Göttingen für die Geschichtsschreibung am Ausgang des 18. Jahrhunderts (Leipz. Diss.) 1932.

[2] Natürlich ist aufs große gesehen der Einfluß von Männern wie Montesquieu, Rousseau, dann Lessing, Herder, Winckelmann, schließlich Möser und Niebuhr auf die Entwicklung des geschichtlichen Sinnes und der historischen Studien nicht hoch genug anzuschlagen, aber dieser Einfluß wirkte doch erst in die von der Geschichtsschreibung aus bestimmte und in Kontinuität sich entwickelnde historische Forschung.

tingen saßen die Lehrer der Schlosser, Joh. v. Müller, Humboldt, Schlegel, Savigny, Luden, Eichhorn, Niebuhr, Raumer, Leo. Die geschichtliche Wissenschaft verdankt ihnen im Hinblick auf die Fassung und Gestaltung ihres Aufgabenbereichs, auf die Behandlung der einzelnen formalen und inhaltlichen Grundfragen, auf die Bearbeitung der einzelnen Gebiete der Gesamt- und Einzelgeschichte Außerordentliches[1]. Für die Geschichtsphilosophie wie für die Entwicklung der universalgeschichtlichen Konzeption[2] hat man ja schon vielfach die Verdienste der Göttinger betont. In unserem Zusammenhang interessiert ihre Leistung in Dingen der Theorie des geschichtlichen Verstehens[3].

Die Intention der sog. Geschichtsphilosophie (seit Voltaire, Iselin u. a.) ist entscheidend auf die materiale Deutung der geschichtlichen Entwicklung (Sinn, Perioden, Ziel des geschichtlichen Lebens) gerichtet und hat darum direkt kaum die Historik befruchten können. Eine Ausnahme stellt hier Herder dar, der ja in der Geschichte des Verstehens überhaupt eine ganz einzigartige Stelle einnimmt (Das Verstehen I, S. 19). Bei ihm findet sich eine Fülle von Beiträgen zur Logik der Geschichte (am besten: Stadelmann, Der histor. Sinn bei Herder 1928 und Litt, Kant und Herder 1930, bes. Kap. 14 und 23).

Iselin bietet in seiner Geschichte der Menschheit (² 1768) eine „Psychologische Betrachtung des Menschen", also eine Art Anthropologie, wie man heute sagen würde. Von dort aus geht er geradewegs in die Probleme der materialen Geschichtsphilosophie hinein, eine Erörterung über das Wesen der Geschichte und das Wissen von ihr fehlt ganz. Vgl. Regli, I.I.s „Gesch. der Menschheit", Münch. Diss. 1919, bes. S. 23 ff. u. 51 ff.

Über Wegelin vgl. unten S. 42 ff.

[1] Vgl. etwa Völker, Die Kirchengeschichtsschreibung der Aufklärungszeit 1921; Hunger, Die Bedeutung der Univ. Göttingen, Kap. III, wo die Leistung der Göttinger für Altertumsforschung, Rechtsgeschichte, Statistik, Territ.-Geschichte — allerdings sehr summarisch — charakterisiert wird.

[2] Lorenz, Deutsche Gesch.-Wiss. I, S. 29 ff., in Auseinandersetzung damit: Bernheim, Lehrb. S. 49 ff. Zuletzt: Troeltsch, Der Historismus Kap. III; Masur, Rankes Begriff der Weltgesch. 1926, Einl.: Versuch einer Skizze der Entw. der Weltgeschichtschreibung bis zu Ranke.

[3] Die Skizze von F. Schmidt, Die Theorie der Geisteswissenschaften vom Altertum bis zur Gegenwart (1931) ist allzu knapp. Unsere Fragestellung berührt sich aber mit der Ungers in seinem überaus lehrreichen Aufsatz: Zur Entwicklung des Problems der historischen Objektivität bis Hegel, Deutsche Viertelj. I, 1 1923, abgedr. in Aufs. zur Prinzipienlehre der Lit.-Gesch. 1929, S. 88 ff., einem der wertvollsten Beiträge zu unserm Thema. Die Herausbildung der „Sachlichkeit historischer Auffassung und historischen Verständnisses in größerem Stil und

Die Sammlung des Materials und die Ausbildung der Kritik, diese Voraussetzungen der neueren Geschichtswissenschaft, konnten, nachdem einmal die Emanzipation des geschichtlichen Wissens zu Beginn der Neuzeit sich vollzogen hatte, in und aus der Historie selbst geleistet werden[1]. Für alle ins Prinzipielle, auch ins Weltanschauliche reichenden Fragen sah man sich auf die Hilfe der Philosophie — die ihrerseits gern die Wissenschaftslehre und -theorie pflegte (vgl. die philosophischen Enzyklopädien) — angewiesen. Das Verhältnis der Einzelwissenschaften zur Philosophie wandelte sich dabei im Verlauf der Zeiten. Das Leibniz[2]-Wolffsche[3] System hatte noch in der allgemeinen Wissenschaftslehre, die es vortrug, Ansätze, an die die Theorie der einzelwissenschaftlichen Forschung, speziell Logik und Hermeneutik, anknüpfen konnten[4]. Berufungen auf Hume und die englischen Denker bedeuten gewöhnlich eine positive oder negative Auseinandersetzung mit der skeptischen Haltung. Anders wird das Verhältnis der einzelwissenschaftlichen, hier also besonders: geschichtlichen Prinzipienlehre zur Philosophie, seit Kants Schriften erschienen und wirkten. Die materiale Geschichtsphilosophie, die sich in der Transzendentalphilosophie entwickelte[5], konnte nicht ohne Wider-

strengerer Bedeutung" wird in ihren Anfängen in Altertum und Neuzeit verfolgt. Schon im 16. und 17. Jahrhundert erfolgen methodologische Erörterungen in dem Maße, in dem die Geschichtsschreibung mehr als Rhetorik und Pragmatik wird. Vgl. dort die Würdigung von Patrizzi, der gegen Polyb die Forderung vertritt: keine Urteile und geheimen Gründe, sondern „narrare cose vere", — von Vossius, der die laudatio und vituperatio nicht missen will, Chladenius u. a. über das 18. Jahrhundert bis zu den Denkern des deutschen Idealismus.

[1] „Sichere Geschichtsschreibung beginnt erst mit einer Quellenkritik, welche aus den Überresten der Handlung selber und den Berichten darüber den wirklichen Tatbestand feststellt, und wahre Geschichtsschreibung erst mit einer Quelleninterpretation, welche diesen Tatbestand als Äußerung menschlichen Innenlebens zu verstehen vermag" (Dilthey, Ges. Schr. III, S. 219).

[2] Über Leibniz' Bedeutung für die Probleme der Historik handeln Wegele, a. a. O. S. 618 ff., 646 ff. und Davillé, Leibnizhistorien 1909.

[3] Für die Auffassung und Bewertung der Geschichte bei Chr. Wolff, Crusius und Lessing vgl. Menzer, Kants Lehre von der Entwicklung in Natur und Geschichte 1911, Kap. IV, und Unger, Deutsche Viertelj I, 1, S. 115 ff.

[4] Das Verstehen I, S. 16.

[5] Vgl. die S. 8, Anm. 2 gen. Lit. Ferner Lask, Fichtes Idealismus und die Geschichte 1914; Mehlis, Lehrb. d. Gesch.phil. 1915, bes.

spruch von seiten der historischen Forschung bleiben; eine eigentliche Historik wurde von dieser Seite nicht geboten. So löst sich seitdem[1] das Verhältnis zwischen Philosophie und Historik, das bis dahin auf der Funktion der ersteren als Enzyklopädie beruht hatte, bis auf diejenigen Kreise, die in der Philosophie des deutschen Idealismus die metaphysischen und ethischen Maßstäbe fanden, nach denen sie zur Konstruktion oder Beurteilung der Geschichte verlangten[2].

In den Fragen der Interpretation, in der Theorie der historischen Erkenntnis, war von den älteren Disziplinen vor allem der Theologie, aber auch Philologie und Jurisprudenz[3] zu lernen. Ein Zusammenhang zwischen diesen, an sich ja mehr oder weniger getrennten und selbständigen Wissensgebieten war durch die sog. Enzyklopädie gegeben, eine Disziplin oder besser gesagt: Disziplinen, die neben dem Überblick über den materialen Gehalt der betreffenden Wissenschaften eine Darlegung der formalen Eigentümlichkeit (Methode, Voraussetzungen, Stellung im Zusammenhang) zu bieten hatten, sich dadurch gerade in der Erörterung des Grundsätzlichen berührten und damit die Verbindung der getrennten Disziplinen herstellten[4]. So sehen wir die histo-

S. 433 ff; Kroner, Von Kant bis Hegel 1921 ff.; N. Hartmann; Die Philos. des deutschen Idealismus 1923 ff. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat [5] 1919, bes. Kap. 3, 6, 11; Bernheim, a. a. O. S. 644 ff.

[1] Charakteristisch ist z. B. die Geschichtsphilosophie Lotzes ohne Beziehung zur Historik geblieben. — Vgl. Das Verstehen II, S. 37 ff.

[2] Vgl. Lehmann, Gesch. der nachkantischen Philosophie 1931. Von den Voraussetzungen der idealistischen Philosophie aus erfolgt so auch die Auseinandersetzung mit der, auch durch die Historik — allerdings zu einem hier nicht mehr zu berücksichtigenden Zeitpunkt — eingeführten positivistischen Lehre. Kap. II, S. 154.

[3] Ihren Stand skizzierten wir in Das Verstehen I, Einleitung S. 12 ff. und 126, Anm. 2. — Dilthey macht einmal (Preuß. Jahrbb. IX, 1862, S. 380 f.) darauf aufmerksam, daß die Geschichtsschreibung der Zeit, wo sie nicht in Beziehung zur Jurisprudenz stand, wie bei Pütter und noch Möser, in der Regel mit der Theologie zusammengehangen habe. Theologen waren Michaelis, Eichhorn, Planck, noch Spitteler, vor allem Herder; von der Theologie kamen J. v. Müller und Schlosser. In diesem vollzieht sich eine entscheidende Loslösung. (Auch Ranke begann bekanntlich als Theologe.)

[4] Schönemann, Grundl. und Enzykl. der hist. Wissensch. 1799 (Schüler Gatterers), Fabri, Enzykl. der hist. Hauptwissensch. und deren

rische Enzyklopädie neben die theologische und philologische — die juristische bleibe hier außerhalb unserer Betrachtung[1] — treten, und in den großen und bekannten Namen des 18. Jahrhunderts treffen sich die Reihen.

Wir sprachen schon eingangs von der großen Bedeutung, die der Arbeit eines Mannes zukommt, der wohl öfter genannt, aber nicht eigentlich unter dem Gesichtspunkt gewürdigt worden ist, der der für ihn entscheidende und — der für unsern Zusammenhang wichtige ist[2]. Es ist gewiß kein Zufall, daß der Be-

Hilfsdoktrinen (1808) bespricht — wesentlich bibliographisch orientiert — einige der wichtigsten formellen und materiellen Enzyklopädien. Die Hermeneutik hat gewöhnlich darin eine Stelle in den Prolegomena.

Als in den neukonstituierten einzelnen Geisteswissenschaften um die Jahrhundertwende von neuem eine über formelle Zusammenstellungen und Aggregate — dergleichen versteht noch Wachsmuth (Theorie der Geschichte S. 82) unter Enzyklopädie, nach Boeckh (Das Verstehen I, S. 176) sogar nach F. A. Wolf — hinausgehende systematische Enzyklopädie geschaffen, vorgetragen und gedruckt wurde — Hegel wie A. W. Schlegel lasen bekanntlich Enzyklopädie — wurden Hermeneutik und Kritik an die Spitze gestellt. Vgl. das Verstehen I (Wolf S. 64, Schleiermacher S. 165, Boeckh S. 175). So auch — neben den in Das Verstehen II behandelten Theologen — von den in diesem Bande zu besprechenden Autoren. „Methodologie und Enzyklopädie" ihrer Wissenschaft mit Hermeneutik behandelten — charakteristischerweise stets (zunächst) als Vorlesung — Droysen, Steinthal, Ritschl u. a. m.

[1] J. J. Mascov (1689—1761) darf in diesem Zusammenhang genannt werden. Der durch die fruchtbare Verbindung von staatsrechtlichen und historischen Gesichtspunkten bedeutsame Forscher (1719—1761 in Leipzig wirkend) hat auch methodischen Fragen der Geschichtserkenntnis und -schreibung Aufmerksamkeit gewidmet. Sprach er es doch aus, daß die Historie ihre Theorie sowohl als andere Wissenschaften und Künste habe. (Vgl. Wegele, a. a. O. S. 662 ff.; Goerlitz, Die hist. Forschungsmethode J. J. Maskovs 1901, bes. Kap. I, und S. 50, Anm 2; Kötzschke, Die gesch. Studien an der Univ. Leipzig (Festschr. f. W. Goetz 1927) S. 271 ff. und ADB. 20, S. 554 ff.).

[2] J. M. Chladenius (1710–1759) — über den Werdegang (Wirksamkeit in Wittenberg, Leipzig, Coburg, Erlangen) einiges in der Vorr. zur Allg. Gesch.-Wiss. — wurde schon Das Verstehen I, S. 27 erwähnt. Vgl. Ersch-Gruber Allg. Enz. 17, S. 14. Später haben ihn Wegele, a. a. O. S. 777 (kurz), Bernheim, a. a. O. S. 162 u. 210 f. („Der erste, der das Verhältnis der historischen Methode zur allg. Erkenntnistheorie und zur Logik eingehender zu bestimmen versucht hat"), Unger, Aufs. z. Prinz.-Lehre S. 98 ff. u. 117 ff. berücksichtigt. — Aber sämtliche Autoren ziehen nur seine „Allgemeine Geschichtswissenschaft" (1752) heran, nicht das für das Verständnis seines eigentlichen Anliegens

gründer der neueren Historik, denn das ist Chladenius, Theologe war[1]. Im Zusammenhang sowohl der theologischen hermeneutischen, wie der philosophischen enzyklopädischen Tradition[2] stehend, konnte der Verfasser der „Einleitung zur richtigen Auslegung", als Autor der „allgemeinen Geschichtswissenschaft", für seine Zeit und lange danach maßgebende und auch heute noch keineswegs antiquierte Gesichtspunkte entwickeln, die wirklich eine Theorie des geschichtlichen Erkennens zu heißen verdienen[3]. Mit der Forderung, einmal die

entscheidende Hauptwerk: Einleitung zur richtigen Auslegung vernünftiger Reden und Schriften 1742. Es läßt die eigentliche Intention des hervorragenden Gelehrten, seine Leistung erst richtig erkennen (Zit. als „Einl.").

Vom selben Autor existieren: Philosophia nova definitiva 1750; Logica practica 1742; Vernünftige Gedanken vom Wahrscheinlichen 1748; Opuscula Acad. 1750 u. a. m.

[1] Aus dem Unternehmen, Hermeneutik philosophisch und systematisch vorzutragen, ist Chladenius nach seiner eigenen Angabe die Besinnung über die Prinzipien des historischen Erkennens erwachsen (Allg. Gesch.-Wiss. Vorrede). Er hat zunächst seine Ideen über allgem. Gesch.-Wiss. in einem besonderen Abschnitt der Einleitung zur systematischen Theologie vorgetragen (Vorr. S. IX). — Hier ist einmal der Zusammenhang, der die Problematik der theologischen und historischen Verstehenslehre geschichtlich verbindet, sehr deutlich. (Vgl. im übrigen Das Verstehen II, bes. die Einführung.) — Wieviel weiter der Horizont unseres Autors reichte als der auch bedeutender Zeitgenossen, zeigt ein vergleichender Blick auf den im gleichen Jahr wie die Allg. Ausleg.-Wiss. erschienenen Unterricht von Auslegung der Hl. Schrift von S. J. Baumgarten (1742), über den Das Verstehen I, S. 17, Anm. 2 nachzusehen ist.

[2] Philosophisch hält sich Chladenius ganz an die Leibniz-Wolffsche Vernunftlehre. Beide Philosophen werden oft von ihm erwähnt. Sehr charakteristisch formuliert der Eingangsabschnitt der Allg. Gesch.-Wiss. (Kap. I, § 1) die Grundgedanken der monadologischen Weltansicht („. . da jede Art der endlichen Geister eine besondere Art haben muß, sich die Welt vorzustellen, so ist uns zu wissen besonders nötig, wie die Menschen ihre Erkenntnis von denen Veränderungen der Welt beschaffen ist" S. 1 f.). Der für seine Historik grundlegende Relationismus des Erkennens ist also bei Chladenius metaphysisch verankert.

[3] Die Vorrede zur Allg. Gesch.-Wiss. (S. 17) berichtet, daß der Verf. lange geschwankt, ob er die Lehre von der historischen Erkenntnis „unmittelbar zum besonderen Gebrauch der Gottesgelahrtheit" oder „allgemein" abfassen solle („da ja historische Partien hie und da vorhanden sind"). Zu dem letzteren wirklich befähigt war wahrscheinlich unter seinen Zeit- und Amtsgenossen allein Chladenius. Vgl. als Folie die Erörterungen über historische Erkenntnis bei Wolff (oben S. 19, Anm. 3). — Nach

Beschaffenheit der historischen Erkenntnis zu untersuchen wird Chladenius zum Urheber und Förderer einer Fragestellung, die nach ihm Herder und Humboldt, Droysen und Dilthey beschäftigen sollte und die mit den Worten des letzteren als„ Kritik der historischen Vernunft" bezeichnet werden kann. Grund genug, wenigstens etwas bei der Lehre J. M. Chladenius' zu verweilen.

Exkurs: Die hermeneutische Lehre des J. M. Chladenius.

Bisher, meint Chladenius, ist die Lehre vom Verstehen in der Logik als Anhang zur Vernunftlehre abgehandelt worden[1]. Aber diese Anordnung befriedigt nicht und berücksichtigt nicht die Eigentümlichkeit der besonderen Objekte, auf die sich die Erkenntnis erstrecken kann. Diese kann sich selbständig denkend betätigen, dann untersteht sie den Regeln der Vernunft, oder Schriften und Denkmale zu verstehen suchen, also auslegend, an Vorgedachtem, dann bedarf es besonderer Normen[2]. Die Lehre

Chladenius (Vorr. zur „Ausleg." S. XXIII) erstrecken sich die Lehren der Allg. Auslegekunst auf „alle Arten der Bücher"; sind sie für alle „zureichend". Was das „Zureichende" anlangt, muß jedoch in Anschauung der hl. Schrift eine Ausnahme gemacht werden. Ihre Auslegung ist ein „chef d'oeuvre", bei der nicht nur alle Künste der philos. und allgem. Auslegekunst anzuwenden sind, „sondern auch noch besondere Regeln". Denn es handelt sich um „geheimnisvolle", um „vernunftübersteigende" Stellen. Die allgem. Auslegeregeln sind hier nur Vorbereitung („Vorsaat"). Es ist aber, nach Chladenius' Worten, rühmlicher „diese Einschränkung einzugestehen, die Anwendung einer Wissenschaft durch Setzung gewisser Schranken sichtbar zu machen, als durch den Schein weitläufigerer Anwendung falschen Wert anzudichten" (vgl. dazu: Das Verstehen I, S. 15 ff u. II, bes. S. 37 ff.).

[1] Einl. S. V, § 177. Das sei ein Fehler. Immerhin bleibe der systematische, von einzelnen Begriffen zu höheren Einheiten fortschreitende modus procedendi der Logik vorbildlich (S. XI). Die Hermeneutik ist aber „eine Disziplin vor sich, der man ihren Ort nach der Lehre von der Seele anweisen kann" (S. 97). Über ihre bisherigen Mängel vgl. §§ 178 ff. Dort wird auch die Verwechslung mit Philologie und Kritik gerügt, „da doch, wenn ein Criticus und Philologus das seinige allbereit bey einem Buche gethan, des Auslegers Arbeit allererst angehet". (Über Herm. und Kritik vgl. auch § 252.) Die gegenwärtige Notwendigkeit einer Hermeneutik legt § 669 dar.

[2] Einl. S. IV.

vom Auslegen oder Hermeneutik gliedert Chladenius nach den Hauptarten der zu verstehenden kleinsten Einheiten des Ausdrucks (Sätze oder Stellen), solche dogmatischer oder geschichtlicher Art[1], in die Auslegung allgemeiner Wahrheiten[2] und historischer Nachrichten[3]. In streng systematischer Form schreitet die Erörterung der hermeneutischen Grundsätze am Leitfaden der gegenständlichen Einteilung und Anordnung fort[4]. Für das Verständnis historischer Schriften entwirft Chladenius eine Theorie, die er dann in seinem geschichtstheoretischen Werk weiter ausbaut. Er gibt an Hand instruktiver Beispiele Erläuterungen dazu, was Verstehen überhaupt[5], was Ausle-

[1] Einl. S. IX f. Dazu werden S. XX noch Willensmeinungen (z. B. Gesetze) hinzugefügt. Sie — und andere Arten der Äußerung — haben nicht nur eine andere äußere Gestalt, sondern „erfordern auch zu ihrem Verstand eine andere Vorbereitung und Einsicht". Über die Auslegung der „Gesetze": §§ 190 u. 305.

[2] Das Kap. IX der Einleitung ist ganz der Auslegung der „allgemeinen Wahrheiten" gewidmet.

[3] Vgl. Kap. VIII der Einleitung und Allg. Gesch.-Wiss.

[4] Die Auslegekunst hat zunächst die Form des Ausdruckes zu berücksichtigen. Von der Auslegung der Reden als der „vornehmsten Art seine Gedanken auszudrücken" handelt Einl. Kap. I. u. V. Besonders fein wird dabei des Hilfsausdrucks (Miene, Stimme usw.) beim Verständnis der Rede gedacht und deren Charakter (Wahrheit, Aufrichtigkeit) und Formen (Kollektivrede [Chor] usw.) analysiert. Über Auslegung von Gesprächen § 218 ff. Kap. II u. VI behandeln die Schriften (Briefe [interessante Bemerkungen zur Hermeneutik des Briefes], Berichte [für die Mit-], Historie [für die Nachwelt], Lehrbücher, Betrachtungen, Sinnreiche Schriften [esprit], Gedichte, Gesetze usw.). Von den „Erklärungen" (den zweideutigen, verstellten, beteuernden, bekennenden u. a.) ist Kap. VII die Rede.

[5] „Man verstehet eine Rede oder Schrift vollkommen, wenn man alles dasjenige dabey gedenkt, was die Worte nach der Vernunfft und denen Regeln unserer Seele in uns vor Gedanken erwecken können" (§ 155). Zwischen dem Verständnis des Verfassers und Verständnis des Sinnes des Verfassers wird unterschieden. Die verschiedenen Arten des Verständnisses bei moralischen Ausführungen, Befehlen, usw. werden besprochen (Kap. IV). — „Ich finde bei dem Cartes den Satz: man soll an allen Sachen einmal zweifeln. Wenn ich sage: ich verstehe den Satz, und zwar vollkommen, so heißt dies soviel, als mir ist die Meinung des Cartesii bekannt, sie mag . . richtig oder unrichtig . . . . seyn" (§ 153). — Zum vollkommenen Verstehen gehören eine Menge Begriffe, wenn man sich alle Sachen vorstellen will, die sich bei den Worten nach den Regeln der Psychologie denken lassen (§ 159). — § 674 ff. werden drei Arten Begriffe unterschieden: „unmittelbarer", „mittelbarer Verstand" einer

gen[1] heiße. Interessant im Hinblick auf Kontroversen späterer Zeit, die uns noch sehr zu beschäftigen haben werden, ist, daß Chladenius schon mit einer gewissen Schärfe betont, daß es etwas anderes sei, seine Meinung, sie mag richtig oder unrichtig sein, von dem Verstand einer Stelle zu sagen, und etwas anderes, eine Stelle auszulegen[2]. Im Zuge sehr subtiler Erörterungen über die Stufen des Verstandes erörtert der gelehrte Theologe in einer auch für die Historik höchst lehrreichen Weise die Möglichkeiten, weniger oder mehr Sinn aus Äußerungen zu entnehmen, als der Verfasser hineingelegt hat, also auch das Problem der Anwendung[3]. Die Einsicht des Verfassers in Ansehung des unmittelbaren Verstandes, als des wichtigsten, zu erreichen, seine Absicht beim mittelbaren, der Anwendung, zu erreichen, aber nicht zu überschreiten, muß das Ziel einer wirklichen Auslegung sein[4]. Dazu gilt es nach Chladenius, der hier Boeckhs

Stelle (Folgerung) und „Ausschweifungen". Dazu gibt Chladenius allerlei eingehende Ausführungen. — Interessant sind die Hinweise, „woraus zu erkennen sei, daß man noch nicht vollkommen verstanden habe" (§§ 173 ff.). — Über Mißverstand, „Deutelung", Verdrehung usw. § 193 ff., über „richterliche" Auslegung: § 180.

[1] „Auslegen ist", nach § 169, „nichts anderes als jemandem die Begriffe beybringen, welche nötig sind eine Rede oder Schrifft vollkommen zu verstehen oder verstehen zu lernen". Vgl. bes. Kap. X. Der Ausleger muß wissen, erstens wo dunkle Stellen sind, zweitens welche Begriffe dem Schüler fehlen, drittens wie er ihm solche beibringen kann (§ 650). Über „Rechtfertigung" der Auslegung §§ 656 ff.

[2] Einl. S. 497.

[3] Vgl. Einl. §§ 692 f. (u. Anm. 7). „Der Leser macht eine Anwendung öfters nicht, die doch könnte gemacht werden" und „er macht eine solche, die der Verf. nicht vorausgesehen". Über die „Absicht eines Verfassers" § 695. „Wer mehr Einsicht hat als der Verf., der überschreitet die Absicht des Verf., hingegen, wer weniger Einsicht hat, der erreichet die Absicht desselben nicht" (S. 543). — Die moderne Hermeneutik spricht von „übergreifendem Verstehen" (Spranger). Für das Problem der applicatio vgl. Das Verstehen II, Einf., S. 15 ff.

[4] Einl. § 701, 702. u. 723 ff. Dazu gehört nicht nur Erfassung der Meinung, sondern auch der „Regungen und Triebe" (z. B. bei Glückwunsch- und Kondolenzschreiben) (§ 709 ff.). Zwischen dem Haben und Vorstellen der Gefühle wird von Chladenius sehr fein unterschieden. Er betont mit Recht, die Auslegung von Stellen, die „eine Bewegung nach sich ziehen sollen", sei von der Hermeneutik bisher vernachlässigt worden (§ 722): Die subtile Darlegung wird gefordert, daß, je, nachdem ob beim Autor die leidenschaftliche Regung als solche oder nur eine die Vorstellung davon vorhanden gewesen sei, auch der Leser das eine, oder aber beides zu empfinden gehalten sei (§ 720).

Theorie der generischen Interpretation vorauszunehmen scheint, wieder die Art der Schrift zu berücksichtigen. Der Autor will für dogmatische Schriften oder Stellen eine andere Anwendung als bei historischen[1]. Wir müssen, wenn wir uns keiner Überschreitung schuldig machen wollen, bei Dogmatischem uns das Lehrsystem, die Weltanschauung, mit Chladenius zu sprechen: die Einsicht des Autors gegenwärtig halten, bei historischen Stellen seinen Horizont. Wir sind damit bei einem wichtigen, für Chladenius Lehre entscheidenden Punkt der Historik, der Lehre vom geschichtlichen Verstehen angekommen[2].

Weil sich die Logik bisher hauptsächlich um das System der allgemeinen Wahrheiten gekümmert hat, ist die Beschaffenheit der historischen Erkenntnis, so meint Chladenius, noch kaum eigentlich untersucht worden[3]. Die Analyse der Grundbegriffe[4] alles Geschichtlichen[5] führt unsern Denker zu der für ihn ent-

[1] Einl. § 704. Bei dogmatischen Büchern ist „des Verf. Sorge eben nicht, seine Meinungen bekannt zu machen, es wäre denn, daß er aus einer besonderen Absicht ein Glaubens-Bekenntnis ablegen wollte, sondern er will nur die Wahrheit darstellen, der es einerlei ist, von wem sie vorgetragen wird. Daher hat ein Leser sich auch darüber nicht so sehr aufzuhalten, ob die Sätze dem Verf. beizumessen sind, noch über die Folgen sich den Kopf zu zerbrechen" (S. 550).

[2] Die für das Folgende herangezogene „Allg. Gesch.-Wiss." ist also eine Neubearbeitung des Kap. VIII der „Einleitung zur richtigen Auslegung" („Von Auslegung historischer Bücher").

[3] Allg. Gesch.-Wiss. S. 26. Vgl. dort S. 23 f., wo dargelegt wird, daß bei guten und zuverlässigen Quellen die Geschichte auch ohne allgemeine Theorie zu verstehen sei, aber häufig bedürfen diese der Auslegung, der Sicherstellung der Gewißheit, was allgemeine Regeln der historischen Erkenntnis eben nötig mache.

[4] Eingehend werden Allg. Gesch.-Wiss., Kap. I, der Begriff der Geschichte im objektiven und subjektiven Sinn und der ihres Gegenstandes (Arten der „Subjekte"), Kap. II u. III das geschichtliche Geschehen, IV die Persönlichkeit und das Historische, VIII sehr eingehend der Zusammenhang und die Motivierung in der Geschichte („Ursache", „Gelegenheit", „Anschlag" usw.) analysiert.

Vgl. die klare Bestimmung S. 262: „Wir handeln von der historischen Erkenntnis: was uns also von denen Dingen, die sind nur geschehen, nicht bekannt ist, das gehöret zwar zur Geschichte, aber nicht zur Geschichtskunde, noch zur historischen Erkenntnis." Hervorzuheben ist auch die lehrreiche Erörterung über die Schwierigkeiten der psychologischen Erkenntnis für den Historiker, die auf Simmels Untersuchungen (Probl. der Gesch.-Phil.) vorweisen (Kap. VIII, § 45).

[5] Höchst interessanterweise berührt sich der Ansatz der Chladeniusschen Historik stark mit der bedeutendsten aller Späteren, mit Droy-

scheidenden Frage[1] nach der „Verwandlung der Geschichte im Erzählen“[2]. Es ist nach ihm nämlich bei der geschichtlichen Erzählung ebenso nötig, auf den Zuschauer, der berichtet, und seine Beschaffenheit zu achten als auf die Sache selbst[3]. Von seinem „Sehepunkt“ aus, der von unserm Theologen definiert wird[4] als „der innerliche und äußerliche Zustand eines Zuschauers, insofern daraus eine gewisse und besondere Art, die vorkommenden Dinge anzuschauen und zu betrachten führt“, und der aus des Zuschauers Stand, seiner Stelle und Gemütsver-

---

sens. „Die Dinge, welche in der Welt geschehen“, heißt es Einl. S. 182 „sind teils physikalisch, teils moralisch“. Die Veränderungen in letzteren geschehen durch den Verstand und Willen der Menschen. (Vgl. dazu Droysen, Grundl. d. Hist. § 1, 14, 45 u. ö. und unten Kap. II.) Über den Zusammenhang, Verbindung und Ursachen in der Geschichte: Allg. Gesch.-Wiss. Kap. VIII. Über die Freiheit („es kommt bei den Geschäften der Menschen hauptsächlich auf ihren Willen und Freyheit an“): S. 270 Chladenius trägt eine Lehre vom Zusammenhang der „Willensmeinungen“ (s. o. S. 24, Anm. 1) mit der Historie vor („die Erkenntnis demnach, woraus unser Wollen entsteht, gehört zur hist. Erkenntnis“) (Allg. Gesch.-Wiss. I, § 27, Einl. § 470, 486), die stark an Droysens und Troeltschs Lehre von der Kultursynthese erinnert.

Nur wo er sich (durch 1. körperlichen Apparat, 2. Zeichen) ausdrückt, wird der Wille historisch interessant (S. 54 ff., ebd. über die Kontinuität und den Wandel im — kollektiven — Willen). Die dort vorgetragene Lehre vom „moralischen Wesen“ erinnert wieder deutlich an Hegels Theorie des objektiven Geistes und Schleiermacher-Droysens Lehre von den „Gemeinsamkeiten“. Besonders lehrreich übrigens die Analyse der Glieder dieses Wesens. Hier wie öfter finden sich hervorragende soziologische Einsichten bei Chladenius.

[1] Schon in der „Einleitung“ wird die relationistische Theorie vorgetragen. Die Allg. Gesch.-Wiss. unterbaut sie sorgfältig.

[2] Vgl. Allg. Gesch.-Wiss. Kap. VI und Einl. § 308 ff. Eine sorgfältige Zergliederung der Wahrnehmung, des „Sehens“ („Anblick“, „Anschauen“, „Prospekt“) bereitet die, nach Chladenius eigenen Worten (S. 100 f.) von Leibniz inspirierte, aus der Optik in die Historik zu übertragende Theorie des Sehepunkts (II § 17, V § 12) vor (vgl. Das Verstehen I, S. 27, Anm. 2). Bes. Kap. V, dort die Definition: „Sehepunkt ist der Ort, wo das Auge des Zuschauers sich befindet“ (S. 93). Die Erweiterung gegenüber dem optischen Gebrauch: nicht nur von der Richtung, sondern 1. dem Zustand des Auges; nicht nur vom Zustand des Auges, sondern 2. aller Sinne, 3. nach dem jeweiligen Gesamtzustand „dependiert“ die Erkenntnis.

[3] Allg. Gesch.-Wiss. S. 92. Vgl. die Theorie und Kasuistik des Zuschauers V, § 5 und Vernünftige Gedanken S. 50 ff.

[4] A. a. O. S. V, § 12.

fassung abzuleiten ist[1], schildert der Erzähler im historischen Bericht. Chladenius versucht eine Typologie der Sehepunkte (der Interessent, der Fremde, der Neuling, Freund und Feind, höherer und niederer Standpunkt, der Gelehrte, der Freudige und Traurige, der Barbar[2]), beleuchtet vor allem auch die Auswirkung[3]. Aber nicht nur die Brechung des Geschehens nach den verschiedenen Sehepunkten ist zu berücksichtigen, wenn die erwähnte „Verwandlung" der Geschichte in Frage steht, sondern noch eine andere „Handlung der Seele", die darin zum Ausdruck kommt, daß niemals eine Begebenheit erzählt wird, wie sie empfunden wurde, sondern „vielmehr nach einem gewissen Bilde, welches aus der Empfindung und ihrer Vorstellung durchs Gedächtnis herausgezogen wird[4]. Die Geschichte gewinnt so eine Gestalt[5]. Chladenius widmet sehr sorgfältige und auch heute noch wieder beachtenswerte Erörterungen der „Ausbreitung" von Geschichten[6]. Als einleuchtenden Fachausdruck führt er dabei die Bezeichnung: „Kanal" ein für „eine Reihe von Personen, deren eine der Autor ist, die andern aber als Nachfolger es von einander haben"[7]. Er kann sich auf seine her-

[1] Eine soziologisch-psychologische Lehre vom „Stand": a. a. O. S. 78ff., 98ff.; die „Stelle" V, § 9; „Zustand": § 10. Alle diese Darlegungen wirken überaus modern, und nehmen manche als große Entdeckungen unserer Tage gefeierte Erkenntnisse voraus.

[2] Hauptarten der Sehepunkte: a. a. O. V, §§ 15—23. Jeder Zuschauer hat nur eine gewisse Aussicht und Einsicht (S. 114); aus gemeinsamer Ansicht folgt noch nicht gemeinsame Einsicht (Beurteilung) (S. 102).

[3] Vgl. Einl. §§ 311ff.

[4] A. a. O. S. 115ff. Zur Verwandlung des „Urbilds" der Geschichte in die Erzählung gehören (Kap. VI): Gliederung, Stilisierung (Weglassung, Vergrößerung, Aussonderung), Generalisierung, Einmischung subjektiver Empfindungen, Vereinheitlichung (vgl. S. 127) aber auch die Zugrundelegung einer Absicht, ferner der Gebrauch von Vergleichen, die Pointierung (Umwandlung ins „Sinnreiche"), die Ergänzung des Sehepunkts u. a. m. Über die Arten der „Verdunkelung": S. 139ff.

[5] Über diesen ganz modern anmutenden Ausdruck: Kap. VI, § 27. VIII § 47 wird die Erzählung „Stückwerk" genannt, da sie ja eine „schon zweimal verkürzte Geschichte" sei. Über die Zusammenziehung in ein „Hauptwerk", einen „Hauptpunkt", die „Substanz der Historie", die „nicht lediglich von der inneren Beschaffenheit, sondern hauptsächlich mit vom Zuschauer abstammen" vgl. S. 125f.

[6] A. a. O. Kap. VII. Über Art und Zeit der Zirkulation von Nachrichten dort allerlei Interessantes. Die Veränderung der Geschichte bei der Ausbreitung wird untersucht in §§ 12, 31ff.

[7] A. a. O. S. 160. Die erste Erzählung, der Grund aller übrigen Er-

meneutischen Lehren, wie sie die „Einleitung“ vorgetragen, für die Exegese der so zustandegekommenen Nachrichten oder Berichte[1] berufen[2]. Es muß dabei der Doppelfall ins Auge gefaßt werden, daß, was sich der Berichtende und der Hörer jeweils denkt, nicht das gleiche ist: mag doch der Zuschauer eben anderes und mehr empfunden haben, als aus dem Begriff unmittelbar hervorgeht, wie andrerseits der Hörer mehr an dem Inhalt des Berichts interessiert sein kann als der Erzähler[3]. Das betrifft aber nur die Fruchtbarkeit einer Stelle, nicht den unmittelbaren Verstand; dieser muß identisch sein für alle der Sprache Mächtigen, also für den ersten so gut wie den zweiten und dritten Hörer[4]. Veränderungen der Urkunde verändern allerdings die Geschichte[5]. Chladenius will darum einer Nachricht gegenüber zweierlei vorgehen lassen: 1. Das Verstehen der Urkunde. 2. Die Überlegung und Betrachtung über die erhaltene Nachricht[6]. Das erstere vollzieht sich nach den Regeln

---

kenntnis, wird als die Urkunde bezeichnet S. 167, vgl. S. 174 ff. Über die Unveränderlichkeit des ursprünglichen Umstandes bei Identität der Urkunde, über die Veränderung beim Abweichen S. 187 f.: Über Erneuerung und Entdeckung verlorener Nachrichten: S. 195 ff.

Die Erkenntnischance ist nach XI, § 6 bei Schriften des Altertums nicht prinzipiell schlechter als bei neuen. Von den empirischen Schwierigkeiten, die die Hermeneutik erforderlich macht, handelt § 7. Über scriptores coaevi §§ 13 ff. Ebd. §§ 16 ff. über den Ausgleich ihrer und der Aussagen moderner Autoren.

[1] Eine Lehre von den Quellen (Denkmale und Bücher) wird a. a. O. Kap. XI, bes. §§ 2 u. 24 ff. entwickelt. Für die alte Geschichte (Briefe, Staatsschriften, historische Werke): §§ 5, 10. Hier hat „ohne Zweiffel die Auslegung auch bey denen Aufschrifften, wie bey allen alten Schrifften, ihr grosses Geschäffte“ (S. 377).

[2] Allg. Gesch.-Wiss. Kap. VII. §§ 14 u. 16 zeigt besonders deutlich den Anschluß an die „Einleitung“. Die erste Stufe ist die grammatische Interpretation (ebd.).

[3] A. a. O. S. 169 ff., bes. § 15. Der Zuschauer weiß, daß er der Geschichte auch eine andere „Gestalt“ hätte geben können, der Hörer dagegen kennt die Geschichte nur aus der Erzählung. Vgl. Kap. VII, § 27.

[4] Das Prinzip der Einheit des Sinnes betont die zeitgenössische Hermeneutik, wie wir Das Verstehen I, S. 76, 121, 194 sahen, stark. Über „unmittelbaren Verstand“: vgl. oben S. 25, Anm. 4. — Die moderne Historik spricht u. U. von „Hyperhermeneutik“ (Bernheim, Lehrbuch S. 554 f.).

[5] A. a. O. Kap. VII, § 21. Ebd. und § 29 über die „Zerrüttung“ der Geschichte im „Ruf“ („Fama“).

[6] A. a. O. S. 179.

der Hermeneutik — siehe das früher Dargelegte —, beim zweiten wirken sich die bei der Theorie der Sehepunkte erörterten Momente aus[1]. Gerade weil die Geschichte ja eben schon eine Verwandlung in die Erzählung durchgemacht, wird der Hörer den Trieb haben, alles, was vorhanden, genau zu kennen, „möglichst noch mehr zu wissen“ [2].

Wir kommen zu einem letzten Punkt, in dem Chladenius mit seinen eindringenden und scharfsinnigen Erörterungen in der Entwicklung der Theorie der Geschichte einen bedeutsamen Schritt voran getan hat. Es ist das jeder Historik aufgegebene Problem der Gewißheit[3] der Geschichte, das in einer Zeit, die die Skepsis in siegreichem Fortschreiten sah, allerdings von besonderer Wichtigkeit sein mußte[4]. Einleuchtend und besonnen hat unser Theologe zunächst einmal schon die Forderung nach unparteiischer Erzählung auf Recht und Unrecht untersucht. Diese Frage hat, wie wir sehen werden, ja immer wieder lange und heftige Erörterungen durch die weitere Historik hindurch hervorgerufen. Es spricht für unsern Autor, wie er in einer, später nicht immer erreichten Weise das Für und Wider abwägt. Auf seine Lehre vom Sehepunkt gestützt, meint Chladenius, daß es unmöglich und deshalb unbillig sei vom Erzähler zu verlangen, daß er die Geschichte ohne solchen ansehe und daher erzähle[5]. Nur wer den Unterschied zwischen Geschichte und Erzählung übersieht, kann erwarten, daß ein Geschichtsschreiber sich „wie ein Mensch ohne Religion, ohne Vaterland, ohne Familie anstellen soll“ [6]. Daß nach dem Sehe-

[1] Das Besondere des Bildes einer Geschichte aus einer Erzählung gegenüber dem des Zuschauers pflegt, nach Kap. VII, § 24, zu sein, daß es kürzer bzw. kleiner ist, manches unbestimmt bleibt, die Geschichte schon eine gewisse „Gestalt“ hat. — Über das Erklären, das das in der Erzählung etwa Widerspruchsvolle begreiflich macht: S. 771 f. Vgl. das ganze Kap. VIII.

[2] Hübsches Beispiel § 26: Nachdenken über den überlieferten Ausdruck „ein Präsent“. Genauere Bestimmung: „an Silberwerk.“ Noch immer bleibt Stoff zum Nachforschen. — Über die Nachforschung: § 40.

[3] A. a. O. Kap. IX. Dazu die allgemeineren Schriften logischen und erkenntnistheoretischen Inhalts (vgl. oben S. 21, Anm. 2).

[4] Vgl. Bernheim, Lehrbuch S. 174 ff. und unten S. 44 Anm. 7.

[5] „Die Natur der Seele läßt eine solche Abstraktion nicht zu.“ A. a. O. S. 151. Sehr lehrreich Kap. VI, §§ 33 u. 34.

[6] A. a. O. S. 151. Daß de facto dergleichen Forderungen erhoben wurden, wird noch zu zeigen sein.

punkt berichtet wird, kann auch nicht parteiisch heißen, sonst wären alle Erzählungen „parteiisch“[1]. Unparteiisch würde man auch noch nicht jeden Bericht des bloßen Zuschauers nennen dürfen, denn, so meint Chladenius ganz richtig, der „Fremde ist noch nicht von aller Verbindlichkeit los, weil ihm die Sache doch gefällt oder mißfällt, wodurch er zu einem Freunde oder Feinde wird und daher eines eher als das andere bemerkt. Ganz abgesehen davon, daß ihm als Fremden vieles verborgen bleiben wird“[2]. Sondern, das Entscheidende formuliert unser Autor so: „Das vorsätzliche Verdrehen mit seinen Teilen kann unterlassen werden“[3]. Nach bestem Wissen und Gewissen erzählen heißt unparteiisch berichten, parteiisch aber ist „nichts anderes als die Verdrehung (und Verdunkelung) der Geschichte“[4]. Die beste Kontrolle stellt die Vergleichung zweier Berichte aus entgegengesetzten Sehepunkten dar. Chladenius fügt dazu die Bemerkung, daß die „abstrakte“ Einsicht in die innerliche Beschaffenheit der Sache, die der eine groß, der andere klein darstellen mag, allein dem Richter oder Historiker nötig sei; im „gesellschaftlichen und bürgerlichen Wandel“ müssen, nach ihm, „diejenigen, welche Freunde sein wollen, auch die Sache aus einerlei Sehepunkt ansehen oder sie wenigstens gemeinschaftlich approbieren“[5]. „Leute, die neutral sein wollen“, so heißt es dort weiter, „auch nur im Denken, werden gemeiniglich auf beiden Seiten vor Feinde gehalten.“

Daß es unmöglich ist, die historische Gewißheit an dem Maß der logischen Wahrheit zu messen, ist eine Überzeugung, die Chladenius von der Mehrheit der Zeitgenossen scheidet[6]. Er ist einer der ersten, der nach der eigentümlichen Evidenz der Geschichte fragt, ein Problem, das nach ihm Gatterer, später vor allem Droysen beschäftigt hat[7]. Und zwar erörtert er in der Auseinandersetzung mit der in der Philosophie der Zeit stark hervortretenden skeptischen Richtung eingehend den Modus der Wahrscheinlichkeit, den er für die geschichtliche Erkenntnis abweist, und den der Gewißheit samt den Möglichkeiten ihres Erweises[8]. Die Wahrscheinlichkeit hat Chladenius

[1] Ebd. [2] Kap. VI § 34. [3] A. a. O. S. 151.
[4] A. a. O. S. 152. [5] A. a. O. S. 153.
[6] Vgl. oben S. 19 Anm. 3. [7] Siehe unten S. 34 und Kap. II.
[8] Allg. Gesch.-Wiss. Kap. IX und X. Die Forderung der Demonstrierbarkeit hat zu einer Bezweiflung der historischen Gewißheit geführt

ja auch monographisch noch einmal untersucht[1]. — Wie es ja fast unumgänglich ist, kommt der Theoretiker der Historie schließlich auch auf die Kunst des Geschichtsschreibers zu sprechen[2]. Freilich sind hier seine Ausführungen nicht sehr eindringend oder orginell. Im ganzen aber dürfte deutlich geworden sein, in wieviel entscheidenden Punkten dieser Versuch einer Historik den Späteren vorarbeitet.

I.

In den großen Namen des 18. Jahrhunderts, so sahen wir (vgl. oben S. 21), treffen sich die verschiedenartigen Bemühungen um eine Hermeneutik in den verschiedenen Geistesgebieten, die zu der Ausbildung einer Lehre vom Verstehen zu führen be-

(S. 284f., 352). Das Kriterium der Gewißheit aber ist die Unveränderlichkeit der Vorstellung der Wahrheit (IX, § 7). Da ein ursprünglicher Trieb zum Bekennen der Wahrheit dem Menschen eigen ist (§ 16), so ist eine Aussage zunächst als wahr zu nehmen: „hören, glauben und gewiß sein" sind von Hause aus eins, wie man, nach Chl., an Freunden, liebenden Ehegatten usw. noch sehen kann (§ 18). Die mögliche Zerrüttung der Glaubhaftigkeit auf seiten von Aussager und Zuhörer läßt ein Maß von Autorität (guter Verstand, Wahrhaftigkeit) für den Berichtenden erforderlich erscheinen (§§ 22f., XI, §§ 11ff.), das unter Umständen besonderer Ergänzung bedarf (§ 304ff.), z. B. durch Zeugen (definiert als „eine Person, die ... aussagt, was schon ein anderer gesagt hat", S. 306), §§ 28ff. Über den Modus der Bekundung: §§ 33ff.

[1] Vgl. das oben (S. 21, Anm. 2) gen. polemische Schriftchen „Vernünft. Gedanken", bes. S. 9ff., 18ff., 34ff. — Über den Zweifel als den Zustand der Ungewißheit, die definiert wird als Erkenntnis, „wo man nicht durch den rechten Weg hinter die Sache gekommen ist" (S. 317), infolgedessen nicht versichert sein kann, daß man sein Urteil nicht ändert: vgl. Kap. X. Über die Methoden des Ausgleichs ebd. In der Wahrscheinlichkeit überwiegen die positiven die negativen Instanzen (X, § 11). Diese Situation ist für den Historiker immer schwierig. „Man merkt schon hieraus, in was für eine Weitläufftigkeit man geräth, wenn man sich wegen der Wahrscheinlichkeit einer einigen Facti und Begebenheit, wo nur ein Ja und ein Nein möglich ist, mit andern Menschen vereinständigen will, auch daß es nöthig sei, ihnen schon vieles von seinem Hertzenszustand zu entdecken" (S. 338). — Fünf Arten wahrscheinlicher Historie: §§ 17ff. Über den Relationscharakter der Wahrscheinlichkeit § 24.

[2] A. a. O. XI, § 19ff. Untersuchungen hierüber waren zu dieser Zeit beliebt. Chladenius führt drei „Kunststücke" des Geschichtsschreibers auf. 1. Sein Werk soll ein „Auszug" sein (keine Vollständigkeit), trotzdem „ganz" bleiben, 2. soll es „sinnreich" (d. h. mit „Witz"), 3. einleuchtend geschrieben sein S. 370ff.).

stimmt waren. Gesner, von dem, wie wir im ersten Bande unserer Untersuchungen[1] sahen, über Heyne[2] die neuere deutsche Altertumswissenschaft ihren Ausgang nimmt[3], auf den daher die Geschichte der philologischen Hermeneutik zurückweist, erscheint auch im Stammbaum der historischen Enzyklopädie[4]. Mit ihm sind wir bei der älteren Generation[5] der Göttinger Schule. Der jüngeren gehört dann schon der vielleicht bedeutendste Theoretiker der Gruppe an: Gatterer[6]. Wie es damals üblich war, äußerte sich dieser seinerzeit hochangesehene Mann über grundsätzliche Fragen der Geschichtsschreibung zunächst in den einleitenden Partien seiner großen universalgeschichtlichen Arbeiten[7]. Leider hat er, der besondere

[1] Das Verstehen I, S. 65.

[2] In Heyne, dessen Bedeutung vielleicht in unserm I. Bande nicht stark genug unterstrichen worden ist (S. 23, 63 u. ö.) zweigt bekanntlich die Linie der spezifisch archäologischen Bemühungen ab (I, S. 34, 222), die ja ihrerseits dann eine hermeneutische Theorie enwickeln sollte. Siehe unten Kap. IV Abt. B.

[3] Vgl. die knappe und lehrreiche Isagoge in eruditionem universalem nominatim Philologiam, Historiam et Philosophiam 1756 Edit. III cum praefatione Chr. Gottl. Heyne 1786, 8. — Dazu: Das Verstehen I, S. 22f., 65f. u. ö. und Bursian, Gesch. d. klass. Philologie I 1883, S. 387 ff.

[4] Fabri, Enzykl. S. 7f., 28, 56.

Ebenso weist Rüß (s. unten S. 56) in seiner Propädeutik (S. 180) auf F. A. Wolf und sein Museum der Altertumswissenschaft.

[5] Dilthey zählt (Ges. Schr. VI, S. 219) zu ihr: Gesner, Michaelis, Mosheim, Pütter, Achenwall, zu der jüngeren: Gatterer, Schlözer, Meiners, Heyne, Spittler, Heeren, Sartorius.

[6] Über den, neben Schlözer und Spittler, die aber für Probleme der Historik weniger Aufschluß gewähren, hervorragendsten Göttinger Historiker Joh. Chr. Gatterer (1727—1799) unterrichtet Wegele, Gesch. der Historiogr. S. 757 ff. und ADB. 8, S. 410 ff. Vgl. auch Pütter, Gel. Gesch. II, S. 156f. und das Elogium Heynes (Com. Soc. Gott. XIV, p. 399ff.); Wesendonck, a. a. O. S. 56ff.; Waitz, Göttinger Historiker (Gött. Prof.) S. 231 ff. — Seit 1751 in Göttingen wirkend, hat er, u. a. an der Spitze des von ihm geleiteten „Histor. Instituts", eine umfassende Lehr- und Schriftstellertätigkeit entfaltet. G. gab heraus: Allgem. hist. Bibliothek 1767—1771, Historisches Journal 1771—1782.

[7] Diese sind vor allem, auch neuerdings wieder, viel beachtet worden. „Der Fortschritt, den G. auf diesem Gebiet gemacht hat, liegt teils in der Vervollständigung und rationelleren Gruppierung des universalgeschichtlichen Stoffes und in der zutreffenderen Konstituierung der Epochen der Geschichte, teils in der prinzipiellen Herbeiziehung der Religions- und Kulturgeschichte, wiewohl eine lebendige Verbindung derselben mit der politischen Geschichte nicht einmal versucht wird." So

Förderer der historischen Hilfswissenschaften[1], keine eigene größere, nur mit den Prinzipien der historischen Forschung sich beschäftigende Arbeit („Historik") erscheinen lassen. Umso wichtiger sind die interessanten Abhandlungen, die Gatterer in der von ihm herausgegebenen Historischen Bibliothek veröffentlichte[2] und vor allem die an etwas abseitiger Stelle erschienene Arbeit über die Evidenz in der Geschichte, die wir, da die Leistungen des Göttinger Polyhistors auf diesem Gebiet neuerdings kaum Beachtung erfahren haben, etwas näher betrachten wollen[3].

Gatterer nimmt dort die bekannte Preisfrage der Berliner Akademie auf, ob die metaphysischen Wahrheiten derselben Evidenz fähig seien wie die mathematischen, um sie auf die historischen Wahrheiten anzuwenden[4] und nach der Art der historischen Evidenz zu fragen. Diese ist nun, nach unserem Autor, nicht die Evidenz abstrakter Wahrheiten, die er die „wissenschaftliche" nennt, sondern eine der „individuellen" Dinge, der er infolge ihrer Sinnenfälligkeit sogar einen höheren Rang einräumen will[5]. Von den drei Arten individueller Dinge: gegen-

---

urteilt Wegele ADB. 8, S. 412. — Sieben verschiedene Entwürfe weltgeschichtlicher Darstellung hat Gatterer begonnen. Vgl. auch unten Anm. 3.

[1] Wegele, Gesch. d. Historiogr. IV, 1, bes. S. 757 ff.

[2] Es sind vor allem: Vom historischen Plan und der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählung (Hist. Bibl. I, S. 15 ff.). Vom historischen Gewissen (ebd. S. 90 f.). Vom Standort und Gesichtspunkt des Geschichtsschreibers oder der deutsche Livius (V, S. 3 ff.). Dazu eine Fülle von Rezensionen, oft sehr lehrreicher Art. — Vorgeschwebt hat Gatterer: „Kultur der Geschichte in ihrem völligen Umfange" (Einl. zur Hist. Bibl. I, S. 2).

[3] Vorrede von der Evidenz in der Geschichtskunde (zu der Allgemeinen Welthistorie, die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertiget worden her. v. Boysen 1767).

[4] Evidenz erklärt Gatterer mit „Augenscheinlichkeit" oder „augenscheinliche Wahrheit". Vorrede S. 3. — Schon Chladenius hat, wie wir sahen, verschiedene Arten der Evidenz, je nach der Natur des Objekts unterscheiden wollen. Auch er will vor allem „Gewißheit"; sie gegen den Skeptizismus zu verteidigen, ist das Anliegen, aus dem sein Werk entstand. Auch Chladenius schied allgemeine (logische) und historische Wahrheiten.

[5] A. a. O. S. 6: „man zeigt die Sache ohne Umstände den Sinnen oder der Einbildungskraft vor und die Sache redet alsdann von sich selbst unendlich lebhafter und überzeugender als die faßlichste Entwicklung einer geometrischen Wahrheit."

wärtiger, vergangener, zukünftiger, kommt — wieder nach der Sinnenfälligkeit — die höchste Evidenz den gegenwärtigen zu, die allerdings mit Hilfe der Einbildungskraft, die eine Art von „idealer Gegenwart“ in der Seele entstehen läßt, auch für die andern erreichbar erscheint. Gatterer verrät Sinn für echte Problematik der Historik, wenn er darauf aufmerksam macht, wie erstaunlich es sei, daß wir Dinge, die wir nie „sinnlich empfunden“ haben, auf Grund von „malerischen“ Beschreibungen und eigenen Anstrengungen unserer Seelenkräfte „gegenwärtig“ machen können. Es geschieht das vermöge der Einbildungs- und der Dichtungskraft [1]. Erstere kann nur aus dem Fundus des sinnlich Erlebten reproduzieren, letztere kombiniert dann — „ergänzt und substituiert geschwinder, als wir es selbst bemerken können“, die ihr dargereichten Stücke auf Grund einer Beschreibung und kraft eigener Dichtung zu einem neuen — so nie, aber in einzelnen Teilen oder auch an ähnlichen Ganzheiten früher erlebten — Ganzen. Gatterer erinnert an eine Schlacht, deren ideale Gegenwart auch für den, der sie nicht erlebte, um so deutlicher sein wird, je genauer einerseits die Beschreibung, andererseits die Kenntnis „wirklich einmal gesehener Teile“, die zu einer Schlacht gehören, sein wird [2]. Daraus leitet Gatterer die Grundsätze oder Regeln ab, deren Beobachtung der Erzählung historischer Begebenheiten [3] (also vergangener Dinge nach dem obengedachten Schema) Evidenz verleiht. Es sind die zwei folgenden.

Erstens: man entwickele das System, wozu eine Begebenheit gehört. Gatterer nennt das auch pragmatisch [4] erzählen. Zweitens: man erwecke dem Leser ideale Gegenwart der Begeben-

---

[1] Damit wird bereits höchst eindrücklich das in der späteren Historik von Humboldt, Droysen u. a. bis auf die Gegenwart viel erörterte Problem der historischen Phantasie gestellt. Auch Mascov hat bereits auf die Unterschiede der Geschichte und der Poesie in dieser Hinsicht reflektiert (Goerlitz, a. a. O. S. 5 f.). (Vgl. Das Verstehen I, S. 217 f., 250.)

[2] A. a. O. S. 9.

[3] Es handelt sich in dieser Abhandlung um die Evidenz der eigentlichen Historie. Über die Evidenz der hist. Hilfswissenschaften verheißt Gatterer eine besondere Untersuchung.

[4] Das Pragmatische ist nach Gatterer (a. a. O. S. 12) in der Historie, was man in den eigentlichen Wissenschaften das Systematische nennt.

heiten, durch die er gleichsam zum Zuschauer wird[1]. Das „System von Begebenheiten" entspricht dem System von strengen Begriffen, das für die wissenschaftliche Logik mit einer lückenlosen Kette die Reihe der Ursachen von der höchsten oder ersten bis zur letzten verbindet[2]. Es versteht sich, daß der Historiker, weil uns, wie Gatterer sagt, „die Vorwelt" die Veranlassungen verschiedener Begebenheiten vorenthalten hat, nicht — ebensowenig übrigens der Philosoph und Mathematiker — alle Begriffe evident machen kann. Unser Autor ermuntert, da nach dem alten Wort nichts Neues unter der Sonne geschehe, eine kleine Anzahl von Systemen der Begebenheiten gründlich durchzudenken; damit gewinnt man Schemata, die immer wieder der Anwendung fähig sind. Von der Stellung und Zusammenfügung der Begebenheiten handelt ein Kapitel in der Abhandlung über den historischen Plan[3]. Dort fordert Gatterer vom Geschichtsschreiber die Veranlassungen und Ursachen der merkwürdigen[4] Begebenheiten, wenn auch alles noch so sehr durcheinander zu laufen scheint, „möglichst entwickelt" darzustellen. „Systeme" von Begebenheiten dürfen nicht getrennt werden. Solche Systeme, für die möglichst auch die eigene Erfahrung Bausteine liefern soll, erleichtern die Auffassung neuer historischer Tatsachen. Gatterer nennt dies Verfahren pragmatisch. Den höchsten Grad des Pragmatischen würde er in der Vorstellung eines allgemeinen Zusammenhanges der Dinge in der Welt (nexus rerum universalis) sehen[5]. Keine Begeben-

[1] A. a. O. S. 10f. Es liegt nahe, hier an die theologische Theorie der Auslegung zu denken, die das Prinzip der Herbeiführung der „Gleichzeitigkeit" ebenfalls zu einem hermeneutischen Kanon entwickelt hat.

[2] In der gesamten von Leibniz beeinflußten Geschichtstheorie wird besonderes Gewicht auf den die innere Kontinuität des Geschehens, damit den in verständliche Motive aufzulösenden Zusammenhang der Geschichte gelegt. Vgl. Chladenius, Allg. Gesch.-Wiss. Kap. VIII und oben S. 19 Anm. 2.

[3] Hist. Bibl. I, S 77 ff.

[4] Nur die Triebfedern der merkwürdigen Begebenheiten soll der Historiker aufführen. „Wieviele tausend Triebfedern und Folgen muß er also wegen seiner eingeschränkten Seelenkräfte, wieviele tausend andere derselben wegen der wesentlichen Pflicht seines Amtes verschweigen!" (Hist. Bibl. I, S. 86.) Das Problem der Auswahl des Merkwürdigen ist der Ausgangspunkt für Gatterers Abhandlung über den Standort der Geschichtsschreibung. (Vgl. Hist. Bibl. V, S. 5.)

[5] Hist. Bibl. I, S. 85. In der zurückhaltenden Form, in der an dieser

heit in der Welt ist „insularisch". Alles hängt, wie Gatterer sagt, aneinander, „veranlaßt einander, zeugt einander, wird veranlaßt, wird gezeugt, und veranlaßt und zeugt wieder". Manchmal täuscht ein zunächst unproportioniert scheinendes Verhältnis von Ursache und Wirkung. Aber im „System" der Ursachen wird dann das Unscheinbare Glied einer Kette. Das System gilt es zu suchen und „begreiflich" zu machen [1]. Was wir vom Geschichtsschreiber erwarten, ist eine „enthymematische Entwicklung des Triebwerks" [2].

Es war schon die Rede von der Auswahl, die aus der Fülle der Begebenheiten das Merkwürdige heraushebt, um es in der geschichtlichen Darstellung in die ideale Gegenwart zu versetzen. In fast modern anmutender Weise und doch unter Weiterführung einer älteren Fragestellung [3] erörtert Gatterer in einer hervorragend interessanten Abhandlung [4] das Problem des Standorts [5]; nämlich: was Nation und Zeitalter,

---

Stelle der universalgeschichtliche Zusammenhang angedeutet wird, erinnert er an Ranke. Gatterer hat bekanntlich — von seinen Darstellungen der Weltgeschichte war schon die Rede — anderorts sehr viel unbekümmerter universalgeschichtliche Konzeptionen vorgetragen. Über den Plan der Universalhistorie — „die vollkommenste Gattung historischer Schriften" — als Muster für alle übrigen Spezialteile der Geschichte: ausdrücklich Hist. Bibl. I, S. 38 ff.

[1] Hist. Bibl. I, S. 86 f.

[2] Hist. Bibl. I, S. 89. — Ein „Enthymema" ist bekanntlich ein elliptischer Schluß mit einer nicht ausgesprochenen (ἐν θυμῷ behaltenen) Prämisse.

[3] Chladenius hat bekanntlich — das ist öfter beachtet und oben ausführlich dargelegt worden — die Leibniz-Bayle-Theorie vom point de vue, die aus der Perspektivenlehre stammt, eingeführt.

[4] Vom Standort und Gesichtspunkt des Geschichtsschreibers, Hist. Bibl. V, S. 3 ff.

[5] Bekanntlich ein in der modernen Historik außerordentlich lebhaft erörtertes Thema. Die Philosophie hat hier wichtigen Einfluß geübt. Einen eigenartigen „Perspektivismus" hatte schon Teichmüller vertreten. Nietzsche gehört in diesen Zusammenhang. Mehr oder weniger starken Einfluß von Hegel zeigen dann die Versuche im Rahmen der Weltanschauungslehre — vgl. Wach, Die Typenlehre Trendelenburgs und ihr Einfluß auf Dilthey, Philos. u. Gesch. 11, 1926 und vor allem die besonnene Orientierung bei Spranger, Der Sinn der Voraussetzungslosigkeit in der Geisteswiss. (Berl. Akad. Abh. 1929) —, die Gestaltung des Erkennens durch den Standort philosophisch zu begründen: nach Dilthey und Simmel sind hier vor allem Scheler, Litt, Jaspers, Troeltsch, neuerdings auch Leisegang und, für die

Religion und Sitten, Herkunft, Talent, Bedingung, Ansehen eines Autors zur Bestimmung des Geistes der Begebenheiten, zur Auswahl des Merkwürdigen beitragen [1]. Die „allgemeinen historischen Genies", die nach Gatterer Seelengröße und -stärke genug zeigen, um sich über Kenntnisse, Vorurteile und Verderbnisse des Zeitalters und der Nation „hinauszusetzen", sind selten. Es ist bekannt, daß sonst im allgemeinen die Verschiedenheit des Standorts in der Auswahl und der Darstellung der Begebenheiten sich auswirkt. Ganz anders, meint Gatterer, fällt die römische Geschichte aus, wenn sie ein Grieche, ein Dionys, wenn sie ein Römer, ein Livius, wenn sie ein mittelalterlicher Mönch oder ein neuerer „Teutscher" schreibt [2]. Im Gegensatz zum modernen Perspektivismus ist der Göttinger überzeugt, daß trotz allem die Wahrheit der Geschichte, im ganzen betrachtet, dieselbe ist [3]; die unterschiedlichen Standorte heben verschiedene Seiten an ihr heraus, „eröffnen eine eigene Aussicht", bestimmen mit einem Worte die Auswahl des Merkwürdigen auf eigene Art [4].

Sehr interessant sind im weiteren die Ausführungen des Göttingers zum zweiten Punkt, der die Evidenz sicherstellen soll, die Anweisungen zur Herbeiführung der „idealen Gegen-

---

Probleme der Historik, die Linie Simmel-Litt fortsetzend — Masur, Geschehen und Geschichte (Archiv f. Kulturgesch. XIX, 2, 1929, S. 183 ff.) zu nennen. Vgl. auch Kuhn, Das Problem des Standpunkts (Kantstud. 35 1930, S. 496 ff.).

[1] Hist. Bibl. V, S. 5.

[2] Hist. Bibl. V, S. 6/7.

[3] Unvoreingenommenheit, daß er „nulla praeconcepta opinione imbutus" an die Sache heranträte, hatte schon Mascov vom Historiker verlangt (Goerlitz, a. a. O. S. 6 f.).

[4] Hist. Bibl. V, S. 8. Gatterer erläutert seine Standortlehre an einem originellen und drastischen Beispiel. Er stellt gegenüber die Momente, die den Standort Livius' bei der Abfassung seiner Röm. Geschichte bestimmten — es ist der Gesichtspunkt: des Einheimischen, des Freundes, des Heiden, des monarchischen Untertans, des Zeitgenossen, des Staatsmanns, des „verbesserten sanguinischen Temperaments" — und diejenigen, die für seinen, des Autors, Standpunkt bei demselben Unternehmen maßgebend sein würden (der Gesichtspunkt: des Ausländers, des Gleichgültigen, des Christen usw.) und illustriert das dann weiter durch zwei Vorreden, die des römischen und des „teutschen" Livius (a. a. O. S. 20 ff.). — In der Einleitung in die synchron. Univ.-Hist. wird gefragt, welche Geschichte besser sei, die von In- oder Ausländern geschriebene. Die Antwort lautet: „beide haben ihren Nutzen, man soll sie darum verbinden" (S. 5).

wart“ [1]. Ich halte sie für einen Höhepunkt der vorrankischen Historik. Wer anschaulich erzählen will, muß nach Gatterer genug historisches Genie haben, um vorher selbst idealer Zuschauer bei den Begebenheiten, von denen er berichten will[2], gewesen zu sein. Aber es genügt nicht, einfach die Tatsachen herzuerzählen. Man belagert Städte, man liefert Schlachten, man bringt Künste und Wissenschaften empor. Lauter wichtige Begebenheiten, sagt Gatterer. Der Geschichtsschreiber soll sie erzählen. Aber: „Sagt er sie nur so trocken weg, so weiß ich wohl ungefähr, was vorgegangen ist; allein ich will noch mehr haben: ich will gerührt, ich will bis zur Evidenz überzeugt sein.“ Aufs lebhafteste zeigt uns der Göttinger Historiker, wie der ideale Geschichtsschreiber verfährt, wenn er in die „Kabinette der Großen“, zu den tapferen Kriegern führt, die Werke und Entdeckungen zeigt. Fast an Herders klassisch-enthusiastische Art erinnert die lapidare Einladung: „Cäsar ist mit dreiundzwanzig Wunden im Senate ermordet worden. Wie abscheulich! Aber dies will ich nicht lesen, ich will es sehen. Man bringe mich selbst auf das entweihete Rathaus: man zeige mir Cäsars Mörder, seine Wunden, sein durchlöchertes und blutiges Gewand“ [3]. Ausgezeichnet zeigt Gatterer am Beispiel des Todes König Konrads I., auf welche Weise Plastik der Darstellung erzielt, die „ideale Gegenwart“ beschworen wird. Er fordert, vor allem das Bewußtsein zu verbannen, daß es sich um Vergangenheiten handelt, damit das Gefühl des Lesers erregt, er dadurch „unterhalten, oft auch gerührt“ werde. Denn: die Erzählung soll ideale Gegenwart erwirken, dadurch Eingang in das Herz des Lesers finden und die „zarten Empfindungen rege machen, die in Bewegung gesetzt werden müssen, wenn Sympathie entstehen und Abscheu gegen das Laster und Liebe zur Tugend entstehen sollen“ [4]. Es besteht also eine Art Wech-

[1] Evidenz, S. 12 ff.

[2] An die unter strenger Auslese des Merkwürdigen erfolgende Sammlung und Auswahl des Materials schließt sich die Konzeption des Planes der historischen Darstellung: Die „Anordnung oder Anlage der Erzählungen“ und ihre Verbindung zum Ganzen. Hierüber handelt Gatterer ausführlich: Histor. Bibl. I, S. 15 ff., bes. S. 22 f.

[3] A. a. O. S. 15.

[4] A. a. O. S. 18. Solche Wirkung ist natürlich, getreu den Prinzipien ihrer Gesamtweltanschauung, Aufgabe für die Historie in dieser ganzen Zeit.

selwirkung, insofern die Vergegenwärtigung die Teilnahme erregt, diese aber wieder die Vorstellungskraft beflügelt. Der „Pragmatismus", zu dem sich als Sohn seiner Zeit Gatterer ja auch ausdrücklich bekennt, erscheint hier etwas tiefer begründet, als man gemeinhin denkt. Er erhält seine charakteristische Note durch die Verbindung von Affekt und ethischer Wertung. Es erinnert wieder an Humboldtsche Gedanken, wenn unser Autor die universale Sympathie betont, die auf Grund der gleichen Beschaffenheit der Seelen bei rechter Abstimmung diese vermag, „ähnliche Akkorde" hervorzubringen. Wer seinen Leser ergreifen will, muß die oft tief verborgenen Saiten zu treffen wissen [1].

Kunstgriffe sind das Reden im Präsens und die von den Alten so virtuos geübte Weise, die handelnden Personen redend einzuführen. Lehrreich für das diese Historik beherrschende und damit auch den Pragmatismus einschränkende Prinzip einer relativen Objektivität ist der Leitsatz, der im Zusammenhang mit dem ebenerörterten dahin formuliert wird: der Geschichtsschreiber müsse sich seinen Lesern so sehr verbergen als möglich sei [2]. Als ein „Nomenklator" fungiert er gelegentlich nur [3]. Die ideale Gegenwart wird durch lebhafte Farben im Malen auch der Charaktere beschworen. Es genügt nicht, Alexander, Cäsar usw. als ehrgeizig zu bezeichnen. Es gibt verschiedene Arten Ehrgeiz; deswegen sollen, wie Gatterer sagt, in der Schilderung eines jeden Ehrgeizigen die Züge so fein gezeichnet werden, daß der individuelle Unterschied des Charakters daraus erkannt werden kann [4].

[1] A. a. O. S. 19.

[2] A. a. O. S. 17. „Der Geschichtsschreiber soll ein aufrechter Mann sein, der sich durch nichts in der Welt hindern lassen darf, nicht durch Religion, Familie, Freundschaft, Affekte" (S. 19).

[3] „Die ganzen Rollen müssen immer wie vor den Augen des Lesers gespielet werden, und der Geschichtsschreiber muß dabei meistens nur so zusehen als einer der Umstehenden oder als Zuschauer und bisweilen allenfalls nur als ein Nomenklator für den Leser erscheinen." A. a. O. S. 17.

[4] A. a. O. S. 18. Hist. Bibl. I, S. 88 bietet einen kleinen Abschnitt über die Stellung der Charaktere. Gatterer vergleicht sie den Definitionen in den Wissenschaften, die — er tadelt die Anfügung der historischen Charakterporträts an die eigentliche Erzählung — da anzubringen sind, „wo man sie zu den übrigen Vorstellungen am nötigsten braucht". Vgl. dazu unten S. 45, Anm. 6.

Gatterer verwahrt sich gegen das Mißverständnis, als wolle er „den Geschichtsschreiber zum Dichter machen", oder eine poetische Prosa für historische Schreibart anpreisen[1]. Der Wirkung nach, Erzielung der idealen Gegenwart, sind Dichter und Historiker verwandt, aber sie unterscheiden sich im Hinblick auf den Charakter ihres Materials und seine Verarbeitung. Indes der Dichter ein Ganzes schafft, das so niemals vorhanden war, bringt der Historiker, wie Gatterer plastisch sagt, durch die Evidenz seiner Erzählung ein Ganzes, das schon einmal dagewesen, nur aufs neue zum Vorschein[2]. Er ähnelt darin der Gottheit, vor der nichts vergangen oder zukünftig, sondern alles gegenwärtig ist, nichts abstrakt, sondern alles individuell[3]. Ein Bericht wird um so evidenter sein, je ausführlicher und individueller er geartet ist. Ist es einmal zur Bewegung („Rührung") des Lesers gekommen, hat er Anteil genommen, so ist zwar schon etwas, aber noch nicht alles erreicht. Begnügt sich der empfindende Leser mit der Evidenz der Erzählung, so will der kritische Beweise. Die Demonstration nun parallelisiert Gatterer wieder der der abstrakten Dinge. Es ist nicht der gleiche: aus dem Begriff Alexanders wird man niemals folgern können, daß er „einer betrunkenen Hure zulieb Persepolis habe verbrennen müssen"[4]. Historische Begebenheiten werden nach Gatterer bewiesen, wenn man ihre einmal dagewesene oder wenigstens geglaubte Existenz aus Grundsätzen und das heißt: aus den Quellen dartun kann[5]. Zum Evidentmachen gehört aber nicht nur Wahrheit, sondern auch Faßlichkeit. Der Historiker muß in der Lage sein, die Verbindung zwischen der Sache selbst und den „Grundsätzen", auf die sich der Beweis aufbaut, geschwind einzusehen und einsichtig zu machen[6]. Bei Autor und Publikum sind darum Kennt-

[1] A. a. O. S. 19.

[2] Hist. Bibl. I, S. 18ff. wird ausgeführt, ursprünglich sei kein Unterschied zwischen Dichtkunst und Historie gewesen. Die künstlerische Disposition, der Plan, einte beide und soll sie noch heute einen. Siehe oben S. 39, Anm. 2.

[3] A. a. O. S. 20. [4] A. a. O. S. 23.

[5] Fünf solcher „Grundsätze" führt Gatterer auf: Wahr ist, was 1. echte Urkunden, 2. echte Denkmäler, 3. „unbegeisterte" Urheber und Augenzeugen von Taten, 4. quellenmäßige (d. h. aus echten Berichten [1—3] schöpfende) Autoren sagen. Was 5. Überlieferungen sagen, hat vielfach nur einen geringen Wahrheitsgrad. (A. a. O. S. 24.)

[6] A. a. O. S. 25.

nisse in den verschiedensten Hinsichten Voraussetzung[1]. Diese ist freilich keineswegs immer im nötigen Grade erfüllt[2]. —

In dieser Richtung etwa gehen die Bemühungen des seinerzeit so hoch angesehenen Göttinger Lehrers um Klärung von Prinzipienfragen seiner Wissenschaft. In ihrer letzten Tiefe und ihrem systematischen Zusammenhang, wie sie Spätere anzugehen suchten, werden sie hier nicht aufgerollt, aber die Kontinuität wird deutlich, in der eine Thematik solcher Erörterungen sich zu präzisieren beginnt.

II.

Wir können von der Betrachtung der Historik der Göttinger Meister nicht unmittelbar zur Prüfung der Beiträge übergehen, die ihre Schüler zu den Problemen des historischen Verstehens liefern konnten, ohne einiger Leistungen zu gedenken, die in eine Geschichte der historischen Verstehenslehre gehören, auch wenn sie einigermaßen isoliert dastehen und ohne direkte Einwirkungen geblieben sind[3]. Da ist das Resultat langjähriger Beschäftigung mit der Geschichte und ihrer Erforschung, das der seiner Zeit wohlbekannte ursprünglich Schweizer Historiker und spätere Berliner Akademiker Wegelin[4]

[1] Den Quellenarten (s. S. 41 Anm. 5) entsprechend: Diplomatik, Denkmäler, Kunde, kritische Menschenkenntnis usw. Auf die Hinweise im einzelnen ist hier nicht einzugehen. Gatterer betont die Bedeutung „diplomatischer" Beweise. Bezüglich der Autoren (ihren „Kredit") gibt er allerlei treffende Winke („Livius ist nicht überall Livius" usw.), S. 30.

[2] Vgl. Hist. Bibl. I, S. 88.

[3] Eine Reihe interessanter Einzelarbeiten wäre noch aufzuführen. Vgl. etwa die Übersetzung von Moors Versuch über die historische Komposition (engl. 1759), die in Gatterers Histor. Bibl. V, S. 38 ff. erschien. Enttäuschend sind die Vorbemerkungen des (Das Verstehen I, S. 49 u. ö.) erwähnten C. D. Beck zu seiner Anleitung zur Kenntnis der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte 1787, vgl. S. 8. Über Abbts (1738—1766) seinerzeit viel beachtete philosophisch-historischen Arbeiten, vgl. Wegele, a. a. O. S. 785 und Bender, Th. A. 1922.

[4] Jakob Wegelin (1721—1791) (über ihn: Wegele, Gesch. d. Historiogr., S. 853 ff.) ist als Geschichtstheoretiker zweifellos bedeutender denn als Geschichtsschreiber gewesen. Über seine Geschichtslehre liegt eine sehr gute Arbeit von Bock, J. W. als Geschichtstheoretiker (Leipziger Studien IX_4) 1902 vor, auf die wir weitgehend verweisen können. Dort (Einl.) die Würdigungen W.s seit Rosenkranz. Mit Recht hebt Bock hervor, daß es vor allem die erkenntnistheoretischen Fragen waren, die Wegelin, den „Descartes der Geschichte", wie er genannt worden ist,

in seinem geschichtsphilosophischen Hauptwerk[1] und in seinen Briefen über den Wert der Geschichte 1783 vorlegte. Letztere stellen ein ungemein geist- und gedankenreiches Büchlein dar, das in gewisser Hinsicht fast als ein Vorläufer der Humboldtschen Abhandlung oder von Burckhardts Betrachtungen angesehen werden kann[2] und uns deshalb kurz beschäftigen soll[3]. Abseits vom üblichen Gang und den üblichen loci der Erörterung[4] bespricht in dreißig Abschnittchen („Briefen")[5] Wegelin in lockerer Form, die sich deut-

interessierten, besonders die nach den Erkenntnisprinzipien der Geschichte, nach der historischen Begriffsbildung und dem Unterschied der Geschichte zu den andern Wissenschaften (a. a. O. S. 49 ff.). — Eingehender beschäftigt sich mit Wegelin auch Goldfriedrich, Die histor. Ideenlehre in Deutschland 1902, S. 22 ff.

[1] Sur la philosophie de l'histoire (Mémoires der Berl. Akad. d. Wiss. 1770—1776). Ausführliche Bibliogr. bei Bock, a. a. O. S. 6 ff., 12 ff.

An dem vorangegangenen anderen Hauptwerk W.s Histoire universelle et diplomatique (1776 ff.) tadelten die Zeitgenossen das Zuviel an Spekulation, an moralisch-politischen Maximen, den Mangel an Quellenangaben und den zu kunstreichen Stil.

[2] Wegelin ist natürlich von den Franzosen beeinflußt. Daneben konnte starker Einfluß der Leibniz-Wolffschen Schule aufgezeigt werden. (Bock, a. a. O. § 3 in einem Überblick über den Stand der Wissenschaft um 1760.) Vielfach ist seine Lehre in Verbindung mit der Iselins gebracht worden. Auf dem Gebiet der Geschichtslogik werden in derselben Monographie Linien zu Chladenius und Mascov gezogen.

[3] Ein Verhältnis zu den Göttingern ist nicht nachweisbar (Bock, a. a. O. S. 46, 82 u. ö.)

[4] Um die Mannigfaltigkeit der der Theorie der Geschichte aufgegebenen Problematik zu zeigen, haben wir, besonders in diesen Einleitungsabschnitten, bei den verschiedenen behandelten Autoren jeweils verschiedene Themen besonders beleuchtet, die für sie als solche und in der Behandlung charakteristisch sind. Deshalb haben wir bei Chladenius die geschichtslogischen, bei Gatterer die darstellungstheoretischen, bei Wegelin die charakterologischen Erörterungen in den Mittelpunkt gerückt.

[5] „Briefe" waren zur Erörterung allgemeiner und theoretischer Fragen damals sehr beliebt (Bolingbroke, Herder, Joh. v. Müller usw.). Für uns wichtig sind bei Wegelin vor allem der 1.—6., 8.—10., 17., 26.—30. Brief. Von den übrigen Themen erwähne ich wegen des allgemeinen Interesses: 19.: Von dem Vorsätzlichen und Unvorsätzlichen in den Volkssitten, 20.: die Zeitpunkte moralischer und politischer Revolutionen treffen zusammen. 24.: von dem Zureichenden ... in den politischen Maximen der ... Völker usw.

Auf die materiale Geschichtsphilosophie W.s haben wir hier jedoch nicht einzugehen.

lich von der schärfer gestrafften oben besprochenen Abhandlung Gatterers etwa unterscheidet, Grundfragen der Historie[1]. In seinen Mémoires hat er, Leibniz folgend, die Begriffe der unendlichen Verschiedenheit (Individualität)[2] und des unendlichen Zusammenhangs (Kontinuität der Dauer und des Zuwachses)[3] als Grundprinzipien der historischen Auffassung entwickelt, zugleich seine Lehre von den historischen Reihen, der Verkettung der Begebenheiten dargelegt[4]. Uns interessiert insbesondere das in den Briefen[5] vor allem behandelte Problem der Gewißheit der Geschichte. Hier bemüht sich der Autor, indem dem gesunden Zweifel Recht gegeben wird[6], eine zuweitgehende Skepsis[7] auszuschalten. Wie die vom Bewußtsein reflektierten sinnlichen Eindrücke aufgefaßt und registriert werden, so die geschichtlichen vom Historiker. Wegelin sagt: „Sobald eine Sache so beschrieben wird, wie sie uns in demselben Augenblick vorkommt, und sich keine üblen Kunstgriffe in unsere historischen Beschreibungen einschleichen, so ist eine solche Erzählung der reine Ausdruck dessen, was

[1] Bock weist in seiner Besprechung von Wegelins Geschichtsauffassung (a. a. O. S. 38 ff.) den pragmatischen Charakter dieser Lehre auf. Führt Wegelin einerseits die Emanzipation der Historie weiter, die Mascov u. a. begonnen, so droht der Zweckgesichtspunkt ihre Freiheit wieder zu mediatisieren und sie zur „Magd der Moral" (S. 44) zu machen. Über die charakteristische Begriffsbildung der historischen im Gegensatz zu den Natur- und (spekulativ-) philosophischen Wissenschaften nach Wegelin vgl. a. a. O. S. 49 ff.

[2] Mémoires I, S. 362 f. [3] Mém. I, S. 363 ff.

[4] Mémoires I, S. 361 ff.; II, S. 450 ff. (dazu Bock, a. a. O. S. 53 ff.); „cependant les voies de l'assimilation et celles de l'enchaînure peuvent être employées dans l'histoire tout comme dans les autres sciences" (I, S. 361). Vom „monde historique" heißt es: „qui ne diffère du monde moral que comme un commentaire littéral diffère de son texte" (I, S. 362).

[5] Vgl. Erster Brief. Dazu Bock, a. a. O. S. 65 ff.

[6] „Un scepticisme judicieux est donc un excellent moyen de se prémunir contre la crédulité et la précipitation" (Mém. IV, p. 534).

[7] Mém. IV, p. 532 ff. Leider fehlt noch eine Darstellung ihrer Entwicklung. Bei den zeitgenössischen Autoren (u. a. bei Chladenius, Mascov, Gatterer) werden in diesem Zusammenhang häufiger zitiert: von Franzosen natürlich Bayle (Dictionnaire), von Deutschen: Bierling. Com. de Pyrrhonismo historico 1724 (über ihn: Wegele, a. a. O. S. 650), des früher (Das Verstehen II, S. 121) besprochenen Griesbach Diss. de fide hist. ex ipsa rerum, quae narrantur, disjudicanda 1768, des ebenfalls früher (Das Verstehen I, S. 82) erwähnten Ernesti, De fide hist. recte aestimanda 1746 u. a. m.

wirklich geschehen ist“[1]. Also ein ziemlich naiver und unkritischer Realismus, dem die eigentlichen Schwierigkeiten des geschichtlichen Verstehens nicht recht deutlich sind[2].

Dafür spricht auch der Optimismus, mit dem unser Autor die von der „Gewißheit“ nicht erreichbaren Lücken in der Überlieferung von dem Bekannten her auszufüllen sich getraut[3]. Er hat sich allerdings über den abgestuften Wert der Quellen durchaus Gedanken gemacht[4]. Direkte und indirekte Tradition scheidet er und gibt Kriterien für die Prüfung der Glaubwürdigkeit des Berichterstatters[5]. Mit Humboldt gemeinsam ist dem Älteren das Interesse am Charakterologischen[6], wie dieser verbindet er das Problem der „Charakterisierung“[7]

[1] Briefe S. 3.

[2] Chladenius war hier wesentlich weiter. S. oben.

[3] Im 3. Brief (S. 21 f.) werden zwei Erkenntnisquellen genannt: Begriffe und Tatsachen. Die letzteren, auf denen die Erfahrung beruht, sind das Entscheidende. Die Geschichte verschafft uns die nötigen Erfahrungen. Sie läßt den Begriff von der sittlichen Welt in uns entstehen, an ihr können wir ihn immer wieder prüfen.

Bezüglich der Ergänzung der Nebenzüge und Einzelheiten durch die Hauptbegebenheiten, deren Gewißheit wir durch Ausschaltung der allgemeinsten Fehlerquellen sicherzustellen vermögen, nach der Lehre Wegelins und über den Zusammenhang mit der Theorie Mascovs in diesem Punkte vgl. Bock, a. a. O. Kap. I, § 4. Ebd. § 5 über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. Das Kriterium ist der Grad, in dem die Bestimmungsgründe bekannt sind, bzw. eben die dadurch bewirkte Auffüllung eines Wirkungszusammenhangs. Wegelin fordert eine Theorie der Wahrscheinlichkeitsgrade der historischen Erkenntnis als Ergänzung zur Logik. Am schwersten zu durchdringen ist das — singuläre oder kollektive — Individuelle.

Über die Monumente, auf die den historischen Glauben zu stützen für „le parti le plus sûr“ erklärt wird vgl. Mém. IV, p. 535 f.

[4] Briefe S. 3, Bock, a. a. O. S. 74 ff.

[5] Mém. IV, p. 523 f.

[6] Die Literatur zur Geschichte der charakterologischen Theorie ist nicht leicht übersichtlich. Vgl. Das Verstehen I, passim; dazu jetzt den hinsichtlich der älteren Lit. gut orientierenden Überblick bei Prinzhorn, Charakterkunde der Gegenwart (Phil. Forsch. Heft 11) 1931 und Robback, A Bibliogr. of charakter and personality 1927.

[7] Die Frage, wie der Historiker einen Charakter aufzufassen und zu schildern habe, beschäftigt schon die Aufklärungshistorik. Bekanntlich haben die Schlegels, Herdersche Anregungen aufnehmend, dann „Charakteristik“ zum Kennwort ihrer ästhetischen, kritischen, psychologischen und geschichtsphilosophischen Erörterungen gemacht. Von der Charakteristik von Personen und Zuständen schritt man damit zu solcher ob-

mit solchen der Historik[1]. Ich halte es für nicht ausgeschlossen, daß hier direkte Einwirkungen auf Humboldt, der ja seine Charakteristik auf Menschen sowohl wie auf Völker, Landschaft, Kulturen auszudehnen bestrebt war, anzunehmen sind[2]. Wegelin legt Gewicht auf die Beachtung der verschiedenartigen Einflüsse, die einen Charakter bestimmen können. Der mehr oder weniger stereotype und einfache primitiver Naturmenschen oder der eines zurückgezogenen Weisen sind relativ konstant, bleiben in sich übereinstimmend, sie sind darum leichter zu erkennen. Im übrigen aber wirken, wie der „preußische Montesquieu" in Übereinstimmung mit dem französischen lehrt, die Reize der Umwelt auf die Einbildungskraft und formen so an dem Charakter mit, der neben typischen (der „Herrscher"-Charakter) individuelle Züge zeigt. In Wirklichkeit sind aber in einem Charakter nicht soviel Widersprüche und entgegenwirkende Strebungen enthalten, wie der Schein zu zeigen scheint. Diese Verwandlungen sind vielmehr, nach Wegelin, als „abwechselnde Verhältnisse und Äußerungen einer gewissen herrschenden Begierde der Seele anzusehen, die geschmeidig und lenksam genug war, sich nach den abwechselnden Umständen zu richten"[3]. Der Alexander, der sich über väterliche Siege grämt, ist der nämliche, der sich in Lybien als Ammonssohn ausgab. Das ist Humboldts „dominierende Kraft". Die Gleichförmigkeit des Charakters, die wir bei ganzen Gruppen

jektiver geistiger Erscheinungen fort (Sprache, Religion, Kunst). (Siehe Das Verstehen I, S. 240, Anm. 1.) Vgl. Arndts Einleitung zur histor. Charakterschilderung (1810) u. a. m.

[1] Mém. III, p. 448 ff. bietet entsprechend der Zweiteilung der festen und veränderlichen Teile in den Sozialkörpern und entsprechend der Staaten- und Individualgeschichte Hinweise für die Charakterisierung der äußeren und inneren Geschichte des politischen und der einzelnen Geistesgebiete: vgl. bes. p. 487 ff. Vgl. auch Bock, a. a. O. S. 63 f.

[2] Direkte Beziehungen zwischen Wegelin und Humboldt sind mir allerdings nicht bekannt. Über die individualpsychologische Auffassung des historischen Geschehens durch Wegelin (wie bei Iselin, Mascov u. a. Zeitgenossen) vgl. Bock, a. a. O. S. 44 f., 47 f. — Mém. III, p. 484 werden Anweisungen zur Charakterisierung der Sitten, von Geschmack und Geist und im Zusammenhang damit eine typologische Charakterologie des Genies gegeben.

[3] Briefe S. 9. Zur „Dominantenlehre" in der Charakterologie vgl. Das Verstehen I, S. 243 f.

von Menschen gleichen Standes, gleicher Zeiten — der römische Senat, der Adel der Kreuzzüge, oder die „unter dem gleichen Druck der Unterwerfung Stehenden“[1] — finden, ist Wirkung der gleichen Situation[2]. Will man charakteristisches Tun fassen, so darf man nicht unter Zwang erfolgtes herausgreifen, eine „das Gemüt zu entziffern fähige Handlung“ muß willkürlich sein. Man muß die „herrschenden Meinungen“ einer Epoche oder Gesellschaft kennen, die die „Luft“ bestimmen, denn: „Sitten und Gebräuche wirken“, sagt Wegelin, „wie eine reine oder unreine Luft auf die Lungen, das Temperament und den Körper wirkt“.

Wenn der Schweizer Historiker als „Einkleidung eines Charakters“ das ansehen will, was von den äußeren Zuständen abhängig ist, und das als „zufällige“ Züge bezeichnet, so sind wir wieder bei Humboldts notwendigen und zufälligen Momenten[3]. Noch auffallender wird der Zusammenhang, wenn wir Wegelins Lehre vom „Kolorit“ betrachten. Er versteht darunter „die Kunst, den Charakter ganzer Nationen und die charakteristischen Züge der merkwürdigsten Personen richtig und wirksam zu zeichnen“[4]. Man darf dabei Typisches nicht für Ausdruck des individuellen Volkscharakters nehmen. Ich meine, bis in den Wortlaut hinein Humboldtisch klingt es, wenn Wegelin sagt, der wahre Charakter eines Volkes sei nichts, als die stufenweise geschehene Ausbildung und Entwicklung seiner ursprünglichen Anlage, er enthalte die Summe derselben[5]. In bezug auf die Bewertung von Charakteren mahnt Wegelin zur Zurückhaltung, denn selten genug verfügen wir über genügend bestimmte und besondere Tat-

[1] Briefe S. 12.

[2] Wie überhaupt Untersuchungen zur Vorgeschichte und Geschichte des — geistesgeschichtlichen — Positivismus noch fast ganz fehlen (vgl. Das Verstehen II, S. 42 f.), so besitzen wir leider noch keine Arbeit, die ideen- und begriffsgeschichtlich die Entwicklung der „Umwelt“-Lehre von der Aufklärungshistorie an im Zusammenhang zu verfolgen unternähme. Dabei wären nicht nur die bekannten Geschichtsphilosophen (Montesquieu, Herder usw.) zu berücksichtigen, sondern der Gebrauch aller hierher gehörigen Termini bei den bekannteren Autoren der Zeit auf möglichst breiter Grundlage zu klären.

[3] Das Verstehen I, S. 247. — Selbstverständlich ist hier Leibnizscher Einfluß wirksam. Die Nouveaux Essais haben bekanntlich starke Anregungen auf die Psychologie der Folgezeit ausgeübt.

[4] Briefe S. 13. [5] Ebd.

sachen (Vorerkenntnisse), um über die Erscheinungen der sittlichen Welt ein Urteil zu fällen[1]. Zu bedenken ist ja, daß der Charakter eines Volkes z. B. nicht konstant bleibt, wenn auch die Veränderungen sehr allmählich vor sich gehen werden[2]. Wegelin gibt eine Art von Typologie des handelnden und des betrachtenden historischen Charakters[3]. Wichtig ist die Würdigung des Charakters eines Herrschers als Exponenten der von ihm regierten Nation. Es ist die Frage, ob ein trefflicher französischer Regent eben dies in einer jeden Lage der Nationalumstände gewesen wäre[4]. Wegelin will den entscheidenden Unterschied eines aufrichtigen — also positiv zu bewertenden — und eines betrügerischen — negativ zu beurteilenden — Charakters, entsprechend der Psychologie der Zeit, darin sehen, daß der eine innerlich weit genug ist, allgemeine Vorstellungen von Gerechtigkeit, Güte usw. in sich zu erzeugen, die alle tätigen Kräfte der Seele in Bewegung setzen, indes diese „Ausdehnung" dem andern fehlt, der zu „eingeschränkt" denkt, nicht alles in Rechnung zieht, was, wie Wegelin sagt, die Summe unserer inneren und äußeren Verpflichtung in sich faßt, der einen „Lieblingsbegriff zum Inbegriff aller Wünsche macht"[5]. Kritische oder zweideutige Situationen verführen leicht zu einer der strengen Linie der Rechtlichkeit nicht entsprechenden „Vielseitigkeit" des Charakters[6]. Im letzteren Fall ist es dann oft nicht leicht, die eigentliche „Hauptabsicht" zu erkennen und herauszustellen. Wegelin betont die Einwirkung des Bewußtseins eigener hervorragender Begabung nach Geist und Gemüt auf die Handlungsweise eines Charakters[7]. Eine außerordentliche Energie und Zielstrebigkeit wird einem solchen Charakter vielfach eignen[8]. Anders liegen die Dinge wieder bei dem Typus des Betrachtenden, dessen Trachten auf sich selbst eingeschränkt erscheint. Die Wirkung der Seele auf sich selbst ist ja von

[1] Briefe S. 82. Man sieht, daß es nicht angängig ist, der Aufklärungsgeschichtsschreibung im Ganzen vorschnelles Urteilen vorzuwerfen.

[2] In diesem Zusammenhang eine interessante Bemerkung über die Revolutionen, Briefe S. 84

[3] Briefe S. 85 ff.; 101 ff. [4] Briefe S. 86.

[5] Briefe S. 93. [6] Briefe S. 95. [7] Briefe S. 98.

[8] Über den originellen Charakter, der „Unternehmungen ins Auge faßt und sich zu ihnen entschließt, deren innere Schwierigkeit andere erschreckt, schon den Begriff ihrer Möglichkeit zu fassen", vgl. XVII. Brief.

keinen Hindernissen bedroht, wie sie die äußere Wirksamkeit zu fürchten hat. Wegelin widmet den Einschränkungen der innerlichen Freiheit eine interessante Analyse: wo das Gefühl entsteht, der umgebenden Welt nicht gewachsen zu sein, entsteht allerlei seelische „Unordnung“ [1]. Unser Historiker legt ausführlich den Zusammenhang dar [2], in dem innere Denkungsart und äußere Handlungsweise stehen — sind doch die äußeren Pflichten nach ihm nichts als Ausdehnungen und Anwendungen unserer Grundsätze [3]. Lebhafte Vorstellungen von Notwendigkeit und Nützlichkeit des Guten sind nötig, sie müssen unmittelbar auf jede Handlung wirken [4]. Sittlichkeit, könnte man wohl sagen, ist nur wert, soweit sie erscheint, und zwar im Hinblick auf die — staatliche — Gemeinschaft [5].

Kein Wunder, daß für Wegelin auch — moralische — Vorbedingungen für die Tätigkeit des Historikers [6] bestehen. Es ist zunächst Freiheit von Beeinflußbarkeit durch jede Arten von Maske und Vorspiegelung: „nur diejenigen Griechen“, sagt unser Autor, „konnten die Sitten ihrer Nation und ihrer Zeiten unparteiisch beurteilen, welche weder innere noch äußere Ursachen hatten, dem, was darin übertrieben, ge-

[1] Hier antizipiert unser Historiker gewissermaßen psychoanalytische Erkenntnisse. Vgl. etwa den Satz: „Denn nichts gleicht der Empfindlichkeit eines eingeschränkten Geistes, weil er immer fürchtet, daß man ihm zu nahetrete; deswegen auch seine Geschäftigkeit unendlich groß ist“ (Briefe S. 107).

[2] XIV. Brief. [3] Briefe S. 159.

[4] Über den rationalistischen Grundzug und das irrationalistische von Leibniz herwirkende Motiv in der Lehre Wegelins vgl. auch Bock, a. a. O. S. 66, 42 u. ö. — Charakteristisch ist die Rückführung der bösen Handlung auf die unzureichende Erkenntnis und die Argumentation: „Es wäre sehr traurig, wenn keine Entschuldigung ... vorhanden wäre, wodurch Irrtum und Laster als menschlich, in gewissen Absichten als unvorsätzlich und nicht als gänzlich und schlechterdings boshaft erschienen (Briefe S. 210). Über das „Vorsätzliche“ vgl. Brief XIX.

[5] „Eine jede Tat ist ... soviel größer und schöner, je mehr sie dienet die Verfassung eines Staates zu stützen und sicherzustellen“, a. a. O. S. 169. Im „ungesellschaftlichen“ Zustand kann die Seele nur zufällig gut handeln, S. 179. Über die „innere Sittlichkeit“ gesellschaftlicher Handlungsarten vgl. XXV. Brief.

[6] XXVI. Brief. Wegelin behandelt einzeln die Voraussetzungen für den Geschichtsschreiber der Sitten und den der Religion, des Verstandes und der Kunst (XXVII.—XXIX. Brief). — Vgl. hier wieder Mascov, dessen Forderungen Goerlitz, a. a. O. S. 14 ff., bespricht.

schminkt und blendend war, das Wort zu reden“ [1]. Die Fakten soll der Historiker sprechen lassen [2]. Zwischen den Privatmeinungen des Berichtenden und der Wiedergabe muß geschieden werden; Parteilichkeit kann manche Verkleidungen annehmen [3]. „Freimütigste Entschlossenheit“ ist zur gerechten Beurteilung erforderlich. Es ist aber auch Rücksicht auf die jeweiligen Einwirkungen und Verhältnisse zu nehmen, die sozusagen den Rahmen für die sittliche Bewertung aufzustellen haben. Uneingeschränkte Güte des Herzens und Billigkeit fordert Wegelin, um in der Zurechnung von Fehlern nicht zuviel und nicht zuwenig zu tun [4]. Güte aber ist nicht gleich Gerechtigkeit. Es ist erforderlich, daß diese verschiedenen Eigenschaften sich in Harmonie miteinander befinden. Das ist die Erhabenheit der Gesinnung, die in dem Getümmel innerer und äußerer Leidenschaften der sittlichen Vernunft genug Ansehen und Gewalt überläßt [5].

Für den Historiker der Religion [6] fordert Wegelin Verständnis für die enthusiastische Seite derselben, andererseits ruhige Überlegung, um, wie er sagt, das Wesentliche der Religion von dem Zufälligen zu scheiden [7]. Er muß einen Blick

[1] Briefe, S. 316.

[2] „L'historien, sans système, sans hypothèse, sans aucune autre vue étrangère à son sujet, doit travailler simplement sur les matériaux qu'il a ramassées et ne se proposer jamais que de rendre l'idée de tel ou tel tissu d'événements aussi complète qu'il est possible, afin de mettre le lecteur en état de porter sur les principaux agens, sur les ressorts et sur les effets, dont il parle, le jugement qui s'accorde avec l'assemblage de toutes les circonstances capables d'apprécier et de modifier cette action“ (Mém. IV, p. 525).

[3] Mém. p. 528 ff. „Ce qu'il faut observer le plus soigneusement se rapporte à l'attention que l'on doit avoir de ne jamais confondre le jugement particulier de tel ou tel historien avec le tissu des faits et de ne pas substituer l'un à l'autre.“ Wenn man so, einseitig persönlich urteilend, erzählt, so bedeutet das eine Unvollkommenheit des Berichtes; außerdem: „il est encore très injuste de prétendre faire prévaloir son propre jugement sur celui de tous les autres; il peut être aveugle par amour-propre, par la présomption pour former de semblables prétentions“ (a. a. O.).

[4] Ebd. S. 31 f. [5] Briefe S. 318.

[6] Zur Einordnung des Folgenden in die Entwicklung der Theorie des religionswissenschaftlichen Verstehens und in ihre Problematik, vgl. Wach, Religionswissenschaft 1924, Ders. Art. Rel.-Wiss. in RGG.[2] IV, Sp. 1854 und Verstehen ebd. V, Sp. 1570.

[7] XXVII Brief. Man denkt an Schleiermachers „Reden“. — „Wenn man an keine religiösen Verpflichtungen glaubt, so siehet man alle Ge-

für das Verschiedene, Besondere der religiösen Irrtümer entwickeln, ebenso für den synkretistischen Charakter der Religiosität haben. Aber er darf sich nicht parteiisch oder unzuverlässig dabei zeigen, weder zu Schaden noch zu Nutzen der Religion[1]. Ein Gemüt ist, nach Wegelin, erforderlich, das sich niemals aus dem Gleichgewicht der Besinnungen vorsätzlich bewegen läßt und das beständig der Richtung folgt, die ihm eine ruhige, gesetzte und ununterbrochene Überlegung gibt[2].

Die Zeit spricht allerdings deutlich aus unserem Autor, wenn er als Voraussetzung für den rechten Vergleich der verschiedenen Religionsbekenntnisse schließlich als Maßstab den Gesichtspunkt fordert, daß die Religion den einleuchtendsten Bewegungsgrund zur Beförderung des besten moralischen Zustandes darstelle[3].

Das Problem der Teilnahme am geschichtlichen Geschehen, das wir bei Gatterer in so enger Verbindung mit seiner Theorie der Anschaulichkeit und der idealen Gegenwart behandelt sehen, hat auch Wegelin beschäftigt[4]. Er ist der Überzeugung, daß nur, was in eine Beziehung zu der Natur und den Grundtrieben unserer Seele zu treten vermöchte, geschichtliche Bedeutung habe. Alles übrige ist Gegenstand der Neugierde[5]. Das Entscheidende aber ist: Die Wirk-

mütsregungen solcher Art als Ungereimtheiten an, und verdammt den wohlgesinnten Enthusiasten ebensowohl als den fehlerhaften Schwärmer." (Ebd. S. 320). — Entsprechend soll der Geschichtsschreiber der Kunst ein „kunstmäßiges Genie" sein und „die reifste Urteilskraft darin haben" (S. 335).

[1] Ein Ungläubiger ist, nach Wegelin, so wenig tüchtig, den religiösen Begriff in wahres historisches Licht zu setzen, wie der furchtsame Geist eines Abergläubischen jeder religiösen Idee das richtige Gewicht zu geben. Briefe S. 322. So wird weder eine Satyre noch eine Schutzschrift herauskommen dürfen. Ebd. S. 323. Vgl. Mém. IV p. 528 f.

[2] Briefe S. 321. [3] Briefe S. 322. [4] Briefe S. 26.

[5] Lehrreich ist hier zu sehen, wie es im Grunde die „vorkritische" Denk- und Empfindungsweise ist, mit der sich nach dem Jahrhundert des „Historismus" heute vielfach dessen Kritiker berühren. In der Forderung einer Grenze für das historisch Bedeutsame und Wichtige wie in der Bewertung des jenseits dieser Liegenden, aber auch in der inhaltlichen Bestimmung des Maßstabes kommt diese Übereinstimmung zum Ausdruck.

Über Troeltschs Arbeiten, die hier manches klärten, hinaus würde die inzwischen veränderte Situation und mancher in den Historismusstudien nicht beleuchtete Zusammenhang unter dieser Thematik aufschlußreich zu studieren sein.

samkeit auf die Seele, nicht die historische Wahrheit an sich, ist unserem Autor nach seinen eigenen Worten das Wichtige[1]. Der wirkliche Geschichtsschreiber vermag durch das intensive Licht, das er auf seinen Helden fallen läßt und auf die Schilderung der allgemeinen Verhältnisse, unter denen dieser wirkt, im höchsten Maße die Einbildungskraft seines Lesers zu erregen. Dieser wird sich der hohen Möglichkeiten, die in der menschlichen Natur überhaupt liegen, bewußt, und so fällt dann vom Helden auf ihn selbst ein Abglanz[2]. Freilich nur zu schnell ebben solche Bewegungen der Seele ab[3], es bleibt nur dann etwas, wenn eine vertiefte Erfassung die nötigen „Vorerkenntnisse" geschaffen und so das „Erstaunliche" dem Kosmos des Bekannten eingegliedert werden kann, um eine erhebende Dauerwirkung zu sichern[4]. Es scheidet den Geschichtsschreiber vom Künstler, vom Dichter[5], daß er nicht seine eigentliche Aufgabe in der Erregung der Affekte zu sehen hat. Er mag Charakter und Handlung seiner Helden malerisch, „gleichsam gegenwärtig" darstellen, aber er soll alle Aufmerksamkeit des Geistes und ruhige Überlegung spielen lassen, er soll, so könnte man sagen, mehr an- als aufregen. Der Dichter geht weiter als der Geschichtsschreiber; die Wirkung seines Werkes zu dem der Geschichte wird sich nach den Worten unseres Autors wie das Feuer der Dichtkunst zu der ruhigen Erkenntnis der historischen Wahrheit verhalten[6]. — Das Thema Kunst und Geschichtsschreibung, an dem Stichwort der „Vergegenwärtigung" aufzurollen, erscheint hier. Von Gatterer bis Gervinus und weiter sehen wir es seine Rolle spielen.

---

[1] Über diesen Pragmatismus sittlicher Aufklärung als Zweck vgl. Bock, a. a. O. S. 42 ff.

[2] „Die Geschichte an sich selbst ... zielt eigentlich auf die Belehrung und den historischen Unterricht ab." Briefe S. 340.

[3] Briefe S. 28.

[4] V. Brief, vgl. S. 65. Über das Wunderbare handelt der VI. Brief, in dem der Historiker zur Scheidung des Echten und Unechten aufgefordert wird. Auch hier ist die Wirkung („Eindruck") das entscheidende Kriterium.

[5] Briefe S. 340 ff. Mém. IV, p. 525. — 1735 erschien die Schrift des Abbé Langlet du Fresnoy mit dem charakteristischen Titel: L'Histoire justifiée contre les romans.

[6] Briefe S. 342.

III.

Während die Geschichtsschreibung und die geisteswissenschaftliche Forschung überhaupt durch die Wirksamkeit der Göttinger Polyhistoren und Lehrer ungemein stark gefördert und angeregt wurde, wobei die entscheidenden Fragestellungen und Motive aus der historischen Arbeit selbst hervorgingen und in ihr mit ihrer immanenten Begriffsbildung bearbeitet wurden, machen sich in der Historiographie gerade einiger der bedeutendsten Geschichtsschreiber der Folgezeit andere — vor allem aktuelle religiöse[1] und philosophische[2], später auch politische[3] — Einflüsse geltend, die sich naturgemäß auch auf die allgemeinen Anschauungen und die geschichtsphilosophischen Grund-

[1] Vgl. dazu Wach, Die Geschichtsphilosophie des 19. Jahrhunderts und die Theologie der Geschichte (HZ. 142, 1930, S. 1 ff.) und das Verstehen II und neuerdings Weth, Die Heilsgeschichte (Forsch. zur Gesch. d. Protest. 4, 2) 1931. Über die Entwicklung der neueren Geschichtstheologie, auch Lütgert, Die Religion des deutschen Idealismus, besonders Bd. III (1925) u. W. Koehler, Historie und Metahistorie in der Kirchengesch. 1930.

[2] Eine Darstellung des Einflusses der idealistischen Philosophie auf die Geschichtsschreibung in der Zusammenschau fehlt.

Mit Recht macht Dilthey in seinem Schlosser-Aufsatz (Preuß. Jahrbb. IX, S. 386) darauf aufmerksam, daß „in Göttingen, wie es zu Schlossers Universitätszeit völlig auf historischen und physikalischen Realismus gestellt war, ein Student viele Jahre die berühmtesten Collegia hätte hören können, ohne daß ihm dort die Namen der Reinhold und Fichte, die schon ganz Deutschland mit der Kantschen Reform aufregten, anders als in Spott und Tadel zu Ohren gekommen wären".

[3] Die politischen Einflüsse wirkten vor allem in Richtung auf eine Betonung der pragmatischen, der aktivistischen Tendenz der Geschichtsschreibung. Das bedeutet ein Zurücktreten der Bemühungen des eigentlichen Verstehens. Nicht „nur" zeigen, wie es gewesen, sondern wirken soll und will die Historie. So erscheint ein Historiker wie der ursprünglich von den Göttingern (Planck, Spittler) ausgehende Luden (über ihn: Haage, H. Luden, seine Persönlichkeit und seine Geschichtsauffassung, Leipz. Diss. 1930) als ein Vorläufer der späteren politischen Geschichtsschreibung der Jahrhundertmitte, so gewiß er seinem geistigen Typus der geistigen Atmosphäre der vorrevolutionären Zeit angehört. Über die philosophischen Einwirkungen auf Luden vgl. — etwas überbetont — F. Herrmann, L.s Geschichtsauffassung im Lichte der gleichzeit. gesch.-phil. Strömungen (Lamprecht, Geschichtl. Untersuch. II, 3) 1904. Vgl. bes. Kap. VI über die Quellenbenützung und die Forschungsprinzipien Ludens. Selbst ein Dahlmann urteilte übrigens über L. , daß „er den wahren historischen Sinn nicht hat" (Haage, a. a. O. S. 19).

überzeugungen dieser Männer auswirkten. Das Interesse an der Historik, vor allem der Lehre vom geschichtlichen Verstehen, ist dadurch nicht eigentlich befruchtet worden.

In erster Linie sind aus der, auf die führenden Göttinger folgenden Generation als maßgebende Historiker wohl Johannes von Müller[1] und Friedr. Christoph Schlosser[2] zu

[1] Dilthey (Pseud. Hoffner), J. v. Müller (Westerm. Mon. 19, 1866, S. 245 ff.). [Ein Wiederabdruck dieser und anderer Aufsätze, die nicht in der Gesamtausgabe erscheinen, wäre sehr erwünscht.] Die ergiebige Monographie von Requadt, J. v. M. und der Frühhistorismus 1929 legt mit Recht Gewicht auf die Herausarbeitung des religiösen Motivs in der Geschichtsauffassung Müllers. Daneben ist es die Schlözers Pläne aufnehmende weltgeschichtliche Konzeption, die (Requadt, a. a. O. Kap. III: Müller und Ranke) nicht ohne Einfluß auf den Großmeister der Historie geblieben ist. Über die europozentrische Auffassung: ebd., S. 68 f.

Die Briefe Müllers haben auch methodologisches Interesse. (Kein Geringerer als Ranke bekannte: „Ich glaube, Müller hat durch die Briefe am Ende oft mehr gewirkt, als durch alle seine Werke . . .“ W. W. 53/54, S. 372). Vgl. etwa die Bemerkungen: Von der Geschichte. Müllers Sämtl. Werke XV, S. 364 ff.

[2] Allgemein unterrichtet: ADB. 31, S. 593. Mat. (Biogr. Briefe) bei Weber, F. C. Schlosser, Der Historiker 1876. Eine Reihe von Würdigungen bedeutender Historiker liegt vor: Gervinus, Schl. 1861; daran anknüpfend die glänzendste von Dilthey: Preuß. Jahrbb. IX, 1862, S. 373 und (Pseud. Hoffner) in Westerm. Mon. 19, 1866, S. 484 ff. Sehr lehrreich: Lorenz, Deutsche Gesch.-Wiss. I, 1. Abschn. Ferner: Erdmannsdörfer, F. C. Schl. 1876; Treitschke, Deutsche Geschichte IV, S. 471 ff.; zuletzt Marcks, L. Häußer und die pol. Geschichtsschreibung (Heidelb. Profess. I), S. 287 ff.

Bekanntlich ist Schlossers Einwirkung auf einige der sog. politischen Historiker (Gervinus, Häußer), aber auch auf andere bedeutende Männer, die ihn hörten und lasen, außerordentlich stark gewesen. Als er starb (etwa gleichzeitig mit Al. v. Humboldt, seinem Generationsgenossen) hatte man, nach Dilthey (Pr. Jahrbb., S. 374), zum zweitenmal, wie beim Tode Goethes, Schleiermachers, Hegels und Humboldts das Gefühl, eine Epoche gehe zu Ende. Ebd. wird die Auffassung von der Geschichte als Mittel tieferer Bildung als Verwandtschaft zwischen Schl. und der damaligen Situation bezeichnet. Theoretisch und praktisch hat Schl., hierin der Aufklärung, in der er geistig wurzelt, tief verpflichtet und zugehörig, der Geschichtsschreibung eine pragmatische Aufgabe: „Erziehung des Volkes zu praktischer Weltanschauung“ gestellt. Es ist bekannt — vgl. die Selbstbiographie —, welchen Einfluß die idealistische Philosophie, vor allem die praktische Kants (übrigens auch die Schlegels), auf Schl. gewonnen hat. Nicht im Verstehen sieht er das Wesen der Historie, sondern in der Beurteilung des Ergründeten. Das entspricht seiner persönlichen Eigenart: „Mich interessieren alle Dinge weniger wegen

nennen[1]. Da bei beiden ein spezifisch methodologisches Interesse in Richtung auf Begründung und Ausbau einer Historik, besonders mit Rücksicht auf die Fragen des geschichtlichen Verstehens nicht eigentlich vorhanden war, haben wir keinen Grund, bei dem Schaffen der Genannten, beide übrigens Schüler von Göttingen, beide, im Hinblick auf ihre Einwirkung auf die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, geistesgeschichtlich als Exponenten ihrer Zeit und als eigenartige und eindrucksvolle Persönlichkeiten von allergrößtem Interesse, länger zu verharren. Eine besondere Stellung nimmt, von der Historik aus gesehen Niebuhr[2] ein. Wie Gottfr. Hermann in der klassischen Philologie, Im. Bekker und Lachmann in ihren Wissenschaften, so ist dieser große Forscher in der Geschichte der eigentliche Fürst der Kritik, der Schwester und unzertrennlichen Begleiterin der Hermeneutik. Seine Verdienste auf diesem Gebiet sind oft und eingehend gewürdigt worden. So epochemachend sein Name in der Geschichte der Historiographie erscheinen muß, die Geschichte der historischen Hermeneutik kann sich nicht auf theoretische Beiträge von seiner Seite stützen. Daß wiederum Ranke, dessen Jugendwerk ja die Epoche der neuen kritischen Geschichtsschreibung eröffnen sollte, ihm Außerordentliches verdankt, wird noch zu erwähnen sein. Indes auf diese Weise durch die Schaffung der Voraussetzungen der neuen geschichtlichen Methode, die das 19. Jahrhundert in herrlichen und bleibenden Meisterleistungen zum Triumph führen konnte, wichtigste Arbeit geleistet wurde, hat es auch an — freilich nicht überragenden — Versuchen, die Fragestellungen der Historik aufzunehmen, zu Beginn des neuen Jahrhunderts nicht gefehlt.

der Sachen selbst, als wegen des Einflusses auf mich und mein Gemüt, weshalb ich mich auch auf den sog. objektiven Standpunkt nicht erheben kann." (An Frau Schmidt 16. 1. 18. Weber, a. a. O. S. 122.) Vgl. Sybels Urteil (in Varrentrapps Biogr. Sybels, S. 31) (s. u. S. 18 ff.).

[1] Über K. L. v. Woltmann und seine Theorie der Geschichtschreibung, die besonders die ästhetische Seite berücksichtigt vgl. ADB. 44, S. 188 ff. und Schweitzer in der Akad. Ausg. von Rankes Deutsche Gesch. VI, S. 389 ff.

[2] Vgl. Wegele, Gesch. d. Historiogr., S. 995 ff., der die ältere Literatur verzeichnet. Ferner: Ritter, Die Entwickl. der Gesch.-Wiss. V, 1, S. 314 ff.; Bernheim, Lehrbuch, S. 211 f.; Dilthey, Ges. Schr. III, S. 269 ff. Vgl. neuerdings den Briefwechsel (hrg. v. Gerhard u. Norvin 1926 ff.), sowie Gerhard, Die Grundl. der hist. u. pol. Gedankenwelt von B. C. Niebuhr (Berl. Diss. 1924) und Schnabel, Niebuhr 1931.

Wir mustern kurz zunächst zwei von ihnen, die im allgemeinen nicht sehr gut bekannt sind[1].

Niemand wird der Historik von Rüß[2] eine besondere Tiefe nachrühmen. Immerhin verdient diese Skizze[3] eine Erwähnung. Sie legt den Hauptwert noch immer auf die Darstellung der Hilfswissenschaften, wie es die Enzyklopädien getan hatten, bietet in den prinzipiellen Teilen nur verhältnismäßig kurze, innerlich nicht eigentlich streng gegliederte Bemerkungen. Der Autor geht aus von den beiden Reichen der Natur oder Notwendigkeit und der moralischen Welt oder Freiheit. Die Geschichte hat nach ihm ursprünglich einen doppelten Bereich: die Natur und den Menschen; faktisch erstreckt sie sich jedoch nur auf den zweiten[4]. Charakteristisch sind die Eröterungen über das Verhältnis von Philosophie und Geschichte, deren Begriff es gälte „rein, einfach und frei von den metaphysischen Schellen zu erhalten, womit man ihn so gern behangen wollte“[5]. Auch die Geschichte anerkennt aber „die Ge-

[1] Fr. v. Raumer (1781—1873) hat, wie auch die jüngste Monographie (Friedrich, F. v. Raumer als Historiker und Politiker, Leipz. Diss. 1929, bes. Kap. VI) nachweist, nur gelegentliche Äußerungen zu den Prinzipienfragen der Historik beigesteuert. Die „exoterische, praktische Behandlung und Darstellung historischer Tatsachen“ stand ihm im Gegensatz zu „esoterischer Gelehrsamkeit“ nach seinen eigenen Worten im Vordergrund (Friedrich, a. a. O. S. 45), daher seine Ablehnung einer „verkehrten Theorie, wo der Geschichtsschreiber nicht als Person mit dem Helden im geschichtlichen Palast wohnen, sondern sich als Möbel hinstellen oder, wenn es hoch kommt, als Spiegel aufhängen lassen soll“. Über die von den Kritikern oft hervorgehobene „überzeugende Gleichgültigkeit“ von R.s Darstellung ebd. S. 46 f.

[2] Chr. Fr. Rüß (1781—1820), Historiker des Nordens und (seit 1817) Historiograph des preuß. Staates, studierte in Göttingen; wirkte dann dort, in Greifswald und (seit 1810) in Berlin, wo er — nach zahlreichen Beiträgen zur Geschichte des Nordens, der er sich auch später wieder zuwandte — als erstes die Anm. 3 genannte Schrift veröffentlichte. Durch seine überaus zahlreichen Arbeiten, später auch zur Gegenwartsgeschichte, überanstrengt, starb er früh. Durch seinen Tod eröffnete sich für Raumer ausgedehntere Wirksamkeit an der Berliner Universität. Über ihn: ADB. 29, S. 624 f.

[3] Entwurf einer Propädeutik des histor. Studiums 1811. Disposition: 1. Entwicklung des Begriffs der Geschichte. Allgemeine Methodologie des histor. Studiums. 2. Vor- und Hülfskenntnisse. 3. Elementarwissenschaften der Geschichte. 4. Von der historischen Forschung. 5. Historische Darstellung. 6. Allgem. Geschichte des histor. Studiums.

[4] Prop. S. 5. [5] Prop. S. 6.

setzgebung der Philosophie", da formell nur durch sie die Operation der Geschichtsforschung erfolgen und beurteilt werden, materiell nur durch sie die zureichenden Gründe gefunden werden könnten[1]. Im übrigen kennt Rüß nur materiale Geschichtsphilosophie und zwar unterscheidet er einen französischen Typ (Voltaire) und einen deutschen (Lessing, Kant). Gegen die Konstruktionen der Philosophie[2] macht unser Autor geltend, daß es die Aufgabe der Historie sei, das Wirkliche möglichst rein aufzufassen und durch die Darstellung wiederzugeben, ganz unbekümmert um das Resultat, das daraus hervorgehen mag[3]. Historiker und Philosoph seien unabhängig von einander, ein Zusammentreffen könne zur „höheren Beglaubigung" dienen, aber der „historische Gebrauch" der Philosophie beschränke sich auf die drei Punkte: Regeln für die Methode und Beurteilung der Geschichtsforschung, Beurteilung und praktische Anwendung, innere moralische Bildung des Historikers[4]. Unter dem vielverheißenden Titel Methodologie gibt Rüß unter Berufung auf Bodin, Langlet du Fresnoy und Bolingbroke und unter Berufung auf die Bildungsgeschichte Semlers, Schlözers und Joh. v. Müllers — überaus summarische — Winke für die Einrichtung des historischen Studiums[5]. So gut wie nichts über das Verhältnis zum historischen Gegenstand, trotzdem der Autor selbst als auf einen „Versuch, die Grundbegriffe der Geschichte und der historischen Konstruktion philosophisch zu entwickeln", auf Chladenius bekanntes Werk verweist[6], von dem er manche Anregung in bezug

[1] Prop. S. 29. Philosophie wird neben Sprachkunde und Staatswissenschaften unter „Vor- und Hülfsunterricht der Geschichte" behandelt.

[2] Durch die Ansicht des „großen Weltweisen" verführt, so meint Rüß, hätten viele seiner Schüler ein stetes Fortschreiten als höchsten Grundsatz der Geschichte aufgestellt, von dem sie in der Betrachtung aller Begebenheiten ausgehen und wonach sie alle Angaben ordnen müssen; „ja", fügt er hinzu, „der Unsinn ist so weit getrieben, daß man von einer Geschichte a priori sprach" (Prop. S. 31). Umgekehrt sei bei Schelling, dessen Vorlesungen über die Methode Rüß heranzieht, die entgegengesetzte, ebenso abzulehnende Verfallskonstruktion durchgeführt (S. 34).

Solche Versuche, heißt es a. a. O. S. 243, die Begebenheiten nach einer vorgefaßten Idee aus ihrer inneren Notwendigkeit zu erklären, zerstörten das eigentliche Wesen der Geschichte.

[3] Prop. S. 32. [4] Prop. S. 34. [5] Prop. S. 17.

[6] Prop. S. 35. S. oben S. 23 ff.

auf Fragestellung und Gesichtspunkte hätte entnehmen können. Ein bescheidenes Abschnittchen[1] von Rüß' Propädeutik handelt von der „historischen Forschung und Kritik". Durch die Kritik der Zeugnisse, durch welche äußere und innere Gründe für die Wirklichkeit ihrer Gegenstände eingebracht werden[2], kann die Geschichte einen Grad von Gewißheit erreichen, der nach Rüß dem gleichkommt, der in andern Fächern durch die Demonstration erreicht wird. Gegen Lessings Meinung, nur wer — weil er da selbst als Zeuge auftreten kann — die Geschichte seines Landes und seiner Zeit schreibe, verdiene den Namen eines wahren Geschichtsschreibers, wird eingewendet, jeder Stoff könne durch die Forschung so geläutert und vorbereitet werden, daß die historische Kunst sich seiner bemächtigen könne[3]. — Die Denkmäler scheidet Rüß in die beiden Klassen der unabsichtlichen Überbleibsel und der eigentlichen (absichtlichen) Denkmäler[4]. Ein wenig ausführlicher verweilt er bei der Besprechung der historischen Kunst[5], d. h. der Theorie der historischen Darstellung, die nach Rüß in zwei Teile zerfällt: innere Erfordernisse und die eigentliche Komposition oder der Stil. Entscheidend ist nach ihm der „reine Sinn für die Wahrheit"[6] — hier liegt auch der Unterschied zwischen Poesie und Geschichtsschreibung; ein Thema, das bekanntlich bei Humboldt und Gervinus eine besonders eingehende Behandlung erfahren sollte —, nichts anderes darf er wollen als sie ergründen und verstehen. Er darf, mit Plinius zu reden, nicht dulden, daß etwas, dem Ewigkeit gebührt, untergehe. Rüß meint, daß der Wahrheitssinn und das Gefühl der Erhabenheit seines Beru-

[1] Prop. S. 180—185, dazu 243—247.

[2] Rüß beruft sich (Prop. S. 243) auf die Schrift De fide historica ex ipsa rerum, quae narrantur natura judicanda (1768) des in unserm Band II S. 121 behandelten Theologen Griesbach. Er selbst bietet ziemlich primitive Erörterungen über Wahrscheinlichkeit, Unmöglichkeit, Wunderbarkeit usw. von Erzählungen, wendet sich gegen den „kritischen Leichtsinn", d. h. das — übertriebene — Arbeiten mit Gründen aus der „inneren Unwahrscheinlichkeit" — dieser sei nichts besser als die „historische Starkgläubigkeit" (S. 245, vgl. 253) —, tritt für die Berücksichtigung der Pluralität der Geschehensfaktoren, für die Beachtung ihrer „Vereinigung in einem Brennpunkte" ein.

[3] Vgl. dazu die oben S. 26 ff. besprochenen subtilen Ausführungen bei Chladenius und S. 33 ff. bei Gatterer.

[4] Prop. S. 184, 213.

[5] Prop. S. 248 ff.

[6] Prop. S. 249.

fes den Historiker vor aller Parteilichkeit sichre, zu der ihn Vaterlandsliebe, Religion oder ein individuelles Verhältnis verführen könne. Die „Vertraulichkeit mit der Geschichte" muß ihn über jede Ansicht des Augenblicks und der Mode, über die Zeit erheben, wie ihn der Gerechtigkeitssinn, der „durchaus jedes Ereignis, jede Begebenheit nach ihren Verhältnissen beurteilt", bewahren wird vor blindem Lob und Tadel[1]. Kann die Kenntnis nicht ausgebreitet genug sein, so muß der Historiker dann die „Resignation" zur Auswahl des Bedeutenden besitzen. Rüß wendet sich gegen falschen „Pragmatismus", dieser muß sich aus einer vollendeten Darstellung der Geschichte von selbst ergeben[2]. Die Regeln für die Anordnung, den Stil, die Belege, die unser Autor gibt, übergehen wir. —

Ein Jahrzehnt später (1820), fast genau um die gleiche Zeit, in der Humboldt seine Akademieabhandlung vorlegte, erschien der keinem Geringeren als Creuzer, auf dessen Sagenforschung sie sich öfter bezieht[3], gewidmete Entwurf einer Theorie der Geschichte[4] von dem Hallenser Professor Wachsmuth[5]. Auch dieser, im Vergleich zu seinen Vorgängern vom enzyklopädischen Schema noch gelöstere Versuch einer Historik bietet für die Lehre vom Verstehen kaum wirkliche Ansatzpunkte. Wohl aber sind hier einige der loci ausgebildet, die nicht direkt der Geschichtsphilosophie angehören, aber auch später von Gervinus, Ranke, Droysen, Sybel besprochen worden sind. Freilich zu

[1] Vgl. Prop. S. 254. „Nur die Tatsachen sollen ohne Einmischung von Reflexionen und Deklamationen sprechen."

[2] Prop. S. 253.

[3] Theorie der Gesch. S. 92 ff. u. ö. Vgl. unten Kap. IV, S. 301, Anm. 3.

[4] Droysen urteilte über dieses Werk, das auch Boeckh (Enz. S. 344 u. ö.) erwähnt hat, es sei sehr lehrreich für den damaligen Zustand der Historik und man finde darin eine Menge feiner Bemerkungen, aber das ganze Buch sei ohne eigentlichen Zusammenhang (Pflaum, Droysens Historik. Anhang S. 83. Vgl. unten Kap. II). Bernheim meint (Lehrbuch S. 220), es sei das erste neuere Buch, das lediglich eine allgemeine Orientierung über Begriff und Methode der Geschichtswissenschaft bezwecke, ein „in vieler Hinsicht treffliches Buch".

[5] Wilhelm Wachsmuth (1787—1866) studierte zunächst Theologie in Halle (1803—1806) — ich führe den bisher kaum beobachteten Einfluß von Schleiermachers Ethik auf den „Entwurf" der Theorie der Geschichte (s. unten S. 60 Anm. 2) auf diese Zeit zurück —, war dann vorwiegend als Philologe, schließlich seit 1825 (Professor der Geschichte in Leipzig) als Historiker tätig. Seine zahlreichen Arbeiten, z. T. stark kompilatorisch, verzeichnet Wegele, ADB. 40, S. 423 f.

einem guten Teil, mehr als zur Hälfte, bietet diese Schrift — material — Geschichtsphilosophisches. Die Begründungen sind gewöhnlich begrifflich nicht sehr scharf, in der Terminologie spürt man deutlich Einwirkungen Kants und wohl auch Fichtes. Herder spielt keine Rolle[1]. Der Entwurf umfaßt eine Theorie der Geschichtswissenschaft — in Wirklichkeit, wie die Aufgabenstellung erweist, nach der „der geschichtliche Stoff durch Hineintragung von Vernunftsgesetzen zu einem Inbegriff systematischer Erkenntnis" gestaltet werden soll, eine Geschichtsphilosophie[2] — und eine Theorie der historischen Kunst, alias Lehre von der historischen Forschung im engeren Sinne und von der Darstellung[3]. Uns haben im wesentlichen die Erörterungen zum zweiten Thema zu interessieren. Bemerkenswert ist allerdings, daß der Wachsmuthsche

[1] Es ist erstaunlich, wie wenig unmittelbare Einflüsse Herders überhaupt faßbar werden. Das ist in der Philosophie bei Hegel wie bei Schleiermacher und Humboldt der Fall, ebenso in der Historie. Über Ranke und Herder s. unten Kap. I. Savigny und Herder: Zwilgmeyer, Die Rechtslehre S.s S. 48 ff.

[2] Wachsmuth setzt sich dabei mit den wichtigsten „universal"- und „kulturgeschichtlichen" Konzeptionen (Schlözer, Iselin, Herder usw.) auseinander. Er will gegenüber dem „Gemisch von rein historischem Stoff, philosophierender Exegese, von Heischesätzen und naturhistorischen Zutaten" eine Erörterung des Wesens von Geschichte und von Philosophie herbeiführen (Theorie der Gesch. S. 46). Philosophie, das Wissen von den Ideen (im Gegensatz zur Erfahrung), wird — gut idealistisch — geschieden in Physik und Ethik oder Geschichtsphilosophie. Letztere ist „der ‚Geschichte entgegengesetzt', wie die Form der Materie, das Abstrakte dem Konkreten" (!) (a. a. O. S. 50). Sie besteht aber nur durch die Geschichte und erhält durch diese Leben. — Inhaltlich werden drei Aspekte der geschichtlichen Entwicklung unterschieden: 1. Gang zum Schlechteren, 2. zum Besseren, 3. Stillstand mit Steigen und Fallen. Unser Autor vertritt eine gemäßigte Fortschrittstheorie. „Bald hebt dieser, bald jener Teil des menschichen Vernunftlebens sich rasch fortschreitend, der eine sinkt zurück, der andere tritt bald für ihn ein; aber insgesamt werden dabei doch alle Stufen allmählich höher gehoben" (S. 63). Nicht uninteressant ist sein Schema der allgemeinen Philosophie der Geschichte, das generaliter den Gang der Entwicklung und seine Gesetzlichkeit konstruiert und das — die Naturbedingungen und das — erkennende und bildende — Freiheitshandeln in seinen Formen und Gestalten betrachtende Besondere, das in einer deutlich an Schleiermacher gemahnenden Weise die inhaltliche Bildung zum Vernunftstaate durch die verschiedenen Gebiete des Lebens an den konkreten historischen Erscheinungen aufweist.

[3] Theorie der Gesch. S. 1.

Entwurf, darin den Übergang von der Rüßschen Darlegung zu Droysens Historik bildend, ausführlich bei der Entwicklung der „Erscheinungen der Natur“ als Gegenstand der naturbeschreibenden Wissenschaften und der „Handlungen der Freiheit“, wie sie von der Natur bedingt werden und wiederum diese bedingen, wie sie kämpfen und sich unterstützen, verweilt[1]. Nicht das Einzelne in diesem Bereich freilich ist schon historisch bedeutsam, sondern es wird es erst in Beziehung auf eine „Gattung“, die höchste Gesellschaftseinheit, den Staat[2]. So definiert unser Autor: „Die Geschichte ist der Inbegriff der nach Raum und Zeit bestimmten Handlungen menschlicher Freiheit im Staate“ [3].

Die Theorie der historischen Kunst ist für Wachsmuth die Heuristik, die die Erforschung der Tatsachen selbst[4], der Denkmäler aller Art, der eigentlichen Zeugnisse[5] und von Raum und Zeit als der Form der historischen Tatsachen[6] sicherzustellen hat und schließlich die Lehre von der Darstellung. Die Heuristik[7] richtet sich nach der Art der Quellen, die in ansprechender Gruppierung aufgeteilt werden. Autopsie ist die erste Stufe. Gegen Lessings Forderung will sich Wachsmuth an Schlözers Wort halten, es sei gegen die Regeln der Kunst, von einem Stücke zu urteilen, dessen letzte Szene man noch nicht gesehen habe[8]. Autopsie braucht aber nicht Teilnahme an den Begebenheiten selbst zu heißen: Die Zeit der Tätigkeit, sagt Wachsmuth, in einer großen Handlung ist nicht die Zeit der Unbefangenheit[9]. Und: Affekt und Leidenschaft im Innern und die nur teilweise in die Erkenntnis fallende äußere Erscheinung der Begebenheit ziehen auch dem scharfen und denkenden, gleichzeitigen und teilnehmenden Beobachter einen

---

[1] Den gleichen natürlich von Kant beeinflußten Ausgangspunkt finden wir bei Tittmann, Über Erkenntnis und Kunst in der Geschichte 1817, S. 1 ff., der eine Wissenschaft vom Menschen (Anthropologie) als solchen und eine von ihm in der Erscheinung (Geschichte) unterscheidet (a. a. O. S. 68 ff.).

[2] A. a. O. S. 8 f. [3] A. a. O. S. 10.

[4] A. a. O. S. 82 ff. [5] A. a. O. S. 86 ff.

[6] A. a. O. S. 113 ff. und 141 ff.

[7] A. a. O. S. 82 ff.

[8] A. a. O. S. 83. Vgl. oben S. 50.

[9] Eine moderne Äußerung in diesem Sinne: C. H. Becker, Der Wandel im geschichtlichen Bewußtsein (Neue Rundschau 1927, S. 113).

Schleier vor die historische Wahrheit[1]. Der Takt der Beobachtung ist für die Prüfung des Erkenntniswertes entscheidend. Die eigentliche Quelle des Historikers sind die Zeugnisse, die von unserem Autor seinen Prinzipien getreu in solche der Natur und in Werke der menschlichen Freiheit — diese wieder in unmittelbar menschliche und an der nicht-menschlichen Natur erzeugte — geschieden werden[2]. Unter den Formen der mündlichen Überlieferung, die zur ersten Gruppe gehören, wird besonders die Sage[3] berücksichtigt, die Quellen der zweiten sind auf dreierlei zu betrachten: den Stoff des Denkmals, die zum Symbol gestaltete Tatsache, schließlich Geist und Kunst der Darstellung des Symbols[4]. Die Gliederung der ziemlich reichen Kasuistik braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Charakteristisch ist jedenfalls der nicht sehr kritische Optimismus, mit dem in dieser Historik das Problem des Verstehens dieser Zeugnisse, ihre Auffassung behandelt wird. Fließt das Wasser einer Quelle nicht helle, so verwandelt, nach unserem Autor, „am sichersten der unbefangene vorurteilsfreie Sinn, der ohne vorgefaßte Meinung läutert, der nicht schon in der Ader das Resultat geschaffen hat, welches er in den Quellen zu finden wünscht, der immer aufmerksam ist, daß keine Absicht, kein System, kein Gefühl ihn überschleiche, es in einen klaren Born“[5]. Also auch hier Verdacht gegen nur philosophische Konstruktion; daß andere Instanzen dem adäquaten Erfassen entgegenstehen könnten, wird nicht beachtet oder jedenfalls nicht erörtert[6].

---

[1] A. a. O. S. 84. Recht verstanden, meint Wachsmuth, sei es ein erhabener Gedanke, daß der Geschichtsschreiber keiner Nation angehöre; „er gehört nur der Wahrheit an“ (S. 126).

[2] A. a. O. S. 86 ff. Werke der menschl. Freiheit können doppelt: auf ihren Stoff, auf das was sie ohne Beziehung auf etwas anderes sind und auf das Symbolische, „den Sinn, die menschliche Freiheit in sie hineingelegt“, betrachtet werden. — Das gemahnt an Droysen.

[3] A. a O. S. 91 ff.

[4] A. a. O. S. 97. Der Einfluß Creuzers ist hier deutlich. In der Gliederung und Einteilung der Quellen hat Droysen sichtbar an W. angeknüpft. S. unten Kap. II.

[5] A. a. O. S. 85/86.

[6] Vgl. auch a. a. O. S. 122 f. Neben den „Banden der Nationalität“ werden S. 126 die Lockungen und Ansichten der Partei, des Standes, der Befangenheit durch den Glauben erwähnt und Freiheit von Vorurteilen, Affekten, außer dem für Wahrheit und Tugend, und Leidenschaf-

Unter häufiger Beziehung auf antike Autoren, aber auch sonstige Vorgänger erörtert unser Historiker die nach ihm grundsätzlich von der Forschung zu scheidende Darstellung und ihre Formen[1]. Auch hier gilt wieder: Das Dasein der Theorie ist jünger als das der Kunst[2] Gegenüber Dionys von Halikarnaß, der gemeint hatte, der Historiker solle sich ein angenehmes Sujet wählen, betont der Verfasser unseres Entwurfes, daß das Angenehme nicht im Stoffe gesucht, sondern ihm in der Darstellung gegeben werden müsse. Schellingsche — oder sind es Schleiermachersche? — Vorstellungen klingen an, wenn das Kunstwerk als auf einem „gleichen Verhältnis" des Realen zum Idealen[3] beruhend angesehen wird. Das Gemüt des Historikers erscheint — wieder ein Beweis für den peinlich naiven Realismus unseres Autors — als ein Spiegel, aus dem, nach den Worten Wachsmuths, der historische Stoff „treu, aber im ästhetischen Lichte" zurückstrahlt[4]. Bei der Besprechung der fünf Erfordernisse für die historische Darstellung[5] — Darstellung, der Wahrheit gemäß, nach dem eigentümlichen Leben des Gegenstands, frei von Zwecken, individuell anschaulich, nach den äußeren raumzeitlichen und den inneren Bedingungen — wird an die Erörterung über das Wesen der Forschung angeknüpft. Auch hier wendet sich der Historiker gegen die Unterordnung der Darstellung unter ein „außer der historischen Kunst" liegendes Prinzip, damit ausdrücklich gegen den Pragmatismus; — die Geschichte als Bild des Lebens, sagt er, hat keinen Zweck außer ihr selbst[6]. Der Geschichtschreiber soll nur durch die Tatsachen selbst reden, diese selbst sich darstellen, der Künstler darf, nach Wachsmuth, nicht mit einem Kommentar, einer Homilie über den Text dazutreten[7]. Die Wiedergabe des Individuellen der historischen Erscheinungen wird besonders gefordert, sie darf nicht durch

ten erwähnt. Wachsmuth will das Werk des Historikers „sine ira ac studio" (S. 126).

[1] A. a. O. S. 119 ff. [2] A. a. O. S. 120. [3] A. a. O. S. 122.
[4] A. a. O. S. 126. [5] A. a. O. S. 121 ff. [6] A. a. O. S. 129.
[7] A. a. O. S. 134. Man könnte fast an Ranke denken, wenn dort als — schwere — Aufgabe für den historischen Künstler bezeichnet wird, die Reflexion so in den Stoff hineinzuarbeiten, daß sie als „das Geistige, nur im Konkreten gleichsam sinnlich verkörpert erscheint", und als ein Bequemeres erklärt wird, wenn Stoff und Reflexion darüber nebeneinander gestellt werden.

allgemeine Ansichten und Beschreibungen zurückgedrängt oder verblaßt werden. Sie kommt vor allem in den Charakterschilderungen[1] zur Geltung. Da die Handlung nach unserem Autor die sinnliche Erscheinung der Gesinnung ist, die den Charakter erklärt, kann ihn die Geschichte in dieser, als in dem Spiegel des Gemüts, auffassen[2]. Wichtiger noch ist es, Charakterzüge zu geben als -schilderungen. Recht fein heißt es in diesem Zusammenhang, den Rückschluß aufs Gemüt zu machen sei Sache des Lesers[3], aber der Künstler müsse die Zeichen des Weges so stellen, daß jener nicht irren könne.

Stärkeres Gewicht legt unsere Historik auf die künstlerische Anordnung nach dem inneren Zusammenhang von Ursache und Wirkung, die dem äußeren nach Raum- und Zeitverhältnissen voranzugehen hat. Wachsmuth zitiert Lessings Wort aus der Dramaturgie, „alles, was geschieht, so geschehen zu lassen, daß es nicht anders geschehen könnte“[4]. Für die Schilderung eines Kulturzusammenhanges soll nicht nach dem hergebrachten Schema der Folge der Kultursysteme (Verfassung, Wirtschaft, Kunst usw.), sondern unter Berücksichtigung des Ineinandergreifens und sich gegenseitig Bedingens der Bestandteile des menschlichen Lebens verfahren werden[5]. Wachsmuth macht hierzu recht hübsche Ausführungen über die Konzentration der durch die Zeiträume sich erstreckenden Wirkungszusammenhänge in der Schilderung und vergleicht diese mit einer Reihe fortlaufender Fäden, von denen, wie er sagt, der Weber aber nur immer die, welche ein Ganzes bilden können, zu dem Gespinste des Tagewerkes nimmt, so daß manche früher angeknüpften erst später zum Gespinste kommen können, endlich aber alle einzelnen in irgendein Ganzes mit andern ver-

[1] Wachsmuth bezieht sich dafür auf Herder („eben die kleinen Umstände, die der kalte Verstand nicht bemerkt hätte, und die der kältere Afterverstand als Überfluß wegstreicht, seien gerade die wahrsten Striche des eigentümlichen Gefühls, also auch eben dieser Wahrheit wegen von der entschiedendsten Wirkung“), Creuzer und auf Arndts Einleitung zur historischen Charakterschilderung.

[2] A. a. O. S. 140. Vgl. dazu die oben S. 56, Anm. 1 mitgeteilte Äußerung Raumers.

[3] Eben dagegen wendet sich lebhaft Tittmann (Über Erkenntnis S. 46 ff.), nach dem Wahl und Anordnung die Art des Gegenstandes in der Darstellung bestimmt, und der daher die „Ansicht des Geschichtsschreibers herrschend über seiner Darstellung schweben“ lassen will.

[4] A. a. O. S. 145, 152. [5] A. a. O. S. 148.

knüpft werden[1]. Die Berücksichtigung des Ebenmaßes der Teile in der geschichtlichen Darstellung, die eine „harmonische Komposition" gewährleistet[2], führt in die Theorie der historischen schönen Schreibart, die Stilistik über, der unser Autor einige feine Bemerkungen widmet[3].

IV.

Wenn es den Ansätzen zu einer Historik in Deutschland, seit man von solchen sprechen kann, an der inneren Kontinuität gemangelt hatte, so zeigte sich das wiederum deutlich, als nach einer längeren Pause[4], — inzwischen war die berühmte Akademieabhandlung Humboldts bekannt geworden — 1837, übrigens in Göttingen, wo er damals mit Dahlmann und den Grimms, mit Lücke u. a. wirkte[5], Gervinus' Grundzüge der Historik[6] erschienen[7]. Wir wissen aus seiner Selbstbiographie,

[1] A. a. O. S. 153. [2] A. a. O. S. 155.

[3] A. a. O. S. 159 ff. Klarheit, Natürlichkeit, Würde, Lebendigkeit des Ausdruckes werden gefordert.

[4] Das Lehrbuch der historischen Propädeutik, das 1830 Fr. Rehm veröffentlichte und kein Geringerer als Sybel in 2. Auflage herausgab (1850), ist recht schematisch und dürftig. Unter den Hilfswissenschaften der Geschichte erscheint (S. 44) auch die Sprachkunde und neben der „Linguistik" dabei auch Kritik und Hermeneutik. Der Abschnitt über Historiomathie zeigt, wie erstere völlig die letztere überwuchert; der über Historiographie berücksichtigt, summarisch, drei Gesichtspunkte: Auswahl, Plan, Stil. — Droysens bald folgende Meisterleistung — Gervinus' Historik behandelt, wie gleich zu erweisen sein wird, ein engeres Thema — zeigt den gewaltigen Fortschritt gegenüber diesem Abriß.

[5] Vgl. den Briefwechsel der Brüder Grimm mit Gervinus und Dahlmann (her. v. Ippel) II, 1886.

[6] Neben den Grundzügen der Historik sind für seine Auffassung vor allem heranzuziehen: Sein Nekrolog auf Schlosser (1861); G. G. Gervinus' Leben. Von ihm selbst (1860); Ges. kl. hist. Schriften 1838 (darin bes.: Hist. Briefe S. 1 ff.; Über die hist. Größe S. 135 ff.; Einl. in die deutsch. Jahrbücher S. 313 ff.; Über Dahlmanns Politik S. 543 ff.).

Über Gervinus (1805—1871) existiert eine zahlreiche Lit. Ältere: ADB. 9, S. 77 ff. Wichtig die Gedächtnisrede Rankes (Neudruck: hrg. v. Rothacker, Philos. u. Geisteswiss. 2, S. 68 ff.). Treffende Urteile bei Dove, Ausgew. Schriftchen S. 393 ff. und in der besten neueren Arbeit über G. bei Rychner, G. G. G. Ein Kapitel über Literaturgesch. 1922, bes. Kap. VI. — Vgl. ferner: Dörfel, G. als hist. Denker 1904 (Leipz. Diss.); Hirzel, G. G. G.s hist. polit. Ideen, Tüb. Diss. 1922; den ungedruckten Nachlaß benutzte zuerst E. Wolf, G. G. G. Sein geschichtl. pol. System (Leipz. Diss.) 1931.

[7] Die „Grundzüge" sind von der geistesgeschichtlichen Forschung — be-

daß Gervinus schon in seiner Heidelberger Zeit ein Kolleg über die Grundzüge der Historik las. Der Verfasser war seinem Bildungsgang nach Autodidakt. Er war von Hause aus ohne irgendeine direkte Verbindung mit der mündlichen oder literarischen Tradition der Historik. Sein Hauptlehrer Schlosser hat auf ihn wohl durch die Richtung und den Charakter seiner Geschichtsauffassung und -schreibung gewirkt, stand aber, wie erwähnt, selbst den Fragen der historischen Theorie ohne primäres Interesse gegenüber[1]. Man könnte sich denken, daß der junge, seiner Natur nach der Reflexion nicht abgeneigte Historiker durch den genius loci Göttingens zur Auseinandersetzung mit Problemen geführt worden wäre, die in einer bestimmten Weise, wie wir sahen, das große Geschlecht des letzten Jahrhundertdrittels von verschiedenen Seiten her beschäftigt hatten. Aber das war nicht eigentlich der Fall. So kann man nicht sagen, daß der Anschluß an die Tradition ein unmittelbarer sei[2]. Von seinen Vorgängern aus dem Göttinger Bereich[3] erwähnt Gervinus in seiner Historik ausdrücklich Schlözer — von Gatterer, wie übrigens auch von Wegelin ist gar nicht die Rede — und Joh. v. Müller, dessen Briefe öfter angezogen werden[4]. Wachsmuths Historik, auf die später Droysen sich wieder bezog, ist wohl Gervinus nicht be-

sonders neuerdings — vielfach beachtet, aber nicht sehr positiv gewürdigt worden. Droysen erwähnt sie (Pflaum, D.s Historik, Anhang S. 83), Lorenz äußert sich (Die Gesch.-Wiss. I, S. 6) freundlicher („vieles Vortreffliche"). Dilthey berücksichtigt die Historik im geschichtl. Abriß des „Aufbaus" (Ges. Schr. VII, S. 134 f.); Troeltsch urteilt (Der Historismus S. 289) wieder ungünstig.

[1] Vgl. die überaus aufschlußreiche Würdigung Schlossers in Gervinus' Nekrolog (1861); ferner: Über Schlossers universalhist. Übersicht der Geschichte (Ges. kl. hist. Schr. S. 333 ff.) und die Widmung der Geschichte des 19. Jahrhunderts an Schlosser. — Sehr gut bemerkt Dove, (Ausgew. Schriftchen S. 394) in seinem Nekrolog auf G.: „Man kann sagen, daß ihm Schlossers Gestalt immerdar vor der Seele gestanden . . ." und: „was bei Schlosser naiv war, ist bei Gervinus Reflexion".

[2] Gervinus berichtet selbst, wie es zu der Abfassung der Histor. Briefe, dem ersten Dokument seiner Stellungnahme zu Fragen der Historik, gekommen sei (Leben S. 230 ff.).

[3] Vgl. die nicht sehr freundlichen Auslassungen Gervinus' über Göttingen in seinen Historischen Briefen zu dem Streit zwischen Schlosser und Heeren (Ges. kl. hist. Schr. S. 7 f.).

[4] In den gleichen Hist. Briefen findet sich eine Stellungnahme zu Herder, Müller und Schlözer. Vgl. unten S. 77, Anm. 1.

kannt gewesen. — Die Fragestellung ist von Anfang an nicht die mehr oder weniger umfassende nach einer Theorie der Geschichte oder des Geschichtswissens, sondern konzentriert auf Probleme der Geschichtsschreibung. Der außerordentliche Einfluß der Abhandlung Humboldts, der mehr als alle übrigen Beiträge zum Problem der Geschichtstheorie zusammen, Gervinus' Schrift bestimmt, wird auch in dieser Orientierung deutlich. Ihre — relative — Bedeutung liegt aber trotzdem nicht etwa in einer — beabsichtigten oder erreichten — Fortführung Humboldtscher Ideen[1]. Man darf sie vielmehr darin erblicken, daß hier zum erstenmal, wenn auch noch gehalten, in der Historik deutlich eine Richtung in der Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts zu Worte kommt, die in der Folge ein überaus starkes Echo haben sollte[2]. Ihr Werden, ihre Entwicklung und ihr Schicksal gehört in die Geschichte der Historiographie, wo sie ja schon vielfach zusammenhängende Würdigungen erfahren hat[3]. Für uns ist eines wichtig. Wir sind der Ansicht, daß für die Entstehung und Ausbildung dieser historischen Richtung — wie immer man sie abgrenzen und bezeichnen mag — die gelegentlich einseitig

[1] Dies auch die Meinung der Forschung. Vgl. Wolf, a. a. O. S. 89, Anm. 18.

[2] Daß Luden in gewissem Sinn als Vorgänger von Gervinus aufzufassen ist, wurde oben S. 53 Anm. 3 erwähnt. Aber dieser hat ja nicht zusammenhängend seine Stellung zu Problemen des geschichtlichen Erkennens formuliert. Neben Niebuhr ist der philosophischen und erzieherischen Wirksamkeit Fichtes in diesem Zusammenhang zu gedenken. Schließlich der des Historikers E. M. Arndt, über dessen Stellung zur Geschichte neuerdings Ruth, Arndt und die Geschichte 1930 in lehrreicher Weise unterrichtet. Die eigentümliche Doppelheit der kontemplativen und aktivistischen Seite, von wissenschaftlichem Interesse und politischer Auswirkung, wird durch die Entwicklungsphasen, die Arndt durchgemacht hat, verfolgt (Kap. IV) und ideengeschichtlich eingeordnet. Vgl. bes. S. 149 ff. S. 40 ein Vergleich mit W. v. Humboldt. Es führt aber auch eine von Ruth nicht berücksichtigte Linie von Arndt zu Gervinus. — Vgl. auch Kern, Vom unbekannten Arndt (Auswahl) 1929.

[3] Hier ist zunächst an die ältere Generation der politischen Historiker zu denken. Vgl. über diese: Rothacker, Einleitung, Kap. IV, 2, „Die politische Historie"; E. Marcks, L. Häußer und die pol. Geschichtsschr. in Heidelberg (Heid. Professoren I) 1903; v. Below, Die deutsche Geschichtsschreibung, Abschn. V.; Fueter, Gesch. d. neueren Historiogr., S. 500 ff.; Westphal, Welt- und Staatsanschauung des deutschen Liberalismus 1919, Kap. 1 u. 7.

betonte allgemeine politisch-geistige Situation nicht allein als maßgebend angesehen werden darf, sondern daß eine typische Haltung, die immer wieder ihre Vertreter gefunden hat und findet, darin zum Ausdruck kommt. Man spürt das in dem Übereinstimmenden in den Anschauungen, Motivierungen und Folgerungen, die von dieser Seite bei sehr verschiedenen Anlässen und in sehr verschiedenen Formen vorgetragen werden. In höchst lehrreicher Weise sind im Verlauf des vorigen Jahrhunderts die wechselseitigen Standpunkte in zum Teil überaus interessanten Auseinandersetzungen allgemeiner weltanschaulicher, methodologischer und persönlicher Art herausgearbeitet und präzisiert worden. Die Tatsache, daß die Ziele und Anliegen der mit Gervinus' Grundzügen in der Historik sich meldenden Richtung vielfach im Gegensatz, in der Polemik mit der sog. Historischen Schule vorgetragen worden sind, hat zu der nicht richtigen Meinung verführt, daß in dem Ganzen in erster Linie ein in einer bestimmten geistesgeschichtlichen Situation begründeter, sozusagen akuter Frontengegensatz zu erblicken sei, bei dem die überlebte „Romantik" von der neu aufstehenden jüngeren Generation angegriffen — und überwunden — worden sei [1]. Wie immer die Dinge sich für den darstellen mögen, der die Entwicklung der eigentlichen Geschichtsschreibung oder die Gestaltung des Verhältnisses von Historie und Politik, Historie und dem allgemeinen Zeitgefühl und -geist verfolgt — in der Historik sind es im Grunde durch die Zeiten durchgehende Probleme und Fragen, die jeweils wieder aufgegriffen, neugestellt und -beantwortet werden [2]. Dabei ergeben sich im äußersten Falle so grundverschiedene und entgegenstehende Programme und

[1] Das ist natürlich weitgehend die Auffassung von Gervinus selbst, der sie — siehe unten S. 75 Anm. 3 — geschichtsphilosophisch begründet. Leider fehlt noch eine unter modernen Gesichtspunkten vorgenommene Untersuchung über die in der Opposition gegen die „alte" Generation einige Bewegung in den 30er und 40er Jahren. Vgl. einstweilen für die Literatur. neben den lit.-gesch. Handbüchern (R. M. Meyer, Grdr. 1904, Nr. 15 usw.): Proelß, Das junge Deutschland 1892, bes. Kap. 3 und Westphal, a. a O. (für den Kreis der Preuß. Jahrbücher).

[2] Die Kontroversen über die Aufgabe des Historikers haben im Grunde eine genaue Parallele in der von uns in unserem II. Bande geschilderten Lage in der theologischen Hermeneutik seit der Aufklärung bzw. seit Schleiermacher. Wir haben (Das Verstehen II, S. 19ff. u. 83ff.) schon auf diese Analogie aufmerksam gemacht.

Theorien, wie sie etwa in der Diskussion: Ranke-Gervinus, Ranke-Droysen zum Ausdruck kamen, vielleicht aber nur mehr oder weniger nach der einen oder anderen Seite nuancierte Stellungnahmen und Durchführungen[1]. Die Großen, die immer auch theoretisch etwas zu sagen haben — den berühmten ganz Großen, der methodologisch uninteressiert ist, nur praktisch arbeitet, gibt es nicht; er ist ein zur eigenen Rechtfertigung minder Großer konstruiertes Fabelwesen — haben dann in zeitlos, darum auch heute noch gültiger Weise diese Fragen durchgedacht und durchgesprochen und sich dabei mehr nach dieser oder jener Seite entschieden. Deutlich ist jedenfalls, daß die Auswirkungen der Aufklärungsgeschichtsschreibung auch durch die Wegbereiter der sog. Historischen Schule oder durch diese selbst keineswegs etwa ganz zum Aufhören gebracht worden sind, sondern fortlebten und -zeugten. Ein neuerer Autor urteilt: „Die liberale Geschichtsschreibung ist die direkte Fortsetzung der Aufklärungshistoriographie, modifiziert durch die Erfahrungen der französischen Revolution und die Tendenzen der Verfassungskämpfe der Restaurationszeit." Derselbe charakterisiert sie als in ihren historisch-politischen Voraussetzungen viel stärker dogmatisch gebunden als die Aufklärer[2]. Das ist sicher richtig. Jedenfalls sei noch einmal auf den Zusammenhang Gervinus' und Häußers mit Schlosser verwiesen oder auf die ebenfalls deutlichen Verbindungen zwischen den Rotteck und Welcker[3] und den französischen Theoretikern.

Es kann hier, wie gesagt, nicht unsere Aufgabe sein, die politischen und allgemeinen Voraussetzungen zu skizzieren, die zur Entstehung der „politischen", „nationalen", „liberalen" Ge-

[1] Das Beisammen beider Denk- und Auffassungsweisen in einer Persönlichkeit, das wir bei Arndt kennenlernen, ist die Ausnahme. Auch hier handelt es sich, wie die eingehende Würdigung Ruths (siehe S. 67 Anm. 2) deutlich zeigt, um ein Alternieren.

[2] Fueter, Gesch. d. Historiogr., S. 500.

[3] Die Herausgeber des Staatslexikons repräsentieren besonders deutlich den süddeutschen Frühliberalismus. Vgl. Fillies, Die Geschichte in der Weltanschauung K.Th.Welckers, Münsterer Diss. (Masch.) 1924 bes. Kap. 1, wo auch dem Verhältnis zur Geschichtslehre Humboldts genau nachgegangen wird; Joh. Schultze, K. Th. Welckers Versuch einer entwicklungsgesch. Grundlegung der Geschichte, Festschr. f. Breysig 1928; Neumeister, Romantische Elemente im Denken der liberalen Führer des Vormärz (Leipziger Diss. 1931), bes. S. 61 ff.

schichtsschreibung im 19. Jahrhundert geführt haben. Uns interessiert der theoretische Ertrag für die Historik. Die „Grundzüge" von Gervinus sind dafür eigentlich die zeitlich erste Quelle, denn der früheste Herold der neuen Geschichtsschreibung[1], Dahlmann, hat sich theoretisch wenig geäußert. Er ist zudem kein reiner Vertreter dieser Richtung; mit Recht hat man an ihm, der von der Philologie Fr. A. Wolfs herkam[2], Züge konstatiert, die ihn mit der Historischen Schule verbinden, wie das Eintreten für eine organische Entwicklung des Neuen aus dem Alten, die seine Auffassung vom Verhältnis von Geschichte und Politik bestimmen[3]. Fragen, wie die nach dem Wesen der Geschichte, den Voraussetzungen und Bedingungen der Erkenntnis historischer Vorgänge und Erscheinungen, nach dem Verstehen, lagen einem Dahlmann ferner[4].

---

[1] Droysens Alexander, bereits die neue Note deutlich verratend, erschien 1833, Dahlmanns Politik 1835 — ihre Anzeige durch Gervinus 1836 (Ges. kl. hist. Schr. S. 595) —, Gervinus, Geschichte der Nat.-Lit. der Deutschen 1835 ff.

[2] Springer, Fr. Chr. Dahlmann 1870, I, S. 28 ff. Derselbe bezeugt für die frühere Zeit D.s eifrige Lektüre Schlözers, Joh. v. Müllers und Mösers und teilt aus der Einleitung in die Vorlesungen über Alte Geschichte (1819) eingehende Erörterungen über die Behandlung der Universalgeschichte mit. Über die Beziehung zu Niebuhr vgl. a. a. O. S. 94 ff. In Göttingen (seit 1829) verkehrte D. vor allem mit Lücke (Das Verstehen I, S. 153), Otfr. Müller, den Grimms u. a. Vgl. auch den Briefwechsel (oben S. 65 Anm. 5). Bibliogr. in D.s Kleine Schriften und Reden (hrg. v. Varrentrapp) 1886, S. VII ff. Dilthey (Pseud. Hoffner): F. C. D. (Westerm. Mon. 34, 1873, S. 373 ff.).

Dahlmann war eine primär politische Natur; das weist sich auch in seiner Geschichtsschreibung aufs deutlichste aus. Vgl. etwa die beiden Revolutionsgeschichten.

Allgemeine Würdigungen: Lorenz, Die deutsche Gesch.-Wiss. I, Abschn. 2; Treitschke, Deutsche Geschichte V. S. 408 ff.; Rothacker, Einleitung S. 167 ff.

[3] Dahlmann, Politik, auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt (1835). Dazu: Christern, F. C. Dahlmanns pol. Entwicklung bis 1848, 1921.

[4] Springer bezeugt (a. a. O. I, S. 70) für die Einleitung zu den Vorlesungen über Alte Geschichte Äußerungen über Dahlmanns Stellung zu den Aufgaben der histor. Wissenschaft. Ebd. Darlegungen über die Entwicklung der Historie. Nach dems. (S. 73) begann D. seine Vorlesungen über die Geschichte der letzten 3 Jahrhunderte mit den Worten: „Mein Gedanke ist, nicht allein Geschichte zu geben, sondern zugleich Politik zu lehren ..."

Anders Gervinus[1]. Er verwundert sich[2] — und wir gehen damit zur Besprechung seiner Historik über —, daß über das Wesen der Geschichte, die verschiedenen Arten der Geschichtsschreibung, das Geschäft und Verfahren des Historikers so wenig, so Unbedeutendes geschrieben worden sei. Er fragt, warum neben der Poetik, die seit Aristoteles geblüht habe, keine Historik aufgekommen ist[3]. Worum es ihm selbst vor allem geht, wird deutlich aus der Kritik, die er an den vorliegenden Versuchen übt: diese gelten im wesentlichen den Problemen der historischen Forschung, nicht so sehr der historischen Kunst. Die letztere ist es, die den Gegenstand von Gervinus' Fragen ausmacht[4]. Hier sieht er neben älteren ausländischen Autoren[5] und den Winken Joh. v. Müllers nur Humboldt als Vorgänger. Man hat sich vielfach gewundert, daß Gervinus, gerade weil ihm Humboldts nach allen Seiten die Probleme der Historik aufweisende und in Angriff nehmende Bemühungen bekannt gewesen sind[6], sein Thema so eingeengt

[1] Es bedarf vielleicht der Rechtfertigung, daß Gervinus hier in dem der „vorrankischen" Historik gewidmeten Abschnitt behandelt wird. Das Motiv liegt in der Anlage unserer Untersuchung, die die entscheidenden Partien, die den Hauptleistungen für die Verstehenslehre gewidmet sind, in den Mittelpunkt stellen will und darin, daß ja die Entfaltung des Rankeschen Schaffens später fällt als der Kairos der Gervinusschen Wirksamkeit.

[2] Hist. S. 9.

[3] Dieser Ansatz ist natürlich schon bedenklich, weil eine solche Parallelisierung der Eigengesetzlichkeit der spezifisch historischen Fragestellung nicht gerecht werden kann.

[4] Auch an anderen Stellen, an denen Gervinus sich zu Fragen der Historik äußert, wird eine strengere Scheidung von Auffassung und Darstellung nicht durchgeführt, bzw. ist der letztere Gesichtspunkt jeweils der entscheidende. Gervinus war gelegentlich geneigt, wie auch da, wo er von Darsteller und Forscher als dem Blinden und Lahmen spricht, die sich stützen, von jedem Historiker ein „Zugleich von oben und von unten" zu verlangen (Ges. kl. hist. Schr. S. 587). Die „Idee" bleibt bei allem wichtiger als das „Material".

[5] Der Gebrauch des Wortes „historiomathisch" (vgl. oben S. 65 Anm. 4) weist u. a. auf Gatterer, den Gervinus aber ebensowenig nennt, wie Wegelin oder Wachsmuth. Er erwähnt Bodin und Voß, Bolingbroke und Priestley. Sie alle beschränken sich nach Gervinus auf Erörterungen über den historischen Stil, Glauben und Zweifel, Kritik und Quellenbenutzung. Hist. S. 10. Vgl. für die gen. Autoren: Bernheim, a. a. O. S. 194ff., 204ff., Wegele, a. a. O. S. 344ff.

[6] Von W. von Humboldts „Aufsätzen", die oft nur „Winke und

hat. Vielleicht spielt dabei das intime Verhältnis eine Rolle, in dem der Heidelberger Historiker von Anfang an zur schönen Literatur gestanden hat[1]. Als Literarhistoriker wird ihm Geschichtsschreibung zunächst von der Seite der Darstellung zum Problem geworden sein: die Formen dieser Kunst in ihrem Wesen und Werden sich zu vergegenwärtigen, mußte ihm als Hauptanliegen einer an die Poetik methodisch sich anlehnenden Historik erscheinen.

Man wird jedenfalls nicht übersehen dürfen, daß in Gervinus' kleinem Entwurf doch eine Reihe interessanter und charakteristischer Bemerkungen enthalten sind, die seine Stellung auch zu den nicht eingehender von ihm erörterten Themen einer Historik (Objektivitätsproblem u. a.) erkennen lassen. Die Aufgabe des Historikers setzt Gervinus zu der des Dichters und des Philosophen in ein bestimmteres Verhältnis und zwar insofern, als alle drei Betätigungsweisen aus gewissen Grundeinstellungen zur Welt abgeleitet werden. Insofern diese niemals ganz rein, sondern immer in bestimmten Mischungsverhältnissen auftreten, gehen sie ineinander über[2]. Der ordnende Verstand des Historikers, so konstruiert der Verfasser der Historik, betrachtet die Dinge erfahrungsmäßig nach ihrer bloßen Erscheinung in der wirklichen, scheinbar regellosen Welt und geht allenfalls auf einen „befriedigenden Nutzen" aus, die schöpferische Einbildungskraft des Dichters schweift aus dieser wirklichen Welt nach den Gesetzen des Denkbaren und Möglichen aus: „möglicher Zusammenhang und befriedigender Genuß" sind hier das Ziel. Die spekulative Vernunft des Philosophen schließlich geht auf die Aufstellung allgemeiner Gesetzmäßigkeit innerhalb des Erfaßbaren, also die Konstruktion eines notwendigen Zusammenhangs, das heißt: befriedi-

Resultate" sind, ist Ges. kl. hist. Schr. S. 321 die Rede. Vgl. für das Folgende bes. Das Verstehen I, S. 249 ff.

[1] Für diese Seite Gervinus' vgl. die ausgezeichnete Arbeit von Rychner, G. G. G., ein Kapitel zur Literaturgeschichte 1922, bes. Kap. IV und V. — Charakteristisch ist jedenfalls G.'s Hinweis (Hist. § 3) auf die großen klassischen Dichter, die „mit einer wunderbaren Verbindung des natürlichen Dichterinstinkts mit einem hellen Selbstbewußtsein über ihr Tun" es verstanden, Einsicht und Kunst zu vereinen, als einem Vorbild, das den, methodischer Reflexion abgeneigten Historikern vorgestellt wird.

[2] Hist. S. 16 f. Für das Verständnis der drei Interessen in Gervinus selbst vgl. seine Selbstbiographie (Leben, S. 269 ff.).

gende Erkenntnis[1]. Wo diese Richtungen sich, im Gegensatz zu der geforderten Ausgewogenheit, zu extremer Einseitigkeit entwickeln, ergibt sich jeweils ein Makel; so muß die chimärische Dichtung phantastisch, eine die Wirklichkeit vernachlässigende Philosophie verwerflich genannt werden[2]. Auch in der Historie kennt man solche Einseitigkeit: der geistlose Faktensammler ohne jede Einbildungskraft und Spekulation, dessen Arbeit infolgedessen weder Farbe noch notwendigen Zusammenhang zeigen wird, der zwar in dem Bereich bleibt, in dem er beheimatet ist, der wirklichen Welt, die nach Gervinus sein eigenster Grund und Boden ist[3], aber, verächtlich in seiner Armseligkeit, die mögliche und notwendige ignoriert[4]. Das vollkommene Geschichtswerk aber, das höchste Ziel der Bemühung des Historikers, kann bei solcher Beschränkung, die sich rächen muß, nicht erreicht werden[5]. Es setzt vielmehr die

[1] Hist. § 4.

[2] Hist. S. 17/18. In der scharfen Gegenüberstellung der Extreme, dem Werten und Zensurieren kommt hier, wie überhaupt, die spezifisch Gervinussche Eigenart zur Geltung.

[3] Hist. S. 20.

[4] Eine positivere Würdigung der Feststellung des Faktischen findet sich aus Anlaß der Polemik Schlosser-Heeren in Gervinus' Histor. Briefen. Übereilte und subjektive allgemeine Folgerungen, vorgreifende Antizipationen, „Ideenmacherei" werden da scharf abgelehnt. „Ich bin . . . von dem Unwert solcher Schriften, die nichts als Gewissenhaftigkeit und Fleiß zeigen, überzeugt, meine aber, die Geschichte, und besonders die forschende Geschichte, verschmäht jedes Urteil und alle Idee, die nicht so einfach aus den Tatsachen folge, daß sie der Beste auch von selbst aus den bloßen Tatsachen herausfände" (Ges. kl. hist. Schr. S. 41 ff.). Gegen Heeren — gegen den eingewandt wird, überall werde die Geschichte erscheinen, wie sie sich in seinem Kopfe eben gestaltet — wird Möser ausgespielt, der nur „erzählen" die Betrachtung aber dem Leser überlassen will, der „doch in jeder Lebensperiode die Begebenheiten in einem anderen Lichte sieht", während bei gewissen Abhandlungen Heerens nicht nur von der Übereinstimmung, nein, von der Existenz der Quelle nicht die Rede sei, wo dagegen Phantasie und Begeisterung des Historikers so groß sei, daß Wahrheiten und Erzählungen vorgebracht würden, die sich auf keinerlei schriftliche oder monumentale Überlieferung stützen können. Ironisch spricht Gervinus von dem Geist, der „durch die lebhafte Teilnahme an seinem Stoffe über den Verfasser gekommen sei" (a. a. O. S. 43), „Ideenmacherei": S. 57. Gervinus zitiert (a. a. O. S. 12 f.) A. v. Humboldt dafür, daß durch Vernachlässigung des Faktischen und voreiliges Erheben zu allgemeinen Ideen die Wissenschaft gehemmt, nicht aber gefördert werde.

[5] Lehrreich ist für Gervinus' Auffassung in diesem Punkt die große Rezen-

Einheit des Plans, Zusammenschluß der Teile zu einem Ganzen, voraus[1]. Es muß, mit einem Wort, ein Kunstwerk sein[2]. Um das zu leisten, muß der Historiker vom Dichter sowohl wie vom Philosophen lernen. Die Geschichte der Geschichtsschreibung zeigt uns lehrreich, wieweit das in den verschiedenen Epochen geschehen ist.

Gervinus hat nirgends, wie später Droysen in seiner Historik, in einem systematischen Aufriß Gliederung und Stufung der historischen Forschungsarbeit aufzuweisen versucht. Es bleibt bei gelegentlichen Andeutungen über das Verhältnis von Quellenstudium und Verarbeitung, über Kombination und Zusammenfassung, Verständnis und Deutung beim Historiker[3]. Wenn er gelegentlich fleißige Forschung im Materiellen und Schärfung des inneren Blicks nebeneinander nennt, so wird man unerachtet gelegentlich anderslautender Äußerungen Gervinus' eigentliche Intention da ausgesprochen finden, wo er die Aufgabe des Geschichtsforschers — in Übereinstimmung mit dem Ebengesagten — in „Charakter- und Geistesbildung und einem in die Weite und Tiefe reichenden Fachstudium", genauer darin erblickt, sich „vermittelst einer freiern Erfassung

sion über Schlossers universalhistorische Übersicht (s. o. S. 66, Anm. 1), in der ein Fortschritt von den ersten Zeiten seiner Geschichtsschreibung (Universalgeschichte), die „ganz auf objektive Ergründung der Materie" gerichtet gewesen sei, zu der späteren (Geschichte des 18. Jahrhunderts) konstatiert (und grundsätzlich gerechtfertigt) wird, in der der Historiker den Begebenheiten gegenübertritt, statt sich „darin zu vergraben" — also eine Linie von „materieller Geschichtsforschung zu psychologisch beobachtender Geschichtsschreibung, von da zu kombinierender Betrachtung und Beurteilung der Geschichte und endlich zu einem selbständigen historischen Kunstwerk" konstruiert wird: Ges. kl. hist. Schr. S. 333 ff., bes. S. 344.

[1] Hist. S. 31. Diesen Gedanken des Zusammenhangs hat schon Dörfel in seiner Wichtigkeit für Gervinus' Geschichtslehre hervorgehoben. — Insofern ein solcher Zusammenhang verschieden: rein spekulativ (Hegel), universalhistorisch-positiv (Ranke) und empirisch-konstruktiv (Positivismus) konzipiert werden kann, ergeben sich für Gervinus damit noch verschiedene Möglichkeiten. Die spätere Fassung seiner Ideen (Leben) zeigt ziemlich deutlich die Entscheidung für die dritte Möglichkeit. In der Historik steht ihm die Frage der artistischen Einheit (Darstellung) im Vordergrund.

[2] Vgl. hierzu die sorgfältige Analyse des verschiedenen Verstandes, der der Forderung „Geschichte als Kunst" innewohnen kann, bei Bernheim, Lehrbuch S. 126 ff.

[3] Besonders in den Rezensionen.

des Tatsächlichen in der Geschichte über innern Zusammenhang der Dinge gründlicher zu verständigen, als es aus einer bloß kritischen Sichtung des Faktischen geschehen kann"[1]. Es ist derselbe Gegensatz gegen Ranke und seine Schule, den wir bei Droysen kennenlernen werden, der aus mancher Äußerung des Heidelbergers spricht, wie etwa: „Wir pflegen uns viel auf Gewissenhaftigkeit, auf Unparteilichkeit und Quellenstudium einzubilden"[2] — worauf die Aufforderung folgt, im oben wiedergegebenen Sinn endlich einmal „einen Schritt weiterzugehen"[3], den „ausschließlichen Weg der objektiven Forschung zu verlassen durch darstellende Werke, die von Ideen ausgehen, damit die Wissenschaft für die gegenwärtige Umgebung fruchtbar zu machen"[4]. Wir kommen auf die Anforderungen an den Historiker und auf Gervinus' Objektivitätsbegriff noch zu sprechen.

Es ist bekannt, wie Gervinus, geschichtliche Besinnung und systematische Ableitung mit Geschick und Konsequenz verbindend, in den „Grundzügen" die Formen der Geschichtsschreibung, die sich in der Historiographie des Abendlandes

[1] Ges. kl. hist. Schr. S. 137 f.

[2] Ebd. S. 13 f.

[3] Über die Stellung zur Objektivität, die — in der Praxis bekanntlich ein wichtiger Gegensatz zu Ranke — Gervinus in der Historik einnimmt, vgl. unten S. 84, bes. Anm. 1 ff.

In dem Einleitungsaufsatz für die deutschen Jahrbücher wird im Zuge der Schilderung der geistesgeschichtlichen Entwicklung seit Goethe und Schiller der Ersatz der — schöpferischen — Einbildungskraft durch die Beobachtung beklagt, die kein heiligeres Gesetz kennt, als Gründlichkeit und Aufhebung (sic!) der Subjektivität in jeder Forschung. Die Folge sei, daß Objektivität ein so „schreckhaftes Losungswort" ward, man sich seiner Meinung allerseits scheue, die Zeit immer mehr unfähig werde, große Subjektivitäten (sic!) zu beurteilen und zu ertragen (Ges. kl. hist. Schr. S. 319 ff.).

Die Selbstanzeige der Geschichte der deutschen Nat.-Lit. (1835) betont die Absicht des Autors, mit seinem Urteil und seinen Ansichten hervorzutreten und von der „streng objektiven Manier der meisten heutigen Geschichtsschreiber" abzustehen, diesem „Unwesen", das dazu führe, daß man den Menschen im Autor nicht erkenne, über lauter Belehrung keine Empfindung, vor lauter Verstand kein Gemüt sähe (Ges. kl. hist. Schr. S. 555).

[4] Ges. kl. hist. Schr. S. 322. Vgl. die obengenannte Schlosser-Rezension, wo das „Sezieren und Messen" am Gegenstand für ungenügend erklärt wird. Es heiße nur dem Geschichtsschreiber Material und Quelle liefern (ebd. S. 345).

im Laufe der Zeiten gebildet haben, unter Anlegung des angedeuteten Maßstabs abzuleiten und nachzuweisen bemüht war[1].

Chronik und Memoir sind die beiden Hauptformen und -quellen aller Geschichte, deren Werden Gervinus im Gang der abendländischen Geschichtsschreibung aufzeigt[2]. Daneben kennt er Nebenformen der geschichtlichen Kunst: die Sagengeschichte und eine philosophische Behandlung der Geschichte[3]. Die wahre „systematische" Philosophie der Geschichte ist für Gervinus in gewissem Sinn die Krönung der historischen Betätigung. Er gesteht in seiner Selbstbiographie[4], es sei eine lange Versuchung für ihn gewesen, diese Aufgabe zu der oder einer Haupttätigkeit seines Lebens zu machen[5]. Als das erhabene Ziel der philosophischen Betrachtung der Geschichte bezeichnet er „in dem Gewirr des geschichtlichen Geschehens den festen ewigen Bau nachzuweisen, Sprung und Willkür ausscheidend, im Auf und Ab des geschichtlichen Lebens das Wesentliche durch Auflösung des Widersinns der einzelnen geschichtlichen Tatsachen in der Zusammenstimmung des Ganzen die höhere Harmonie zu finden"[6]. Die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiet beurteilt freilich Gervinus recht skeptisch. Philosophische Anlagen mögen diese Entwürfe vielleicht verraten, so urteilt die Historik[7], historische Erfahrung und Weisheit nicht. Das Beste für die einstweilige Behandlung von Geschichte und Natur muß erst von der Geschichtsschreibung und Naturwissenschaft geschehen. Von Herder und Kant ist zu sagen, daß sie „das Alphabet und Einmaleins der Ge-

[1] Den Darlegungen der Historik entspricht der Abriß der Geschichte der Historiographie seit Thukydides in der Schlosser-Rezension, Ges. kl. hist. Schr. S. 350 ff.

[2] Hist. S. 34, vgl. auch S. 56. Vgl. dazu Bernheim, Lehrbuch S. 17 ff.

[3] Hist. §§ 24—26.

[4] Leben S. 276 ff., 284 ff.

[5] Leben S. 277, 287 f. Ebd. wird die Überzeugung ausgesprochen, daß es schließlich doch mehr die philosophische Geschichte als die Philosophie der Geschichte sei, zu der sich der Autor berufen gefühlt habe.

[6] Ebd. S. 286 f. In der Fülle der geschichtlichen Tatsachen zu ihren wesentlichsten Faktoren vorzudringen, ihnen die notwendige Gestalt abzusehen und ihre Gesetze abzulauschen, wird S. 279 f. als Aufgabe formuliert.

Über Gervinus' „Kosmoslehre" vgl. Dörfel, a. a. O. S. 9 ff. Ebd. über die Freiheitslehre. — Wir berücksichtigen die materiale Geschichtsphilosophie nicht ausführlicher.

[7] Hist. S. 63.

schichte nicht innegehabt haben“ [1]. Auch Hegel und Krause werden herbe kritisiert [2].

Doch zurück zu den Formen der Geschichtsschreibung. Dem Typus des Chronisten stellt Gervinus also den Memoirenschreiber, der objektiven die mehr subjektiv bestimmte Historie gegenüber [3]. Beide weisen, bei aller positiven Leistung, charakteristische Unvollkommenheiten auf. Der Historiker der ersten Art steht nach Gervinus in einer doppelten „Befangenheit“, einer räumlichen, insofern der allein in Frage kommende Gesichtspunkt hier — noch — der nationale ist, einer zeitlichen, insofern die Chronik, ohne die Verbindung mit Vergangenheit und Zukunft zu verfolgen, „von Gegenwart zu Gegenwart“ rückt, also in doppelter Hinsicht über Teilen das Ganze vernachlässigt [4]. Er dürfte also vom Dichter und Philosophen lernen, die beide für das Ganze und aus dem Ganzen schreiben [5], ohne daß er, wenn er nur seinen „Hauptsinn für das Tatsächliche“ festhält, Gefahr laufen müßte, ein historischer Philosoph oder philosophierender Historiker — nur ein denkender Historiker sollte er sein — oder ein historischer Poet bzw. poetischer Historiker zu werden — nur ein sinnvoll und künstlerisch ordnender und darstellender soll er sein [6]. Das Memoir, das zur Erzählung die Motivierung gibt, steht unter bestimmten, meist persönlich bestimmten Gesichtspunkten. Es wird, wo diese Tendenz sich ausbildet und leitend wird, zum pragmatischen Geschichtswerk [7], das sich die Auf-

[1] Auch die Hist. Briefe nehmen ausführlich zu den geschichtsphilosophischen Entwürfen Stellung (Ges. kl. hist. Schr. S. 122 ff.), vor allem zu Herder, J. v. Müller, Spittler.

[2] Leben S. 279 ff. [3] Hist. S. 35. [4] Hist. S. 13.

[5] Hist. S. 31. — Für die Literaturgeschichtsschreibung fordert Gervinus immer wieder Berücksichtigung des Zusammenhanges; Aneinanderreihung monographischer Würdigungen genügt nicht „Wir reißen einzelne Dichter und Literaten auseinander und schreiben statt einer Geschichte eine Reihe von Biographien; wir geben ästhetische Kritiken und lassen den geschichtlichen Zusammenhang liegen; ... vergessen aber, daß in der Geschichte alles aneinanderhängt und Niemand etwas ist, außer durch das Ganze und in dem Ganzen, dem er angehört“ (Heidelb. Jahrbb. XXVI, 12, 1833, S. 1203).

[6] Hist. S. 33.

[7] Gervinus parallelisiert die Entwicklung der chronistischen zur nationalgeschichtlichen und die der memorialen zur pragmatischen Geschichtsschreibung. Über seine Fassung des Pragmatismus vgl. §§ 18 u. 19, bes. S. 43.

gabe setzt, zur Erklärung des Geschehens die Kette der menschlichen Beweggründe zu verfolgen, sich freilich auch gern dabei begnügt. Einen Fortschritt[1] kann Gervinus in diesem Genre darum sehen, weil ja hier ein Mittelpunkt, eine Einheit, wie sie dem chronistischen Geschichtswerk fehlt, erstrebt wird; aber — und das ist nun seine Unvollkommenheit — die Einheit wird hier zu äußerlich — in dem Einzelleben[2], das den subjektiven Historiker vorwiegend interessiert, oder in anderen monographisch zu behandelnden Stoffen — gefaßt[3]. So kann es bei beiden Typen der Geschichtsschreibung nicht zu einem „wohltätigen Eindruck aufs Gemüt" kommen, da sie, gebunden, wie sie, teils ans Material, teils an ihr Raisonnement erscheinen, nicht recht die höhere Lenkung der Dinge, die nach Gervinus alle Geschichte offenbart, erkennen lassen[4].

Aber: nicht nur Einheit — das ästhetische Moment, dessen Wertschätzung den Historiker mit dem Dichter zu verbinden berufen ist, — sondern auch Notwendigkeit muß der geschichtliche Zusammenhang, den die Historie entwirft, gewinnen. Das ist das philosophische Ingredienz der geschichtlichen Kunst[5]. Einheit und Notwendigkeit sind für das historische Kunstwerk zu fordern, hierin sind sich Humboldt und Gervinus einig; in keinem anderen Punkte ist der Zusammenhang zwischen der Ästhetik des ersteren und der Historik des letzteren evidenter. Kein Wunder, daß sich Gervinus auch von der Ideenlehre Humboldts berührt zeigt[6]. Freilich —

---

[1] Hist. S. 44.

[2] Über die Biographie vgl. Hist. S. 49 ff. Über Gervinus' Charakterisierungen und ihre Methode: Dörfel, a. a. O. S. 34 ff., 55 ff., 60 ff.

[3] Hist. S. 53.

[4] Über Gervinus' „Theologie der Geschichte" — die Historik spricht öfter (S. 55, 65) vom „Gesetz der moralischen Welt" — vgl. Wolf, a. a. O. S. 27 u. 32.

[5] Hist. S. 27. Vgl. auch oben S. 73 Anm. 1. — Spekulation und Empirie brauchen sich nach einer früheren Äußerung von Gervinus an sich nicht auszuschließen, nicht einmal einzuschränken (Hist. Briefe, Ges. kl. hist. Schr. S. 21 f.). (Ebendort eine Ankündigung, daß dieser Gegenstand einmal in einem Büchelchen behandelt werden würde; offenbar die 5 Jahre später erscheinende Historik.) Es findet sich allerdings (ebd. S. 124) auch die spätere Formulierung: „Dem Philosophen der Geschichte kann keine Spekulation dienen; wenn seine Betrachtungen nicht von Tatsachen getragen werden, dann schweift er in die Irre".

[6] Vgl. Goldfriedrich, Die hist. Ideenlehre, S. 406 ff.

das haben schon der eine oder andere Bearbeiter betont — halten sich die Ausführungen des Heidelbergers zu diesem Punkte keineswegs auf der Höhe seines Meisters. „Wichtig aber ist", so heißt es in der Historik im Verfolg der Erörterungen über den Notwendigkeitscharakter, der dem historischen Zusammenhang eignen soll, „in der Geschichte, was sich einer historischen Idee anschließt"[1]. Eine eigentliche Definition dessen, was unter Idee verstanden werden soll, wird nicht gegeben. Gervinus läßt die Ideen unsichtbar die Begebenheiten und äußeren Erscheinungen begleiten, durchdringen und innerlich die ganze Geschichte gestalten[2]. Ihr Auftauchen durchbricht den gewohnten pragmatischen Nexus, sie sind nicht zu „deduzieren"[3]. Es gilt, wie Gervinus unter Übernahme der berühmten Humboldtschen Formulierung sagt, sich ihnen theoretisch in der Forschung, aber auch im praktischen Wirken vernünftig anzuschließen. Sie sollen, indem man sich unbefangen in die Natur des Gegenstandes verliert[4], in den Begebenheiten, aus denen sie hervorgehen, aufgesucht und diese nach ihnen geordnet werden[5]. So „tragen sie sich in den betrachtenden Geist über". Großartig sind sie — hier berührt sich Gervinus mit Hegelschen Gedanken — in großen Menschen anzuschauen, die, als „verkörperte Ideen", die Zügel gleichsam aus den Händen des

[1] Hist. S. 65.

[2] Hist. S. 66. Vgl. dazu: Das Verstehen I, S. 258 ff. samt der dort Anm. 2 gen. Lit. sowie Jahrmarkt, Freiheit und Notwendigkeit bei W. v. Humboldt. Leipz. Diss. 1931. Über die gleichsam zwischen Humboldt und Gervinus stehende Ideenlehre Welckers vgl. Schulze, Welckers Versuch S. 11 ff. und Fillies, a. a. O. S. 27 ff.

[3] Hist. S. 69 f. heißt es, daß die Ideen nicht außer dem Gesetz (sic!) der Naturentwicklung stehen; das erste Auftauchen sei gewiß nicht unmotiviert, aber ein Forschen nach ihrem Herkommen vergeblich. Ihre Erscheinung und Ausbreitung, ihr Wachsen und Verfallen können wir historisch verfolgen. — Hier ist eine Übereinstimmung mit Droysen (Hist. Neudr. S. 19) zu konstatieren (siehe unten Kap. II.) Auch Jak. Burckhardt weist in den Weltgeschichtl. Betrachtungen ein Fragen nach den „Anfängen" zurück.

[4] Hist. S. 70.

[5] Hist. S. 67. „Wer darstellend verfahren will", heißt es in einer lehrreichen Rezension Gervinus' (Heidelb. Jahrbb. der Lit. XXVI, 12, 1833, S. 1238), „muß erst die Idee, die ihn dabei leiten soll, in seinem Gegenstand forschend gefunden haben, und je mehr sie diesen bis in seine kleinsten Einzelheiten durchdringt, desto mehr wird er die eine Grundidee getroffen haben, die gerade diese Reihe von Begebenheiten, die er sich zum Vorwurf nahm, durchdringt."

Schicksals auf eine Zeitlang übergeben erhalten[1]. Trotz aller — negativen und positiven — Vorbereitung treten sie in Freiheit hervor: „denn gerade, teils die stille unsichtbare Gewalt, teils die Plötzlichkeit dieser Kräfte", so sagt Gervinus, „die dem sterilen Boden oft schnelle Fruchtbarkeit, dem lange Unreifen schnelle Zeitigung geben . . . bezeichnet das Unerklärbare und Wunderbare derselben am meisten"[2].

Wenn so in einem Geschichtswerke um die in den Auffassenden übergegangene Idee alles Wichtige und Charakteristische gruppiert wird[3], muß der gegründete Eindruck eines notwendigen Ganzen entstehen. Damit ist die Möglichkeit einer tieferen Wirkung der historischen Darstellung gegeben. Wie ist sie zu denken? Gervinus' Ausführungen dazu erinnern an

[1] Gervinus widmet (1832) der historischen Größe eine besondere Abhandlung (ursprünglich im Schlosserschen Archiv erschienen; abgedr. in Ges. kl. hist. Schr. S. 135 ff.).

[2] Eigenartig wirken bei Gervinus Formulierungen, in denen seine Überzeugung von der historischen Gesetzlichkeit zum Ausdruck kommt, wie etwa die, es sei Aufgabe des Historikers „Resultate aus seinen Beobachtungen zu ziehen, gleichmäßige Gesetze (sic!) in der physischen wie in der moralischen Welt zu entdecken" (Ges. kl. hist. Schr. S. 166) — also Formulierungen, die zunächst an den von Droysen bekämpften Buckle erinnern könnten. Gervinus hat sich aber wieder selbst ausdrücklich (Leben S. 277 ff.) gegen jeden Versuch ausgesprochen, für die „moralischen" Wissenschaften, bei denen es sich um Tatsachen unter lebendigen Wesen handelt, die gleiche Gesetzlichkeit zu postulieren, wie für die von der Natur, die mit Figuren und Zahlen zu tun habe. Das würde nach ihm, weil die Stoffe der Geisteswissenschaften „mit allen Interessen ihrer menschlichen Natur verwebt und verwachsen sind", die Forscher vor unlösbare Aufgaben stellen. Aber die Richtung auf Beobachtung begrüßt unser Autor, weil er sich von ihr mehr verspricht als von den „Trugsystemen der Idealphilosophie". Über Analogie Ges. kl. hist. Schr. S. 361 ff. Vgl. auch die Formulierungen der Selbstbiogr. Leben S. 279 f.

Lehrreich ist dabei eine gewisse Affinität zu bestimmten positivistischen Anschauungen, die ja nicht nur Gervinus, sondern später, wie Rothacker (Einl.: Kap. V:) nachweist, die „Liberalen" überhaupt gezeigt haben (vgl. Twesten, Scherer, Usener, dann Dilthey u. a.; charakteristisch darin die Sonderstellung Hayms, über den eine Monogr. von Heßler, H.'s philosophische Persönlichkeit bevorsteht — vgl. einstweilen den Briefwechsel her. v. Rosenberg 1930 —, und der Twesten ebenso scharf entgegnet wie Droysen Buckle (Vgl. Briefwechsel Haym-Twesten hrg. v. Heyderhoff in Pr. Jahrbb 161 [1915] S. 232 ff.).

Zum systematischen Problem der histor. Gesetzesmäßigkeit vgl. jetzt bes. Meister, Über die Möglichkeit hist. Gesetze 1928.

[3] Hist. S. 69.

Jakob Burckhardts Wort, die Geschichte wolle uns nicht klug für einmal, sondern weise für immer machen[1]. Auch er betont, nicht um einzelne Lehren könne es sich handeln, sondern die Geschichte wolle den ganzen Menschen die wirkliche Welt verstehen lehren[2], daß er sich frei und kräftig in ihr bewege[3]. Es ist aufschlußreich, daß Gervinus bei der Erörterung der Auswahl des darzustellenden Stoffes einen gewissen — zeitlichen Abstand fordert: „Übersicht aus der Ferne, Abschluß der Forschung ist nötig, wo Geschichtsschreibung werden soll“[4]. Der Verfasser der Historik verlangt Konformität zwischen Darsteller und Darzustellendem. Wir müssen, so sagt er, in unserer eigenen Natur und Bildung ein Organ haben für das, was wir richtig fassen und darstellen sollen[5]. Wer nicht selbst etwas ist, wird uns auch in der Geschichtsschreibung nichts

[1] Weltgeschichtl. Betrachtungen, Einleitung. — Vgl. Hist. §§ 35, 36: Die Geschichte macht weise, führt zur Gemeinschaft, — „sie benimmt uns Eigennutz, Egoismus und jedes aristokratische Verschließen“ —, erfüllt mit Würde und Lebensernst, lehrt Mäßigung in Leben und Urteil.

[2] Die vielleicht der Rankeschen (und Diltheyschen) Auffassung naherükkendste Formulierung findet Gervinus gelegentlich seiner Schlosserbesprechung, wo von der Reinheit und Einfalt gesprochen wird, mit der das Leben da in allen seinen Beziehungen gefasst werde, die Persönlichkeit vor dem Gegenstand verschwinde, und wir uns von den Stimmungen des Lebens selbst bewegt sehen: „Gefühl von der Zufälligkeit der menschlichen Dinge und Überzeugung von ihrer inneren Plan- und Gesetzmäßigkeit“ (Ges. kl. hist. Schr. S. 345 f.).

[3] Hist. S. 76. Von Schlosser wird (Ges. kl. Schr. S. 356) gerühmt, daß er, was ihn zum national deutschen Historiker mache, das Gemüt zu ergreifen und das vernünftige Denken anzuregen wisse außer der beständigen Beschäftigung für den Verstand. Weil er mit der Totalität des Gemüts — ein Ausdruck, der bekanntlich von Dilthey aufgenommen worden ist — die Erscheinungen erfaßt, wirkt der Historiker auch so auf uns: er ergreift unser ganzes Innere auf einmal. (Ebd. S. 358/359.).

[4] Hist. S. 77. Gervinus wendet sich hier (vgl. auch Vorr. zur Gesch. d. 19. Jahrh. S. VII) gegen den — schon früher (oben S. 58) zu erwähnenden — Ausspruch Lessings, nur der zeitgenössische sei der eigentliche Historiker. Nur vollendete Reihen von Begebenheiten könnten dargestellt werden, deren Schlußszenen man kenne. Es berührt eigentümlich, wenn gerade der Antipode Rankescher Geschichtsschreibung sich in diesem Sinne äußert. (Vgl. Hist. S. 78: „So sind auch alle Völkergeschichten . . . die mißlichsten. Hier endet man gewöhnlich mit dem Tage, den man zuletzt erlebt hat und beraubt sich auch der äußerlichen Einheit“). Lob des Thukydides als des — eigentlich einzigen — wahren Geschichtsschreibers seiner eigenen Zeit: Ges. kl. hist. Schr. S. 349.

[5] Hist. S. 79.

geben[1]. Es müßte etwas von Cäsarischem Geiste in dem Historiker sein, der ihn „triftig beurteilen soll“[2]. Lessing, meint Gervinus, würde einen Hutten viel besser darstellen können als Klopstock. Er gibt der Überzeugung Ausdruck, der rechte Gegenstand für den Historiker seiner Zeit seien Epochen, wo die Menschen zu wahrer Kultur und eigner Befriedigung gelangen; „wenigstens uns“, so kann er hinzufügen, „denen hierzu zu gelangen möglich ist, wird eine Geschichtsdarstellung ähnlicher Zeiten das Heilsamste sein“[3]. Die Bearbeitung der römischen Kaiserzeit würde die Beobachtung eines großen verfallenden Volkscharakters nötig machen. Das sind Forderungen, die für die wirklich großen Leistungen gelten. Gervinus weiß, daß dessen ungeachtet Historiker aufstehen, die in Wahl und Behandlung ihrer Werke mehr „außer Verbindung mit ihrem Zeitalter“ erscheinen[4]. Er fordert: Der Geschichtsschreiber muß ein Meister des Wissens und ein Meister des Lebens sein[5]. Nichts, was je menschlich war, darf ihm, der den „ganzen Umfang der Dinge“ umfassen soll, fremd bleiben. Sehr beredt schildert Gervinus die scheinbar einander widersprechenden Eigenschaften, die dem Historiker eignen müssen[6], der „in Akten forschen

[1] Hist. S. 87. „Er war Mensch“, heißt es in den Hist. Briefen (Ges. kl. hist. Schr. S. 126) von J. v. Müller, „und dies ist viel voraus, um ein großer Historiker zu werden“.

[2] Hist. S. 92. Dies Beispiel hat seine Geschichte in der Historik. Noch bei Simmel (Probl. der Gesch.-Phil.) und Max Weber (Wissenschaftslehre S. 100) taucht es auf.

[3] Hist. S. 78 f.

[4] Gelegentlich wird für die Geschichtsschreibung, die „behauptete, mit der Gegenwart keine Gemeinschaft haben zu dürfen, sondern ihren Zweck ganz in sich selbst suchen zu müssen“, Niebuhrs „mehr von römischem als deutschem Geiste diktiertes Werk“ zitiert (Ges. kl. hist. Schr. S. 318).

[5] Hist. S. 87. Man denkt an Meister Eckhardts Wort vom Lese- und Lebemeister. — Er soll ein „Abbild der Menschheit“ sein, das „Urbild des Menschlichen in seinem Busen tragen“, wie die Geschichte (Ges. kl. hist. Schr. S. 318) nur ein „Abbild des Lebens“ sein soll. Darum ist er auch nur in einem Volk möglich, das dem allgemein menschlichen Charakter nahesteht, und in Zeiten, die diesem Charakter nicht untreu werden. — Daß dem Geschichtsforscher der menschliche Geist in keiner seiner Richtungen verschlossen und fremd sein soll, daß er „am frischen Quell des Lebens schöpfen“ soll, betonten auch die Hist. Briefe (Ges. kl. hist. Schr. S. 121).

[6] Ein Abschnitt (§ 39) der Historik ist diesem Thema gewidmet. Ihm entsprechen die Ausführungen Ges. kl. hist. Schr. S. 347 ff. (Schlosser-Rezension).

und Richter in Dingen des Lebens und der Politik sein, der subtil beobachten und die großen Geheimnisse der Vorsehung ahnen, Verständnis für den Naturzustand der Menschen und wieder für die Zeiten verfeinerter Kultur haben, im Höchsten und im Niedrigsten sich bewegen und Seele und Kopf dabei gesund halten soll". Mehr proteische Wandelbarkeit als Goethe fordert Gervinus, mit der der Historiker den wechselnden Szenen der Welt folge, aber er fordert auch, daß sein betrachtender Geist dabei so fest ruhe wie sein Charakter. Mäßigung im Urteil, sahen wir schon [1], lehrt die Historie. Wer nicht schnell zum Bewundern ist, der ist auch nicht schnell zum Verwerfen [2]. Selbst ohne Vorurteile, „ohne Beengung glaubensmäßiger, obrigkeitlicher, vaterländischer Schranken, aber mit innigstem Sinn für Religionsbande, Volkstümlichkeit, Vaterland und Gesetz" soll der Geschichtsschreiber die menschlichen Vorurteile früher erklären als sie bedauern oder verwerfen [3]. Absolut verwerfen darf er überhaupt nicht; nur, wie Gervinus sagt, aus einem rechtfertigenden Gesichtspunkt seiner Zeit und ihrer Bedürfnisse. — Bekannt ist der schöne Satz der Historik geworden, in dem die Forderungen an den Historiker sich zusammenfassen, in dem die Schwierigkeiten und Widersprüche der geschichtlichen Hermeneutik des Gervinus allerdings deutlich durchschimmern. „Unbefangen [4] und unparteilich" [5], heißt es da, „soll er nie von

[1] Siehe oben S. 81 Anm. 1.

[2] Hist. S. 86. [3] Hist. S. 93.

[4] Über diese „Unbefangenheit" sagt mit dem ihm eigenen Selbstbewußtsein Gervinus (Einl. zu den kl. hist. Schr. S. VIII): „Ich bin den Personen gegenüber unbefangen, eben weil ich nichts weniger als leidenschaftlich bin; und ich bin den Sachen gegenüber rücksichtslos, eben weil ich persönlich unbefangen bin." Allgemeiner formuliert es diesen Gedanken einmal: „Der Geschichte echten Schüler kann keine Scholle fesseln, kein Glaube beengen, keine Partei besitzen, keine Laune, kein Steckenpferd beherrschen" (ebd. S. 347).

[5] Dem „echten Historiker", heißt es (Ges. kl. hist. Schr. S. 164), „muß alles, was man Vorurteil oder Eingenommenheit nennen kann, durchaus fremd sein"; er darf seinen Stoff nicht aus persönlicher Liebhaberei wählen, vor allem aber „die gewählte Materie nicht mit jenem pathologischen Anteil und Interesse behandeln, ohne welches die Schriftsteller der neuen Welt sehr selten schreiben oder urteilen".

Ja, Gervinus versteigt sich zu der — in seinem Munde gewiß überraschend klingenden — Behauptung: Der echteste Historiker würde die personifizierte Gleichgültigkeit sein, wenn es nicht glücklicherweise sein Beruf mit sich brächte, daß er sich für alles und für alles

der Wahrheit weichen, ob auch sein Herz widerspräche, und doch darf er nicht charakterlos und lau sein, nicht zu denen gehören, die gegen Gott nicht treu und nicht rebellisch sind“ [1]. Soweit spricht der historische Sinn. Aber das genügt nicht. Besonnen und geordneten Geistes gilt es die menschlichen Geschicke zu berichten und zu beurteilen, aber — als „Parteimann des Schicksals“, als „natürlicher Verfechter des Fortschritts“ [2]. Hier spricht aus Gervinus der Typus, dem er zugehört und die Zeit; hier ist er Theoretiker der politischen Geschichtsschreibung seiner Epoche. Der Verfechter des Fortschritts wird, nach ihm, schwer der Verdächtigung entgehen mit der Sache der Freiheit zu sympathisieren, weil Freiheit gleich anzusehen ist der „Regung der Kräfte“, weil darin das Element liegt, worin er atmet und lebt [3].

Gervinus hat sich aber selbst die Frage vorgelegt, ob der Historiker das Recht zum Urteilen überhaupt habe oder ob dieses seinem Publikum zu überlassen sei [4]. Er erklärt ausdrück-

gleichmäßig interessieren müsse, da ja jeder geschichtliche Stoff den ganzen Umfang der Dinge begreift. So ist er also nur das Abbild der Unparteilichkeit und der Vorurteilslosigkeit.

[1] Der Anfang dieses Satzes klingt erstaunlich Rankisch, wie übrigens auch die Formulierungen in der Einl. zur Gesch. d. 19. Jahrh. (Unbefangenheit der Wahrnehmung, Selbstverleugnung der Persönlichkeit, Unbestochenheit des Urteils; vgl. S. VIII), aber gerade in der letzteren zeigt sich doch sehr deutlich, daß eben nicht nur die Praxis dieses Historikers sehr anders aussieht, sondern er auch in der Theorie bereits vom Geschichtsschreiber keineswegs, wie Ranke, ja noch Droysen, das Verstehen, des Vergangenen, sondern „mehr“ erwartet. Nicht zufällig spricht er immer wieder vom — allerdings unbestechlichen — Richter (S. IX). Aus Kräften will er sich von jeder blinden Leidenschaft, Gunst oder Furcht freihalten, aber die Wendung ist charakteristisch, mit der er seinen „Trieb allen Dingen und Menschen nach strengster Überzeugung gerecht zu werden“, erweisen will: „Ich glaube, wenn ich in den öffentlichen Handlungen dieser Zeiten beteiligte Blutsverwandte des nächsten Grades zu beurteilen und zu verurteilen fände, die geschichtliche Gerechtigkeit dürfte auf einen unbestechlichen Richter in mir rechnen.“ (Ebd. S. IX.)

[2] Hist. S. 94.

[3] Ebd. Vgl. noch einmal die Einl. zur Gesch. d. 19. Jahrh. S. VII f., wonach der Historiker Richter des Vergangenen und zugleich Berater der Gegenwart sein soll.

[4] Ges. kl. hist. Schr. S. 575 f. Vgl. die S. 85 Anm. 2 gen. Rezension Gervinus', in der davon die Rede ist, daß der „Beschauer“ nur die Stellung zu wechseln habe, sodaß ihm dann das Gezeigte in anderem Licht er-

lich das Zweite für ein Hauptgesetz der historischen Darstellung. Die Frage, ob dem Leser ein solches Urteil denn zuzutrauen sei, verneint Gervinus allerdings für die ästhetische Sphäre [1], er bejaht sie für die politische, weil es da nur wenige scharf geschiedene Gesichts- und Standpunkte gebe. Konsequent hätte also der politische Historiker auf das Beurteilen zu verzichten [2]. Gervinus rechtfertigt das Hervortreten des Autors mit seinem Urteil dann wieder — etwas leicht — mit dem Hinweis auf die Ausgeprägtheit seiner Individualität, wobei nicht ganz deutlich ist, ob das für jede oder nur für die eigene gelten soll. „Man wird mich tolerieren, wie man jede fertige Individualität toleriert" [3]. So ist der Weg für den Richter und Politiker frei [4]. Zu wünschen ist nach Gervinus, da das handelnde Leben Mittelpunkt aller Geschichte ist [5], die eigentliche

---

scheine. Der Einfall des Beschauers, meint Gervinus (a. a. O. S. 1238), darf nicht störend laut, aber auch nicht unterdrückt werden.

[1] Die Konsequenzen für die literarhistorische Arbeit und die ästhetische Kritik haben uns hier nicht näher zu beschäftigen. Über die in der Einl. zur Gesch. der Dichtung vorgetragene Scheidung von ästhetisch und historisch wertendem Urteil vgl. Dörfel, a. a. O. S. 51 ff.

[2] Wie in der Einl. zur Gesch. der poet. Nat.-Lit. I, S. 10 f., so werden in einer interessanten Rezension einer deutschen Literaturgeschichte (Bohtz-Herzog) für die Geschichtsschreibung ebenso ästhetische wie politische Urteile abgelehnt. „Der ästhetische Beurteiler zeigt uns eines Gedichtes Entstehung, sein inneres Wachstum und Vollendung in sich selbst, seinen absoluten Wert dem Ideal gegenüber, sein Verhältnis zu dem künstlerischen Charakter des Dichters überhaupt. Der Historiker zeigt seine Entstehung aus der Zeit, aus den Ideen, Bestrebungen und Schicksalen, sein inneres Verhältnis ... mit diesen, seinen Wert für die Nation, seine Wirkung ...; er vergleicht es zunächst bloß mit dem Höchsten, was diese Zeit, diese Nation in dieser Gattung geleistet hat ..." (Heidelb. Jahrb. der Lit. XXVI, 12, 1833, S. 1196 f.; vgl. S. 1833 ff. Hier das eigentlich nicht zu Gervinus passende Wort: „Man muß überhaupt erst loben lernen, ehe man tadelt, und jedes Ding von jeder Seite nehmen. Das ist des Geschichtsschreibers Pflicht vor anderen.")

[3] Ges. kl. hist. Schr. S. 577.

[4] In der wichtigen Einleitung zur Gesch. d. poet. Nat.-Lit. heißt es, daß beim Geschichtsschreiber der Literatur ästhetischer Geschmack, wie beim politischen politisch gesunder Blick vorauszusetzen sei, „deshalb aber darf der eine keine publizistischen Deduktionen und der andere keine ästhetischen Abhandlungen einflechten, falls er auf seinem Felde bleiben will". (S. 11).

[5] Zwei Wege werden in den Hist. Briefen (Ges. kl. hist. Schr. S. 131) charakterisiert, die zur tieferen historischen Auffassung zu führen ge-

Historie daher jeweils die politische gewesen ist, — daß der Geschichtsschreiber, vor allem der, der Nationalgeschichte schreiben will, aus einem politisch bewegten Milieu heraus schaffen kann. Jeder, sagt er einmal, kenne das Feuer, und hat sich einmal daran gewärmt oder verbrannt, doch sei es ein anderes, wenn der Physiker als wenn der Koch vom Feuer spräche[1]. Die eigene Zeit sieht er dazu zunächst nicht recht berufen, es müßte sich denn — hier hören wir den echten Gervinus — die Nation zu einem aktiveren politischen Leben erheben[2].

Gervinus hat seine Überzeugungen über das Verhältnis von Geschichte und Politik, Wissenschaft und Leben vielfach ausgesprochen[3]. Für unsere Zusammenhänge ist besonders aufschlußreich die „Einleitung", die der Verfasser der Grundzüge der Historik, kurz vor deren Erscheinen, den Deutschen Jahrbüchern vorausgeschickt hat. Da finden sich alle die Stichworte der „politischen Geschichtsschreibung", aber auch das Gervinus eigentümliche Schwanken[4], das in den oben wiedergegebenen Äußerungen ja bereits deutlich werden konnte. Nicht das Verstehen steht diesem Historiker im Mittelpunkt, sondern — hier geben wir charakteristische Partien der

---

eignet seien: „Schwer ist es, durch Beobachtung und Erfassung der lebendigen Wirklichkeit mit allem ihrem Wechsel und ihrer Hinfälligkeit gleichmäßig wie durch die Abneigung der überlieferten, zur Erkenntnis der inneren Notwendigkeit des Geschehenden zu gelangen. Und doch wird der der vorzüglichere Historiker sein, der auf jenem Wege mehr zu lernen versteht, als auf diesem, der vorzüglichste aber der, der auf beiden mit offenen Sinnen gewandelt ist."

[1] Hist. S. 32.

[2] Hist. S. 83. Die Werke der meisten deutschen Historiker sind nach Gervinus nur Literaturprodukte; Schlossers Werke allein könnten Früchte zugleich des Lebens genannt werden.

[3] Vgl. die Vorrede zu Ges. kl. hist. Schr., die Einl. in die Gesch. d. deutschen Dichtung, die Einl. in die deutschen Jahrbücher (ebd. S. 313 ff., dazu Leben S. 291), die Selbstbiographie (Leben, bes. S. 269 ff.) und schließlich den Briefwechsel II. Dazu die oben (S. 65) gen. Diss. von E. Wolf über G.s geschichtl. pol. System.

[4] Gervinus selbst sah sich freilich, wie seine Selbstbiographie zeigt, harmonischer. Der Pallas, der Göttin der Kunst und der Tat, habe er stets gehuldigt (Leben S. 265 ff., 269). Aber entscheidend ist doch wohl sein Bekenntnis, dem öffentlichen Leben in innerlicher Teilnahme viel zu nahe gestanden zu haben, als daß er sich — man beachte die Wendung: — „so leicht" einer „bezugslosen, absoluten Geschichtswissenschaft" habe hingeben können (ebd. S. 289).

Einleitung wieder — „je ungeduldiger wieder das Interesse an dem politischen Leben wird, desto mehr muß jedes andere diesem weichen . . ., je mehr die Gegenwart und das Vaterland die Menschen beschäftigt, um so weniger werden sie das Altertum und die Fremde um dieser selbst willen behandelt sehen wollen, sondern überall wird man den Bezug auf das suchen, was uns naheliegt und angeht, man wird belehrende Anwendung verlangen, wo wir jetzt nur trockene Untersuchung haben; . . . eine lebenvolle Wissenschaft, nicht aber nutzlose Systemmacherei, noch auch kahle Sammlerei; . . . man wird Wahrheiten suchen, die sich aus dem Buch und dem Leben gegenseitig bestätigen, und nicht bloß vereinzelte noch so richtige Beobachtung, von der man keinen Zweck und keinen Nutzen absieht“ [1]. Hier einen sich Theorie und Praxis bei Gervinus, hier wird auch prinzipiell der Standpunkt vertreten, über den Ranke in seiner bekannten Gedächtnisrede [2] zu Gericht saß.

Im Ganzen wird man sagen dürfen, daß es Gervinus, der keine eigentliche philosophische Natur, der es weniger als Droysen, ja als Ranke gewesen ist, so vielfach wir Reflexionen bei ihm begegnen, nicht eigentlich gelungen ist, so etwas wie eine Historik aufzubauen und zu befestigen. Anders als bei Arndt, in dem — wie wir schon sahen — kontemplative Züge mit aktivistischem Drange alternierten, war Gervinus zutiefst von einem unruhigen Drang nach Wirkung erfüllt, der, abgesehen von den Arbeiten der früheren Zeit, sich weder im Ganzen seiner Haltung noch in seinen Einzelleistungen verleugnet. Der Blick für die Bedeutung der ihm nicht gegebenen Forschungsweise Rankes etwa — ihm selbst lag, wie zu zeigen versucht wurde, ohnedies Darstellung mehr am Herzen als Forschung — war ihm nicht etwa verschlossen, theoretisch hat er, wie wir sahen, sich mehrfach positiv in dieser Richtung ausgesprochen. Aber im ganzen beherrscht ein ungeduldiger Pragmatismus seine Bemühungen. Verstehen im tieferen Sinn des Wortes, geschweige in dem ausschließlichen, wie es einem Ranke

[1] Ges. kl. hist. Schr. S. 324 f., Leben S. 269 ff. — Er hat, so schreibt in seiner vorzüglichen Würdigung G.s Rychner (a. a. O. S. 31), nie eine Sache, Geschichte oder Literaturgeschichte, um ihrer selbst willen getrieben, sondern stets nur einer anderen Sache willen: der Politik.

[2] W. W. 51/52, S. 567 ff. Neudr. S. 68 (s. unten Kap. I).

oder Dilthey immer als Ideal vorgeschwebt hat, war nicht Gervinus' Sache[1].

Die Lehre vom Verstehen konnte von dieser Seite keine tiefere Förderung erfahren. Andere haben ihre Entwicklung weitergeführt. Wir wenden uns diesen Versuchen zu.

[1] Vgl. schon die Kritik Julian Schmidts, aus der Geschichte der deutschen Lit., die Rychner, a. a. O. S. 107, wörtlich mitteilt: „Gervinus hat keine Achtung vor der Individualität, weil das Tiefste, das Geheimnisvolle der Individualität, in sein System nicht paßt: das Bewußtsein, das sich dem Begriff entzieht" und das scharfe Urteil Treitschkes in seiner glänzenden Charakteristik von Gervinus in der Deutschen Geschichte (V, S. 417 ff.): „Er konnte keinen historischen Charakter sich frei ausleben lassen, immer mußte er sich selber reden hören, immer die Dattel vom Feigenbaume fordern, immer wuchtig aussprechen, was dieser Mann eigentlich hätte tun oder werden sollen."

I. Kapitel.

Die Lehre vom geschichtlichen Verstehen bei Ranke.

Ranke — das ist die Inkarnation des historischen Sinnes. Nicht nur in seiner Wissenschaft, der Geschichte, sondern in jeder Geschichte des deutschen Geistes wird seiner ewig zu gedenken sein. Mochte in dem so verschiedene Phasen durchlaufenden 19. Jahrhundert auf einigen Geistesgebieten die Tradition immer wieder durch den Wechsel der Neigungen und Richtungen unterbrochen werden, in seiner Wissenschaft, die allerdings auch in erster Linie für die Wahrung der Kontinuität verantwortlich zu machen ist, in der Geschichte verkörpert Ranke in seiner Person gleichsam diese Kontinuität. Das macht seine große geistesgeschichtliche Bedeutung mit aus. Das erkennen wir heute deutlicher aus der inneren Affinität unserer Zeit zu den Bewegungen und Gestalten des Jahrhundertbeginns heraus, mit denen das fortschreitende Säkulum oder gewisse Strömungen in ihm bereits abgerechnet zu haben glaubten. In Rankes Gestalt lebte die Tradition, aus der er sich selbst genährt hatte, durch die Epochen des Aktivismus, des Positivismus fort, in ihm lebte sie, als längst die Mitstreitenden und andere Zeugen zur Ruhe gegangen waren, fast bis zur Gegenwart. Unter seinen unzähligen Schülern waren die, die eine Neubelebung des Geistes heraufzuführen bestimmt waren, in dem vor hundert Jahren die Grundlegung der Geisteswissenschaften erfolgt war. Sie, nicht seine Epigonen, waren seine echten Folger.

Vielleicht haben wir heute von wenigen soviel zu lernen wie von Ranke, trotz allem was uns Kinder einer so gewandel-

ten Zeit von ihm trennt. Wenn anders Hingabe an die Sache, Streben nach Gerechtigkeit, vornehme Gesinnung, wenn anders vollendete Meisterschaft geistiger Gestaltung Werte sind, die kein Wandel der Zeiten berührt, haben wir und gerade wir von Ranke zu lernen.

Daß der spätere Meister der Historie, der ja jünger war als die große Generation, die die Grundlegung der Geisteswissenschaften zu Beginn des 19. Jahrhunderts vollzog: die Humboldt und Hegel, Wolf und Schleiermacher, Savigny nnd Boeckh, daß Ranke noch in der Luft heranwuchs, in der die Genannten wirkten, ohne aber, wie noch zu zeigen sein wird, dieser mehr ganz anzuhören, daß seine Natur und Bildung, dem Geist der idealistischen Philosophie wie der romantischen Forschung verpflichtet, ihn andrerseits davor bewahrten, dem realistischen Zug allzusehr nachzugeben, daß es die Geschichte war, zu der sich sein großer Forschergeist nach anfänglich anderer Orientierung wandte und die er zu der Gestalt entwickeln half, in der sie ihre größten Wirkungen auf die eigene Nation und weit darüber hinaus geübt hat, das alles sind Fügungen, die die Geistesgeschichte mit tiefer Genugtuung zu verzeichnen haben wird.

Dem gewaltigen Werk des Großmeisters der Geschichte auch nur unter einem bestimmten Gesichtswinkel gerecht zu werden, ist nicht leicht. Schon seiner äußeren Ausdehnung nach stellt es seine Anforderungen an den Leser. Ranke als Geschichtsschreiber zu würdigen, ist aus diesem und anderen Gründen kein ganz einfaches, aber ein höchst dankbares, ja bereits vielfach in Angriff genommenes Unternehmen. Aber doch nicht das unsere. Kann man Rankes Lehre vom geschichtlichen Verstehen darzustellen versuchen, gibt es überhaupt so etwas? Wir glauben ja; die folgenden Seiten sollen es zeigen. Wir stellen sie in den Gesamtzusammenhang unserer Erörterung, denn nicht Ranke um seiner selbst willen, sondern um seines Beitrags zur Entwicklung der Lehre vom Verstehen willen interessiert uns hier.

Man weiß, wie eng auf allen Gebieten, die eine Theorie der Interpretation haben entstehen lassen, stets Kritik und Hermeneutik ineinander greifen. In der theologischen und philologischen Lehre vom Auslegen konnten wir das beobachten. Während nun in der klassischen Altertumswissenschaft Fr. A.

Wolf der Begründer der modernen Kritik und zugleich der Urheber einer bedeutsamen und wirkungskräftigen Theorie der philologischen Interpretation gewesen ist[1], hat der Meister der Kritik in der neueren historischen Wissenschaft, hat Niebuhr, wie wir sahen, sich mit der Problematik der historischen Erkenntnis weniger beschäftigt[2]. Erst Ranke, sein Schüler und der Verfasser des Werkes, von dem ab die neue kritische Geschichtsschreibung recht eigentlich datiert, hat wieder grundsätzlich über das Verhältnis des Historikers zu seinem Objekt reflektiert[3]. Es geschah das freilich nicht in unmittelbarer Anknüpfung an die prinzipiellen Erörterungen, deren Geschichte

[1] Das Verstehen I, Kap. I.

[2] Über Rankes Verhältnis zu Niebuhr vgl. v. Below, Die Geschichtsschreibung, S. 22, Simon, Ranke und Hegel, S. 26 f. „Der Verlust solcher Männer, besonders von N., sind unsere größten Unglücksfälle", schreibt Ranke nach dessen Tode an Perthes (Aus R.s Frühzeit; s. u., S. 228). Die Römische Geschichte war nach seinem Zeugnis das erste deutsche historische Buch gewesen, das Eindruck auf ihn hervorbrachte (W. W. 53/54, S. 31). — Vgl. auch Dilthey, Ges. Schr. VII, S. 101; Ritter, Die Entwicklung der Gesch.-Wiss., S. 313 ff.; Wegele, Gesch. d. Historiogr., S. 995 ff.; Lorenz, L. v. R., S 17 f. und S. 301.

[3] Die Ranke-Literatur ist sehr groß. Dankenswerte Bibliographien bietet Helmolt, Ranke-Bibl. 1910, Ders., Schriften über den Historiker L. v. R., Börsenbl. Nr. 132, 11. 6. 1910, S. 6936 ff. — Für das Leben R.s vgl. die Lit.-Angaben bei Simon, Ranke und Hegel 1928, S. XIII ff. und wiederum Helmolt, L. R.s Leben und Wirken 1921.

Die Entwicklungsgeschichte von R.s Werken, besonders der Frühzeit haben aufzuhellen begonnen: Oncken, Aus R.s Frühzeit 1922; Zur inneren Entwicklung R.s (Festgabe f. Gothein 1925); Joachimsen, Einl. zur Akad.-Ausg. von R.s Deutscher Gesch. 1925; (dazu: Ritter, HZ. 1928, S. 99 ff); vgl. Zwei Jugendreden, hrg. v. Borries 1927; Einige Jugendarbeiten. hrg. v. Keibel (HZ. 1927, S. 214 ff.).

An bedeutenderen Arbeiten über Ranke und seine Geschichtsschreibung: Lorenz, Deutsche Geschichtswissenschaft II, 1, 1891; Lord Acton, Die neuere deutsche Gesch.-Wiss. 1887, S. 10 ff.; Dove, Ausgew. Schriftchen 1898, bes. Abschn. II u. ADB. 27, S. 242; Nalbandian, L. v. R.s Bildungsjahre und Geschichtsauffass. 1901; Schmeidler, Zur Entwicklung der Geschichtsschreibung R.s (Schmollers Jahrb. 1903, 2, S. 116 ff.); Ritter, Die Entwickl. der Gesch.-Wiss. 1919, S. 362 ff.; Kaerst, Die Geschichtsauffass. Rankes und Droysens in ihrer nationalen Bedeutung (Universalgesch. 1930, S. 240 ff.); Masur, Rankes Begriff der Weltgeschichte 1926 (dazu Westphal, Deutsche Lit.-Ztg. 1927, Sp. 1461 ff.).

Zitiert wird nach der Gesamtausgabe, die Weltgesch. nach der Textausgabe[3] 1910, die Epochen der neueren Geschichte nach derselben Bd. IV, S. 511 ff.

wir eben ein Stück weit zu beleuchten suchten. Ranke war Historiker und war es in so entschiedenem Sinn, daß System und Reflexion bei ihm durchaus zurücktreten vor dem Drang und der Absicht, geschichtliche Entwicklungen darzustellen. Die Reflexion gibt sich bei ihm so gut wie immer als Abstraktion aus der Konstatierung des Faktischen; sie ist nicht „apriori“ [1]. Im Alter tritt — nach dem Wort Goethes: „Je älter man wird, um so mehr verallgemeint sich alles“ — die Neigung zum Reflektieren bekanntlich stärker hervor [2]. „So weicht“, sagt sein Schüler, „in seinen späteren Werken das sinnliche konkrete Element der Geschichtsschreibung vor dem idealen und abstrakten zurück; die Bedeutung des Individuums wird dem Zuge der allgemeinen Ideen untergeordnet und demütig räumt die nachbildende Phantasie der divinatorischen Weisheit die erste Stelle ein“ [3]. Aber seit er Geschichte geschrieben, hat der Darsteller des Flusses der Begebenheiten je und je innegehalten, sich Rechenschaft zu geben versucht über die Bedeutung dessen, was da zu berichten war, in dem engeren individuellen Zusammenhang und darüber hinaus: allgemein. Ranke hat allerdings niemals für die prinzipiellen Erwägungen, die er anstellt, und die Sentenzen,

[1] „Ich will das a priori fahren lassen, meine Schlüsse gehen alle aposteriori.“ WW. 53/54, S. 119.

[2] Dabei ist es einmal die aus Erfahrung, Beobachtung und eigenem Nachdenken gewonnene Lebensweisheit, dann aber auch die aus philosophischer Anregung geflossene systematische Überzeugung, die sich hier ausspricht. Dilthey sah das Letztere: „Wenn Ranke in naiver Erzählerfreude den Dingen gegenüberzutreten scheint, so kann seine Geschichtsschreibung doch nur verstanden werden, wenn man den manigfachen Quellen systematischen Denkens nachgeht, die in seiner Bildung zusammengeflossen sind“ (Ges. Schr. VII, S. 143 f.).

[3] Sybel, Vortr. u. Abhdl. S. 306. Mit der — unbestritten richtigen — Hervorhebung dieser Tendenz, Vorwalten reflektiver Bemerkungen beim jungen und dann wieder beim späten Ranke, verbindet Sybel eine Periodisierung in Rankes Schaffen, gegen die sich mit Recht schon Schmeidler, a. a. O. S. 119, gewandt hat. — Im übrigen wird man bei Unterstreichung der Tatsache, daß Ranke kein Philosoph war und sein wollte, bei ihm (noch mehr als bei Jak. Burckhardt und soviel wie bei Droysen, wo immerhin noch mehr philosophische Ambition zu finden ist) echt philosophische Erkenntnis in dem doppelten Sinn der systematischen Reflexion, wie der echten Lebensweisheit finden. Es ist darum zu beanstanden, wenn es in einer neueren Arbeit über Ranke und Hegel heißt, daß er „besser philosophierte, wenn er Geschichte schrieb, als wenn er zu philosophieren versuchte.“

die er in seine Darlegung einflicht, einen dogmatischen Anspruch erhoben. „Kein Recht möchte ich in Anspruch nehmen, als zu sein, wie ich bin, und zu denken, wie ich denke; auch beides zusammen in Worte zu fassen und in der Anschauung meines Stoffes — nein, ich sage nicht geltend zu machen, nur auszusprechen“ [1].

Ranke hat gern und häufig von dem Verstehen gesprochen, in dem er, wie nach ihm Droysen [2], stets die spezifische Aufgabe des Historikers sah. Wir deuteten schon darauf hin, daß es nicht eigentlich eine systematische Lehre vom Verstehen sein konnte, die Ranke entwickelte [3], aber durch ihn hat dieser Begriff einen guten Teil des ihm eigentümlichen und uns heute vertrauten Klanges gewonnen. Während Wolfs und Schleiermachers hermeneutische Theorie nicht allzuweit über den Kreis der Forschenden hinausdrangen [4] und in der Lehre Humboldts die spekulativen Elemente zu stark waren, als daß sie für eine Zeit, die diese fallen ließ, nicht die Theorie des Verstehens hätten in den Hintergrund treten lassen [5], hat Ranke mit seiner hermeneutischen Forderung, die in seinen großen historischen Werken zur Durchführung gelangt ist, dem Begriff des Verstehens für die Folgezeit den eigentümlichen Zauber und Glanz verliehen, die spezifische Note aufgeprägt, die ihn heute mit einer ganz bestimmten geistigen Haltung notwendig verbunden

[1] WW. 53/54, S. 255.

[2] Siehe unten Kap. II.

[3] Es ist darum nicht ganz einfach, Rankes prinzipielle Anschauungen, die für das hermeneutische Problem wichtig sind, in einem gewissen Zusammenhang vorzuführen. Wiederholungen lassen sich nicht ganz vermeiden. Eins weist auf das andere und interpretiert sich gegenseitig. Die Darlegung kann darum weniger fortschreitende Entwicklung sein, als wechselseitig sich erhellende Erörterung der Hauptpunkte. Wir begnügen uns im folgenden, eine These im allgemeinen durch Anführung einer Belegstelle zu erhärten; Zusammenstellungen (Konkordanzen) finden sich in den oben S. 91 Anm. 3 genannten Schriften.

[4] Die Nachwirkungen Schleiermachers in der theologischen Hermeneutik waren in unserem 2. Bande darzustellen (vgl. Kap. I, 5, IV, 11), außerhalb dieser waren sie erstaunlich gering, vielfach durch Boeckh vermittelt. Immerhin zeigt wichtige Einwirkungen die im folgenden Abschnitt zu besprechende Verstehenslehre Droysens.

[5] Vgl. dazu: Das Verstehen I, Kap. 4; sowie unten Kap. III über die hermeneutische Theorie Steinthals.

erscheinen lassen. Er hat dadurch nicht nur einer Reihe von Folgern den Weg gewiesen, von denen im Hinblick auf unsern Zusammenhang W. Dilthey[1] der wichtigste sein dürfte, sondern seine Konzeption ist ein Anlaß geworden zu der großen Auseinandersetzung, die sich in den Geisteswissenschaften an die Erörterung dieses Begriffes in unsern Tagen geschlossen hat[2]. Man wird sich, wenn man Rankes Auffassung vom Wesen, den Aufgaben und den Grenzen des geschichtlichen Verstehens präzisieren will, zunächst einmal zu fragen haben, wie sich wohl dem Altmeister der Historie der Begriff des Verstehens nahegelegt haben kann.

Ranke hat als Student zu Füßen der beiden großen Leipziger Philologen Gottfried Hermann und Chr. Dan. Beck gesessen[3]; beiden Namen sind wir im Zusammenhang unserer Untersuchungen begegnet[4]. Es erscheint nun nicht ausgeschlossen, daß Ranke, wie er philologische Akribie und Kritik bei

[1] Dilthey spricht gern von Ranke als seinem Lehrer. Vgl. die eindrucksvolle Schilderung in der Rede zum 70. Geburtstag (Ges. Schr. V, S. 9): „Von ihm habe ich den bestimmenden Eindruck empfangen." „Er war ein mächtiger Organismus, der die Chroniken, die italienischen Politiker, Gesandte, Geschichtsschreiber, Niebuhr, Fichte und Hegel nicht zuletzt in sich aufgenommen und alles umgewandelt in die Kraft objektiver Anschauung dessen, was gewesen ist. Mir war er die Erscheinung des historischen Vermögens selber." — Dazu die Charakterisierung und Würdigung der Geschichtsschreibung Rankes im Aufbau der geschichtlichen Welt (Ges.-Schr. VII, S. 101 ff.). Wir haben den Einfluß Rankes auf Dilthey nicht nur in dem inhaltlich Historischen zu sehen, das er — im Seminar Rankes vor allem (a. a. O. S. 9) — lernte, sondern in dem steten Rückgang auf „das Leben" und seine Bewegung, in der Abneigung gegen allen Apriorismus, in der Immanenzauffassung wie in der Vorliebe und Fähigkeit zum Studium und zur Schilderung hervorragender Individualitäten; vor allem aber ist er bis in den Stil hinein zu verfolgen, in dem die Wirkung unverkennbar ist. Man hat heute, wo Dilthey vielfach unter einseitiger Verwendung der Fragmente im VII. Band stilisiert und zu nahe an die Existentialphilosophie herangerückt wird, wieder Anlaß, das Rankesche Element in ihm nachdrücklich zu betonen.

[2] Nicht nur innerhalb der prinzipiellen Erörterungen aufgeschlossenen Methodologie der Historiker, sondern auch von philosophischer Seite wird immer mehr die Bedeutung Rankes erkannt und gewürdigt. Vgl. Rothacker, Einl. in die Geisteswiss. S. 153 ff., Logik und Systematik 1927; Savigny, Grimm, Ranke (Hist. Zeitschr. 128, 1923, S. 431 ff.). Früher schon Freytag, Über Rankes Geschichtsauffassung (Archiv f. Philos. II, VI, 2 1900), S. 129 ff.

[3] W. W. 53/54, S. 30 f.

[4] Das Verstehen I, S. 49, 56, 81, 82.

diesen Meistern gelernt hat[1], auch für seine hermeneutischen Grundsätze — die Auslegung Pindars besonders hat stark auf Ranke gewirkt — Anregung von ihnen empfing; besonders Chr. Dan. Beck wird auch im Unterricht nicht den Verfasser der Commentationes de interpretatione verleugnet haben. Daß Ranke, der ja als Theologe sein Studium begann, sich mit besonderer Vorliebe mit exegetischen Problemen beschäftigt habe, ist uns bezeugt[2]. Daß er in seinen theologischen und philologischen Studien[3] früh die strengen Interpretationsgrundsätze, die diese Wissenschaften im Laufe der Zeiten ausgebildet, in sich aufnahm[4], wird ein Grund mehr dafür gewesen sein, daß er von Anfang an eine gewisse Abneigung gegen die philosophische Spekulation gezeigt hat[5]. Aber natürlich

[1] Guglia, L. v. R.s Leben u. Werke 1897, S. 20.

[2] In einem Brief an den Bruder Ernst (24. 7. 77) heißt es: „Mir wird dabei nochmals klar, wie wichtig für die Entwicklung der Menschheit in unserem Abendlande das Studium der Ursprachen geworden ist; denn an die Mißverständnisse des Wortes knüpfen sich falsche Auffassungen an, die für begründet gelten können, wenn man den Sinn des Wortlautes vernachlässigt. Unschätzbar ist in dieser Hinsicht die Theologie, die sich auf die echten Texte gründet." (Helmolt, Leben Rankes, Anm. 140).

[3] Über die Entwicklung der Studien Rankes und den Übergang von der Theologie zur Historie vgl. Simon, a. a. O. 1. Kap.

[4] v. Below, a. a. O. S. 21.

[5] Wichtige Äußerungen R.s zu diesem Thema hat Dove im Vorwort zu den Epochen mitgeteilt: „Es ist oft ein gewisser Widerstreit einer unreifen Philosophie mit der Historie bemerkt worden. Aus apriorischen Bedenken hat man auf das geschlossen, was da sein müsse. Ohne zu bemerken, daß jene Bedenken vielen Zweifeln ausgesetzt seien, ist man daran gegangen, sie in der Historie der Welt wiederzusuchen. Aus der unendlichen Menge der Tatsachen hat man alsdann diejenigen ausgewählt, welche jene zu beglaubigen schienen. Dies hat man wohl auch Philosophie der Geschichte genannt." (W. W. S. 514.) Auch die Tagebuchblätter bieten Belege. So, wenn der Unterschied der philosophischen und historischen Schule dahin bestimmt wird, daß jene „aus einer geringfügigen, oberflächlichen Kenntnis, die alles vermengt, mit starkem Finger erzwungene Resultate ableitet, diese dagegen die Dinge in ihrer Wesenheit zu begreifen sucht, ihrem Zuge nachgeht und, eingedenk der Unvollkommenheit der Überlieferungen, die höchsten Ergebnisse ahnen läßt". (W. W. 53/54, S. 569 f.) — Spekulation, die, wie wir schon öfter sahen, von den Zeitgenossen vielfach gleich Philosophie des deutschen spekulativen Idealismus (Hegel) gesetzt wird, ist aber auch für Ranke natürlich keineswegs gleich Philosophie überhaupt. Darum kann er sich mit Nachdruck gegen den Vorwurf unphilosophischer Gesinnung verteidigen (W. W. 53/54,

kommt dazu, und zwar als Hauptsache, seine Natur[1], für die, wie man mit Recht gesagt hat, eine eigentümlich kontemplative Distanz zu den Dingen wahrende Haltung charakteristisch ist. Sie trat aufnehmend, nicht fordernd an die Dinge heran. Aus ihnen selbst heraus war sie bestrebt sie aufzufassen, zu verstehen. Dieses Verstehen selbst aber ist nichts Selbstverständliches, sondern vergewissert sich in seinem Meister immer wieder selbst seines Wesens, seines Vorgehens, seiner Berechtigung, seiner Grenzen. Die Art, wie Ranke nicht nur verstanden hat, sondern verstehen gewollt hat, hat er in immer neuer Reflexion sich selbst und anderen deutlich zu machen gesucht, dabei seine Stellung und Arbeit deutlich abgrenzend gegen ihm fremde Arten, die Dinge zu sehen und zu behandeln. Versuchen wir schon jetzt einiges Wichtige herauszuheben. Der berühmte und oft zitierte Satz: Der Historiker ist dazu da, den Sinn jeder Epoche an und für sich selbst zu verstehen und verstehen zu lehren, er muß eben nur den Gegenstand selbst und nichts weiter mit aller Unparteilichkeit im Auge haben[2], drückt diese Einstellung vielleicht am bezeichnendsten aus. Verstehen heißt für Ranke: den Gegenstand

S. 283 f.): „Man gibt mir Mangel an philosophischem oder religiösem Ernste Schuld. Man hat nicht Unrecht, insofern man unter Ernst das Ergreifen irgend einer bereits im System ausgesprochenen oder hervorgetretenen Meinung versteht. Daß es mir aber an philosophischem und religiösem Interesse fehle, ist lächerlich zu hören, da es just dies ist, und zwar ganz allein, was mich zur Historie getrieben hat." Einer philosophischen Schule sich anzuschließen, war freilich nicht seine Sache. Er spricht seine Meinung aus, wenn so er dem Bruder schreibt: „Du hältst nicht dafür, daß jemand seine Resultate so geschwind als möglich auszusprechen und in Schulform zu fassen habe."

Daß wahre Historie und wahre Philosophie miteinander nie in Widerstreit sein werden, hat Ranke in den Reflexionen von 1832 (Neudr. S. 8) selbst ausdrücklich als seine Meinung ausgesprochen.

[1] Seiner Natur und seinen Studien nach, bekannte Ranke — in der bekannten Rede beim Doktorjubiläum —, habe er der historischen Richtung die er von der philosophischen abgrenzt, angehören müssen (W. W. 51/52, S. 588).

[2] Briefe Rankes an seinen Bruder vom 25. 5. 73 (Helmolt, Rankes Leben S. 135). — Damit ist jede Art von Voreingenommenheit gemeint. Wir fassen zunächst die konstruktiven Tendenzen ins Auge, die Ranke an der Spekulation seiner Zeit befremdeten, von den subjektiven Faktoren im allgemeinen (Problem der Objektivität) wird weiter unten die Rede sein.

im Auge haben, die Dinge selbst sprechen lassen [1], ihnen kein konstruktives Netz allgemeiner Begriffe überwerfen, sie nicht in ein apriorisches Schema pressen [2]. Die vielumstrittene „Unparteilichkeit" besagt vor allem: keine „Meinung" über die Dinge, keine „Tendenz", keine Wertung an sie heranbringen, kein Vor-Urteil, sondern: sich von ihnen selbst erzählen lassen. Das ist nichts weniger als platte Empirie [3]: besteht doch die große Kunst des Verstehens darin, das Wesen der individuellen Erscheinung zu erfassen, das ihre einzelnen Züge, die wir als Material vor uns haben, erst verständlich werden läßt. Sie wird damit in ihrem Eigenwert erfaßt. Wenn Ranke in dem so unendlich oft zitierten Wort aus den Vorträgen vor

[1] Sehr charakteristisch heißt in dem überhaupt interessanten Votum Rankes über Droysens Geschichte der Preußischen Politik (Deutsche Revue 1904, S. 64): „Er spricht zuviel selbst, die Dinge läßt er selten zu Worte kommen."

[2] Deutlich hat der junge Ranke die Alternative formuliert: „Was hat mehr Wahrheit, was führt uns näher zur Erkenntnis des wesentlichen Seins: Das Verfolgen spekulativer Gedanken oder das Ergreifen der Zustände der Menschheit, aus denen doch immer die uns eingeborene Sinnesweise lebendig heraustritt. Ich bin nur für das letzte, weil es dem Irrtum minder unterworfen ist." W. W. 53/54, S. 163 u. S. 569. — Rothacker hat in der Einleitung zu seiner Neuherausgabe des Politischen Gesprächs (S. IX f.) Zeugnisse in diesem Sinn zusammengestellt.

[3] So das Mißverständnis Leos (S. unten S. 104 Anm. 6) in seiner bekannten Rankekritik in der Jenaer Allg. Lit.-Ztg. 1828, gegen die sich Ranke ausdrücklich (W. W. 53/54, S. 659 ff.) wendet. Dazu Simon, a. a. O. S. 96 ff. Die charakteristischen Sätze lauten wie folgt: Ranke: „Wir unseres Ortes haben einen andern Begriff von Geschichte, nackte Wahrheit ohne allen Schmuck, gründliche Erforschung des einzelnen, das übrige Gott befohlen." Darauf entgegnet Leo, die nackte Wahrheit des Geschehenen sei überhaupt keine Wahrheit, sondern Wahrheit sei nur im Geist zu finden und man müsse also die geistige Bedeutung des Geschehenen nachweisen, oder man sei selbst wahrheits- und geistlos. Und wieder Ranke: „Nur verbinde man mit dem Ausdruck: nackte Wahrheit, nicht den albernen Begriff eines anatomischen Präparierens und Copirens, wider welchen mein Widersacher nun jahrelang in die Lüfte ficht" (a. a. O. S. 663).

Ein andermal heißt es (W. W. 49, S. 9 bei Ranke: „Es gibt zweierlei Art und Weise, sich mit der Geschichte seiner Zeit zu beschäftigen. Man kann entweder die Ereignisse für das Gedächtnis künftiger Geschlechter umständlich überliefern, oder ihr Wesen zu begreifen und den Mitlebenden zur Erinnerung zu bringen versuchen. Wie sichs versteht, ist es das letztere, was ich beabsichtige." Es besteht kein Widerspruch hier für ihn.

König Max behauptet, jede Epoche sei unmittelbar zu Gott und ihr Wert beruhe in ihrer Existenz selbst, nicht in dem, was aus ihr hervorgeht[1], so darf er hinzufügen: „dadurch bekommt die Betrachtung der Historie und zwar des individuellen Lebens in der Historie einen ganz eigentümlichen Reiz, indem nun jede Epoche als etwas für sich Gültiges angesehen werden muß — der Betrachtung höchst würdig erscheint“[2]. „Ein neues Urteil“, so formuliert er in der Einl. zur Pol. Hist. Zeitschrift[3] seine Überzeugung, „ist nur möglich, wenn man Jedweden nach dessen eigenem Standpunkt, nach dem ihm innewohnenden Bestreben würdigt“. Und ein andermal, als er von der französischen Revolution spricht: „Es wäre eine große Aufgabe, in der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen dasjenige aufzufassen, was dieselben gemein haben, sie in den Kern ihres Wesens zu beziehen, wo ihre Widersprüche sich auflösen . . . . .[4]. So wird in einer anderen Art, als die Spekulation sie beliebte, die Einordnung derselben Erscheinung in die größeren Zusammenhänge des Lebens[5] und der Geschichte möglich[6]. In solcher Erkenntnis, die wir uns nicht diskursiv, sondern intuitiv zu denken haben mit ihrer Richtung auf das Innerste der einzelnen Lebensgestalt, offenbart das Verstehen seine letzte Zielung. Wie das Verstehen nach „unten“, in dem Eindringen in das Wesen der individuellen Erscheinung über das im platten Sinne „Erfaßbare“ hinausgeht, so ragt es nach „oben“ zu in die philosophische Reflexion: das eindringende Verständnis der einzelnen Erscheinung führt weiter zu allgemeinen Erkenntnissen, wie sie Ranke in so unvergleichlicher Weise in die Betrachtung einzuflechten verstand.

[1] Weltgesch. IV, S. 529.

[2] Neudruck S. 61 f.

[3] W. W. 49, S. 4.

[4] W. W. 49, S. 81. Vgl. unten (S. 120) die Darlegung über die immanente Spannung im Lebens- und Geschichtsbegriff Rankes.

[5] „Es gibt ein historisches Leben,“ sagt die Vorrede zur Weltgesch. (S. 5), „welches fortschreitend von einer Nation zur andern, von einem Völkerkreise zum andern sich bewegt.“ — Und im Politischen Gespräch (Neudruck, S. 44) ist von der Kontinuität des Lebens die Rede, die wir dem menschlichen Geschlecht zuschreiben und die in den Staaten hervortritt.

[6] „In seinem vollen Licht,“ heißt es W. W. 53/54, S. 270 f., „wird das Einzelne niemals erscheinen, als wenn es in seinem allgemeinen Verhältnis aufgefaßt wird.“

Weiß dieses Verstehen der individuellen Erscheinung ihr tiefstes Geheimnis abzufragen[1] — ich erinnere an die großen Charakterportraits Rankes —, so dringt es tiefer in sie ein, als es jemals ein vom Allgemeinen herab deduzierendes Erschließen vermöchte und erwirbt für den Verzicht auf die Konstruktion eines letzten krönenden systematischen Zusammenhangs den Ruhm einer wirklichen Bemächtigung der historischen Erscheinung[2]. Wenn Ranke in dem gerade für diese Dinge sehr aufschlußreichen Politischen Gespräch bei der Erörterung des Gemeinschaftlichen, das mehrere Staaten haben können, ausdrücklich feststellt: „Das Formelle ist das Allgemeine, das Reale ist das Besondere, Lebendige“[3], und darauf hinweist: „es gibt etwas, wodurch jeder Staat nicht eine Abteilung des Allgemeinen, sondern wodurch er Leben ist, Individuum, er selber“ — so drückt sich darin die Hochschätzung des Individuell-Einmaligen deutlich genug aus, die man mit Recht als spezifisch für alle historische Betrachtung angesehen hat[4]. Daß es von der Deduktion keinen Übergang zum Individuellen geben kann, sagt Ranke deutlich. „Wird man nicht aus dem Allgemeinen zu dem Besonderen

[1] „Wer enthüllt Kern, Natur, lebend Leben des Individuums?“ (W. W. 53/54, S 102). Die Auffassung Rankes von der Individuation, ihrem Wesen und Wert, entsprechend seiner Anschauung von der Erkenntnis der Individualität und ihrer Grenzen, wurzelt in seinem Lebensbegriff. Hier ist einer der Punkte, an dem Ranke ausgesprochen zur Historischen Schule zu zählen ist; die Verwandtschaft zu Schleiermachers und Humboldts Lehren ist hier ebenfalls deutlich.

Vgl. im übrigen unten S. 105, Anm. 5.

[2] WW. 53/54, S. 168.

[3] Neudruck, S. 19. „Das Realgeistige“, sagt Ranke an derselben Stelle, an der er die geistigen Wesenheiten, die die Individualitäten darstellen, als „Gedanken Gottes“ bezeichnet, das Realgeistige, „welches in ungeahnter Originalität dir plötzlich vor den Augen steht, läßt sich von keinem höheren Prinzip ableiten“. Genau so äußerte sich Humboldt, wie wir sahen, über das Spontane der Sprache.

[4] Eine gewisse Ausnahme stellt scheinbar Jak. Burckhardts Auffassung von der Aufgabe des Geschichtsschreibers dar, der zwar mit Ranke die Hochwertung der Individualität teilt, aber ausdrücklich das Allgemeine, das Typische, das Beharrende im Wechsel herausheben will. Achtet man freilich auf die allgemeinen Erkenntnisse, die auch Ranke dem Einzelgeschehen abgewinnt (vgl. die bei Rothacker, Einl. S. 162 mitgeteilte Worte) und berücksichtigt andererseits Burckhardts Entwicklungsschilderungen, so vermindert sich die Differenz.

fortgehen können? — Ohne Sprung, ohne neuen Anfang kann man aus dem Allgemeinen gar nicht in das Besondere gelangen“ [1]. Ich finde gerade diese Tendenz Rankes am eindrucksvollsten in einer Briefstelle aus der Studienzeit ausgesprochen, die sehr charakteristisch von dem Drang des jungen Historikers in die Tiefe der Erscheinungen vorzudringen, aber sie eben aus sich heraus aufzufassen Zeugnis ablegt: „Wie schwärme ich oft“, heißt es da, „wie hoffe ich mit diesem Durst der hinter der Erscheinung tätigen Lebensquelle — Verstand, Liebe, Seele — der Welt noch einmal beizukommen. Dort, wo der Born quillt, der den Geschöpfen Leben, Wesen, Gestalt, Innerlichkeit gibt, wo kein Lob und kein Tadel, wo die allgemeinen Begriffe hinsinken vor der Idealität einer ursprünglichen und allemal gottverwandten Existenz“ [2]. Daß mit dieser Überzeugung vom Eigenwert jeder geistigen Erscheinung die Annahme einer Fortentwicklung zum Höheren in der Geschichte, wie sie die idealistische Spekulation vertrat, nicht gut vereinbar ist, leuchtet ein. Ranke hat denn auch — am bestimmtesten wiederum in den Berchtesgadener Vorträgen [3] — den Fortschrittsgedanken ausdrücklich abgelehnt und dabei die positive Überzeugung, die dieser Ablehnung zugrunde liegt, deutlich erkennen lassen. Als eine „Ungerechtigkeit Gottes“ müßte die „Mediatisierung“ bestimmter Generationen und Epochen zugunsten anderer im Sinne einer Höherpotenzierung der Entwicklung erscheinen: in jeder Epoche der Menschheit äußert sich nach Ranke eine bestimmte große Tendenz und der Fortschritt beruht darauf, daß eine gewisse Bewegung des menschlichen Geistes in jeder Periode sich darstellt, welche bald die eine, bald die andere Tendenz hervorhebt und in derselben sich eigentümlich manifestiert [4]. Alle Generationen erscheinen vor dem Auge des Historikers wie vor

[1] Neudruck, S. 22. [2] W. W. 53/54, S. 168.

[3] Man wird Simon nicht zustimmen können, wenn er (a. a. O. S. 184 ff., bes. 191 f.) einen Widerspruch in Rankes Äußerungen hinsichtlich des Fortschritts in der Geschichte konstatiert. Auch die von ihm angezogenen Stellen stehen nicht im Widerspruch zu den prinzipiellen Ausführungen der Vorträge vor König Max.

[4] Neudruck S. 59 ff., S. 61. Nur eine wachsende Extensität der Realisation kultureller und geistiger Werte gesteht Ranke bekanntlich zu: „Es wäre lächerlich, ein größerer Epiker sein zu wollen als Homer, oder ein größerer Tragiker als Sophokles“ (S. 62).

dem Gottes gleichberechtigt, jede Epoche hat nach Rankes Überzeugung ihre „besondere Tendenz und ihr eigenes Ideal". So modifiziert, können wir sagen, beschränkt sich bei Ranke der Gedanke einer „Erziehung des Menschengeschlechts" [1]. Und nicht nur dieser, der im engeren Sinn klassischen Epoche eigene Gedanke, sondern die meisten ihrer Leitideen erscheinen bei Ranke, der sie aufnimmt, ähnlich modifiziert; — vielleicht könnte man sagen: sie werden bei ihm geschichtsnäher. Ein Hinweis darauf, daß Ranke, wie ja auch dem Lebensalter nach, geistesgeschichtlich gesehen, nicht mehr selbst in die Generation der Forscher und Denker gehört, deren wir im ersten Bande unserer Untersuchungen gedacht haben [2].

Mehreres wirkt hier zusammen. Wie deutlich und einleuchtend man auch Beziehungen und Einwirkungen [3] hat aufweisen können, die Ranke mit Fichte [4], mit Schelling [5],

[1] Neudruck, S. 62.

[2] „Über Rankes geistesgeschichtliche Stellung", so hat noch kürzlich ein hervorragender Historiker geurteilt (Oncken, Zur inneren Entwicklung Rankes, Gothein-Festgabe 1925, S. 199), „besteht noch keine unbedingte Übereinstimmung der Meinungen. Man pflegt ihn mehr oder weniger isoliert zu würdigen und darzustellen." Vgl. aber jetzt auch die obengen. Arbeiten von Rothacker, Joachimsen, Masur, Simon.

[3] Sehr lehrreich für die philosophischen Einflüsse auf Ranke (Fichte, Schelling) sind die ersten der von Keibel mitgeteilten Jugendarbeiten (HZ. 1927, S. 215 ff.), vor allem auch die von E. Schweitzer hrg. Texte Akad. Ausg. D. G. VI, Anh.).

[4] Mit Recht ist mehrfach betont worden, daß es die praktische Philosophie Fichtes war, die, übrigens nach seinem eigenen Geständnis, Eindruck auf — den jungen — Ranke gemacht hat (Anweisung zum sel. Leben; Bestimmung des Gelehrten; Reden; Grundzüge des geg. Zeitalters). W. W. 53/54, S. 31, 59, 89. Vgl. jetzt Schweitzer, a. a. O. S. 383. — Neben der von Ranke selbst beglaubigten positiven Einwirkung des Philosophen ist die sehr deutliche, aus seiner prinzipiellen Abneigung gegen die — bei Fichte exemplarisch entwickelte — Spekulation hervorgegangene Kritik nicht zu übersehen (Epochen, W. G. S. 515), die Fester, der wohl am zutreffendsten das Verhältnis Rankes zu Fichte charakterisiert hat (a. a. O. S. 238 ff.), deutlich werden läßt. Die neu bekanntgewordenen Fragmente (Schweitzer, „Lutherfragm." S. 315 ff.) beweisen, wie stark der junge Ranke sich in die Gedankengänge Fichtes, wie Kants und Fr. Schlegels hineingedacht hat. Vgl. aber dort bes. Fragm. 32, 36, 37. Eine — mir noch nicht zugängliche — Leipziger Diss. von Friedrich (1932) untersucht diese Zusammenhänge.

[5] Das Verhältnis Rankes zu Schelling ist schwer zu präzisieren. Es liegt der in der neueren Geistesgeschichte nicht seltene Fall vor, daß

mit Schleiermacher[1] und Humboldt[2] verbinden — es ist der Geist einer gewandelten Zeit, den wir aus der Konzeption des Verstehensbegriffs des großen Historikers gegenüber der idealistischen Epoche verspüren[3]. Es ist natürlich auch der Unterschied des Historikers gegenüber dem Philosophen,

in gewissen Grundauffassungen übereinstimmende Männer, von denen der ältere ohnedies mehr allgemein anregend, als konkret im Einzelnen gewirkt hat, ohne direkte Berührung bleiben, aber eine Gemeinsamkeit in entscheidenden Ideen aufweisen, die sie besonders im Hinblick auf Gegensätzliches und für den Späteren zusammenrücken. Sehr besonnen urteilt über das Verhältnis Fester, Zeitschr. f. Gesch.-Wiss. VI, 2, S. 244 ff. (s. unten Anm. 2), der auch die wenigen direkten Bezugnahmen beiderseits wiedergibt. S. auch oben S. 15, Anm. 3 und unten S. 105, Anm. 4.

Der vorteilhaften Einwirkung Schellings auf König Max wird von Ranke öfter Erwähnung getan (W. W. 53/54, S. 366, 372 u. ö.). Vgl. auch Helmolt, a. a. O. Anm. 81.

[1] Trotzdem eine nähere Beziehung zwischen Ranke und Schleiermacher (vgl. aber Rankes Äußerungen W. W. 53/54, S. 265, dort die Wiedergabe der Gedächtnisrede nach Waitz) nicht bestanden hat (Simon, a. a. O. S. 36 ff.), wird man eine gewisse Verwandtschaft des geistigen Typus bei aller Verschiedenheit — Schleiermacher war Theologe und Philosoph, d. h. Systematiker, kam schließlich von Kant her und handhabte virtuos die zu der historischen Forschung nicht selten in Spannung tretende dialektische Methode — keinesfalls verkennen können. Verwandt sind sie in der Art ihrer Frömmigkeit z. B. Mit Recht hat Simon die, Ranke und Schleiermacher gegenüber Hegel zusammenrückende historische Tendenz bei Schl. aufgewiesen (a. a. O. S. 46). In der von uns (Das Verstehen I, Kap. 2) ausführlich besprochenen Hermeneutik Schleiermachers, die ja in einem gewissen Sinn eine selbständige Provinz in seiner Lehre darstellt, in ihrer Verwurzelung im Lebens- und Erfahrungszusammenhang, ihrer straffen Methodik und psychologischen Feinheit aber ergeben sich zweifellos Berührungspunkte mit Rankes Theorie und Praxis. Interessanterweise hat ja Droysen später gerade in seiner Historik an Schleiermacher dann direkt angeknüpft.

[2] Eingehend hat, nachdem seine Vorgänger in der Behandlung des Themas Humboldt und Ranke zu recht negativen Ergebnissen gelangt waren, über dieses Verhältnis Fester, Humboldts und Rankes Ideenlehre (Deutsche Zeitschr. f. Gesch.-Wiss. VI, 2 1891, S. 235 ff.) gehandelt. Er kommt zu dem positiven Ergebnis, daß sich in „allen wesentlichen Punkten H.s und R.s Ideenlehre decke", was wieder zuviel gesagt ist (s. unten). Ausgangspunkt ist die Lektüre der Abhandlung über die Aufgaben des Geschichtschreibers durch Ranke (über deren Datierung Fester, a. a. O. S. 254 f.). Die einzige Erwähnung H.s (im „Hardenberg") ebd. S. 256. Vgl. Das Verstehen I, Kap. III.

[3] „Wir begraben nach und nach die Generation, die vor uns war — nicht fähig sie zu ersetzen". So Ranke wohl mit einem Gefühl für diese Verschiedenheit beim Tode Schleiermachers (W. W. 53, S. 265).

dessen Ranke sich, wie wir sahen, stets wohl bewußt gewesen ist[1]. Es ist schließlich die Natur Leopold von Rankes, seine geistige Einstellung zu den Dingen, die man mit Recht der Goetheschen verglichen hat[2], die positiv aus seiner Historik, negativ aus seinen Auseinandersetzungen mit den Gegnern spricht. Niemals ist darum Ranke, wie so manche Jüngere dann, dem Einfluß Hegels[3] unterlegen; bei allem, was ihn

[1] Vgl. oben S. 95, Anm. 5 und die bekannte Äußerung R.s über die zwei Wege, menschliche Dinge kennenzulernen: den der Erkenntnis des Einzelnen und den der Abstraktion, die er mit dem der Geschichte und der Philosophie gleichsetzt (Epochen, W. G. S. 515). Interessant ist dabei besonders, daß Ranke, wenn er weiter sagt: „Einen andern Weg gibt es nicht und selbst die Offenbarung begreift beides in sich: Abstrakte Sätze und Historie", mit der Setzung dieser beiden Erkenntnisquellen unmittelbar an die ältere Historik anknüpft, die in der Verbindung mit der theologischen Hermeneutik, wie sie etwa bei Chladenius begegnete (s. oben S. 24), unter dem Einfluß der Leibnizschen Philosophie ausdrücklich zwischen dogmatischen und historischen Äußerungen („Wahrheiten") schied.

[2] Als die Epoche, in die seine Jugenzeit fällt, beherrschend nennt Ranke Goethe W. W. 53/54, S. 59. — Simon will (a. a. O. S. 56 ff.) Goethe von Hegel, mit dem er manche Berührung habe, und Ranke gleichermaßen abrücken. „Goethes Urphänomen ist nicht Hegels Absolutes, aber es ist auch nicht Rankes Idee" (S. 68). Gewiß nicht, aber trotzdem wird man ihrer geistigen Haltung nach Goethe und den geistesgeschichtlich ja einer anderen Epoche angehörenden Ranke enge zusammenrücken dürfen. — Sehr mit Recht erinnert darum Oncken, Aus R.s Frühzeit, S. 10 ff. an Schillers berühmte Charakterisierung des Goetheschen Geistes in dem Brief vom 29. 10. 1794, die die Verwandtschaft Rankes und Goethes zeigt. Beide gehören zu dem geistigen Typus, dem auch Herder zuzurechnen ist, indes Schiller als Kantianer dagegen zu stehen kommt. Vgl. die sehr plastisch herausgearbeitete Antithese bei Litt, Kant und Herder 1930.

[3] Rankes Verhältnis zu Hegel in sachlicher und persönlicher Hinsicht ist neuerdings ausführlich von Simon untersucht worden (R. und Hegel 1928, Beih. 15 der Hist. Zeitschr.). Vgl. dort besonders die Erörterung der Polemik gegen Ranke von seiten der Hegel-Schule, der Leokontroverse, der Urteile und Andeutungen R.s über Hegel und seine Schule und (Kap. III) über das Verhältnis beider zur „Wirklichkeit", über die Auffassung vom Helden und über dialektische und kritische Methode. Man wird Simon darin zustimmen dürfen, daß das Verhältnis Ranke-Hegel nicht einfach auf die Formeln „intuitiv" und „spekulativ" oder „empirisch" und „konstruktiv" gebracht werden kann; obgleich dadurch allgemein die Grundtendenz ihrer Verschiedenheit, über die sich ja Ranke öfter ausgesprochen hat, angedeutet wird. Aber „die Tatsache bleibt bestehen, daß Hegel bei aller Spekulation der stoffreichste und empirischste von allen Philosophen des deutschen Idealismus war und daß Ranke bei aller Gegenständlichkeit am innigsten von den Historikern des deutschen

mit der großartigen Geschichtsschau des Metaphysikers der historischen Welt verbinden konnte, hat er niemals den Gegensatz, der ihn von dieser Betrachtungsweise und Methode trennte, übersehen, im Gegenteil, ihn kräftig betont[1].

Am nächsten steht Ranke seiner geistigen Einstellung nach unter den Forscherpersönlichkeiten, die wir im ersten Band kennenlernten, zweifellos dem auch nur zehn Jahre älteren Boeckh[2]. Aber selbst ihm gegenüber, dessen streng durchgeführtes hermeneutisches System eben doch niemals ganz auf spekulative Gedanken verzichtet hatte[3], wirkt Rankes Historik unphilosophischer, um einen Grad „empirischer"[4]. Kein Zufall, daß der junge, der Spekulation damals innig ergebene Droysen, als er bei beiden studierte, das Gefühl hatte, bei Ranke nichts profitieren zu können, was ihm nicht Boeckh aus erster Hand zu reichen vermöchte[5]. Wir werden, dies sei hier schon bemerkt, die charakteristische Tatsache zu konstatieren haben, daß, Droysen — wie ja bekanntlich zeitweise auch Leo[6] — der

Objektivismus bemüht blieb, die Ideen zu finden, die seine Tatsachen ihm anzudeuten schienen" (a. a. O. S. 68, 119).

Lehrreich ist die Äußerung zu Varnhagen über Hegels Enzyklopädie: „Es zieht mich an und stößt mich ab" (Deutsche Revue 20, 1895, 3, S. 345) — so konnte eine ganze Generation urteilen, die ohne ihm ganz zu verfallen, ein Gefühl für den Zauber und die Bedeutung der Hegelschen Philosophie besaß.

[1] Auch Fester stellt fest, Philosophie und Geschichte in der Weise zu vereinigen, wie es noch Humboldt bis zu einem gewissen Grade vorgeschwebt habe, habe Ranke „völlig ferngelegen" (a. a. O. S. 255 f.).

[2] Über seine Frankfurter Zeit schreibt Ranke 1869 (W. W. 53, S. 39): „Daß diese Männer (Boeckh und Otfr. Müller) lebten und ihre große eigentümliche Begabung zur Erforschung der realen Zustände des Altertums verwandten, war eine Erscheinung, die jene Jahre hindurch die mitstrebenden Jungen beherrschte und ihnen zugleich Respekt und Mut einflößt." Persönlich bildete sich kein näheres Verhältnis zwischen dem Großmeister der Philologie und Ranke heraus (Vgl. Simon, a. a. O. S. 21 f. u. Hoffmann, A. Boeckh S. 76).

[3] Vgl. das Verstehen I, Kap. III, bes. S. 183 f., 186.

[4] Wozu natürlich noch der Unterschied der zentralen Fragestellung, der philologischen und historischen kommt. Aber bekanntlich fassen ja Boeckh und seine Schule die Aufgabe ihrer Wissenschaft grundsätzlich geschichtlich. Vgl. Das Verstehen I, S. 179 und im folgenden unter Kap. IV.

[5] Vgl. unten Kap. II.

[6] Eine, über die bisher vorliegende geistesgeschichtliche Würdigung Leos (Krägelin, H. Leo 1908, Masur, H. L. 1928) hinausführende, das

spekulativ interessierten Forschergeneration nähersteht als Ranke. Die Wirkung Hegels, die damals ihren Höhepunkt erreichte, hat gerade die in den letzten zwanziger Jahren studierende Generation besonders tief ergriffen[1] und damit den gewaltigen Einfluß der philologisch-historischen Richtung, geistesgeschichtlich gesprochen: der Historischen Schule, einigermaßen zurückgedrängt.

Man hat neuerdings Ranke nach seiner geistesgeschichtlichen Stellung nahe zu den Häuptern der Historischen Schule, zu Savigny und Jakob Grimm[2], gerückt[3] und auf eine Verwandtschaft mit gewissen Ideen Schellings[4] hingewiesen — mit Recht[5]. Uns interessiert hier das besondere Problem des Verstehens bei Ranke, dessen Konzeption die Zusammengehörigkeit besonders deutlich erkennen läßt. So nahe sich seine Auffassung von der geistigen Welt mit der der übrigen Glieder der Historischen Schule berührt, so darf doch auch das Spezifische daran nicht übersehen werden, das dadurch gegeben ist, daß das Verstehen von Geschichte für Ranke das

Schaffen des wandlungsreichen Historikers nach vier Perioden (Romantik, Hegel, Übergang, christlicher Geschichtsaspekt) gliedernde Leipziger Dissertation von W. Reinhard, Die gesch. phil. Gedanken H. Leos (1930) liegt mir ungedruckt vor.

[1] Rothacker, Einl. Kap. I und v. Below, Geschichtschreibung, Kap. IV.

[2] Vgl. die Würdigung Grimms durch Ranke W. W. 52, S. 502 ff.

[3] So auch Simon, a. a. O. S. 47 ff.; Über das Verhältnis R.s zur Romantik vgl. Borries, Die Romantik und die Geschichte, bes. S. 146 ff.

[4] Vgl. oben S. 101, Anm. 5 und Das Verstehen I, S. 273, Anm. 2.

[5] Man wird Troeltsch, der (Der Historismus S. 271 ff.) Ranke recht nahe an Hegel heran und von der Historischen Schule abrücken will, nicht zustimmen können. Simon hat in seiner Monographie darüber vieles richtiggestellt (s. oben S. 103, Anm. 3). Das „Verstehen" Rankes und das „Begreifen" Hegels sind eben verschiedene Welten, wie sich das uns früher schon (vgl. Bd. II) im Gange unserer Untersuchungen immer wieder gezeigt hat.

Richtiger hat Rothacker (Einleitung S. 153 ff., Savigny, Grimm, Ranke H.Z. 128, S. 415 ff.) die Zusammengehörigkeit der Letztgenannten betont und analysiert. Vgl. v. Below, Die deutsche Geschichtsschreibung S. 22, Joachimsen, Einleitung S. LXXXV f. Entscheidend ist die Gemeinsamkeit in der Ablehnung des Konstruierens nach allgemeinen Begriffen, die die Historische Schule an der Aufklärung bekämpfte, die Wertung des Individuellen — beides im Rückgang auf das schöpferisch-irrationale Leben angelegt —, der Sinn für die Ganzheit organischer Formen, die Tendenz auf Hingabe an den Gegenstand, auf das Verstehen seiner. Vgl. Hashagen, Ranke u. Troeltsch (Phil. Anz. 4, 1929).

Entscheidende ist. So verwandt Grimms Anschauungen den seinen sein mögen, die Art, wie der große Erforscher des Volkstums das Leben, Sprache, Sitte, Recht und Mythos in ihrem Werden und Wesen betrachtet, — seine Forschung galt den genannten geistigen Hervorbringungen, den Objektivationen, dem Seienden mehr als dem Werden. Das gleiche ist der Fall bei Savigny[1]. Auch den Historiker interessieren die geistigen Hervorbringungen, aber seine letzten Intentionen sind gerichtet auf die Erfassung des Werdens[2], der Entwicklung der Dinge, der Faktoren, die in ihr zusammenwirken. Ein aufschlußreiches Wort Rankes zum Zeugnis: „Laßt uns, sagt Bacon in der Vorrede zu dem Organon, gewiss einem der schönsten Proömien, die je geschrieben worden sind, — laßt uns keusch und flüchtig unter den Dingen verweilen und unsere Fassungskraft nur eben so weit über sie erheben, um ihre Bilder und Strahlen in uns aufnehmen zu können. — Er sagte dies von der Betrachtung der Natur. Die Erforschung der Geschichte hat es freilich wohl noch schwerer. Sie hat

Es versteht sich, ist aber vielleicht in Anbetracht mancher irrtümlicher Formulierung nicht überflüssig ausdrücklich, zu bemerken, daß ein Unterschied zwischen Romantik und Historischer Schule besteht. Darüber: Das Verstehen I, S. 170. Die erstere entfaltet sich zunächst in der Dichtung und Philosophie, nächstdem in der Forschung und in der Politik, die letztere primär in der Wissenschaft. Am klarsten sehen wir über Rankes Beziehungen zur „politischen" Romantik. Die Beziehungen R.s zur Frühromantik sind lose und noch nicht endgültig geklärt. (Schweitzer, a. a. O. S. 378 ff.; Hashagen, a. a. O. S. 7 ff.; Masur, a. a. O. S. 60, Anm. 3; auch Baeumler, Der Mythus von Orient und Okzident 1926 S. CLIII ff. und CLXVII ff.).

[1] Dazu die prachtvolle Gedenkrede R s vor der Histor. Kommission und die Würdigung Deutsche Revue 1904, S. 225 f.; ferner W. W. 52, S. 496 ff., W. W. 53/54, S. 50 ff.; ferner: Stoll, F. K. von Savigny, II, S. 363 ff., sowie Zwilgmeyer, Die Rechtslehre Savignys 1929. Auf die Übereinstimmung zwischen Savigny und Ranke gehen ferner ein: Rothacker, a. a. O. S. 416 ff. und Simon, a. a. O. S. 47 ff. (Ablehnung des naturrechtlichen konstruktiven Rationalismus, Charakterisierung des historischen Sinnes, Objektivität, Kritik des Fortschrittes).

[2] „Wer will es wagen" — schreibt Ranke bei der Erörterung der Geschichte der italienischen Poesie — „das Werden zu beschreiben? Wer will den Quellen des geistigen Lebens und den geheimen Zuflüssen seines Stromes, den Lauf desselben entlang, nachforschen?" (W. W. 51/52, S. 159.) Und ein andermal heißt es: „Mit dem Leben ist es einmal nicht anders: das Interesse concentriert sich meistens im Werden und nimmt ab, so wie das Leben so zu sagen zum Geschäft wird." (Ebd. S. 535.)

ihren Gegenstand nie auf einmal vor sich; sie ergreift ihn nur in der sukzessiven Entwicklung seines Lebens; sie hat es mit den Dingen, die nicht leicht aufzufassen, mit den moralischen Kräften und ihrem verwickelten, verborgenen Getriebe zu tun. Eben darum gelingt es ihr auch selten, und sie nimmt größere Nachsicht in Anspruch“[1]. — Dieselbe Betonung des Dynamischen im geschichtlichen Werden finden wir ein andermal so zum Ausdruck gebracht: „In einem jeden (Staat) wohnt jener innere Antrieb, der ihn gebildet: dieser muß ihn, in immer lebendiger Regsamkeit, in fortgehender Metamorphose der einzelnen Erscheinungen, auch erhalten und zu der Stufe der Ausbildung führen, die ihm überhaupt möglich ist“[2]. Trotz alledem ist der Sinn des Forschers gerichtet auf das „in der weltgeschichtlichen Bewegung sich kundgebende Leben“[3]. Daß die wirkenden Kräfte des Lebens unter der Konstellation von Bedingungen stehen, in denen sie sich auswirken, spricht Ranke in einer merkwürdig modern anmutenden Weise aus. „Große historische Erscheinungen lassen sich nicht aus den staatsrechtlichen Begriffen erklären, denen sie entsprechen; sie beruhen vielmehr auf lebenden Kräften, die unter bestimmten, von ihnen selbst unabhängigen Bedingungen zur Wirksamkeit in Geltung gelangen. Sie tragen den Charakter des Momentes an sich, in dem sie entstanden: so sind sie, wie die Tatkraft ... der Begründer, der Widerstand oder die Unterstützung ... der Sinn der Nation und der Sinn der Zeit sie werden ließen; die Entwicklung der irdischen Gewalten wird von ihren eigenen Konstellationen beherrscht“[4]. Ein andermal wird dann wieder — jede extrem spiritualistisch oder materialistisch betonte Auffassung ausschließend — hervorgehoben, daß das Wesen der Hervorbringungen des Geistes darin

[1] W. W. 49, S. 176.

[2] W. W. 49, S. 229. — Ganz in diesem Sinne heißt es, unser Bild vom geschichtlichen Leben und dessen eigentliche Fülle distanzierend: „Könnten wir die Bücher der Geschichte, wie sie sich ereignet hat, aufschlagen, stünde uns das Vorübergehende Rede wie die Natur, wie oft würden wir wie in dieser, in dem Verfalle, den wir betrauern, den neuen Keim wahrnehmen, aus dem Tod das Leben hervorgehen sehen!“ W. W. 37/39, S. 40.

[3] Weltgesch. II, S. 8.

[4] W. W. 9, S. 1. Über den „Moment“ bei Ranke: Joachimsen, Einleitung LXXVI.

bestehe, daß sie zwar nicht ohne Einwirkungen des allgemeinen historischen Lebens entstehen könnten, aber doch von ihm unabhängig seien[1]. Ein weiteres kommt dazu. Die Persönlichkeit tritt für Ranke ganz anders in den Vordergrund als für die Erforscher von Sitte, Recht und Sprache[2].

Ranke will also verstehen, wie es gewesen ist. Wobei der Nachdruck auf dem Dynamischen liegt. Als Seiendes, als Zustand interessiert den Sprach- und Rechtsforscher die Vergangenheit, als Bewegung und Entwicklung den Historiker[3]. „Denn was kann es wohl Angenehmeres und dem menschlichen Verstande Willkommeneres geben", so heißt es in der bekannten Antrittsrede, „als den Kern und das tiefste Geheimnis der Begebenheiten in sich aufzunehmen, und bei dem einen oder andern Volke zu beobachten, wie die menschlichen Dinge gegründet werden, Kräfte gewinnen, wachsen und gedeihen"[4]. In den Werde-Zusammenhang der Geschehnisse und Erscheinungen eindringen, das heißt Ranke die Geschichte verstehen. Mit bewegtem Pathos hat der Jüngling die Seligkeit solchen Erkennens gefeiert[5], und noch der Greis sieht in ihr ein unvergleichliches Glück. Es ist das Gegenteil der kalten und

[1] Weltgesch. S. 199. Daß von einem „Biozentrismus" bei Ranke nicht die Rede sein kann, zeigt ein Bekenntnis wie das folgende: „Nicht der dunkle Trieb der Dinge, noch der unberechenbare Urgrund der Lebenskräfte ist es immer, was die Geschicke der Nationen bestimmt. Die Überlegenheit des Gedankens, der die Macht besitzt, die Politik, spielt eine entscheidende Rolle in den großen Angelegenheiten." (W. W. 8/10, X, S. 279.)

[2] Man hat auf den wichtigen Unterschied noch gar nicht genügend hingewiesen, der zwischen Ranke und den Häuptern der Histor. Schule mit Bezug darauf zu beobachten ist, welche Rolle der Einzelpersönlichkeit zugemessen wird.

[3] Das ist cum grano salis zu verstehen. Gerade Entstehung und Entwicklung der von ihnen erforschten Geistesobjektivationen (Recht, Sprache) interessieren den Forscher der Historischen Schule. Aber die Objektivation, nicht das Werden selbst steht ihm im Zentrum.

[4] Neudruck S. 43. — Vgl. auch Fragm. 7 bei Schweitzer.

[5] Bis zum Überschwang bezeugen diese Teilnahme die Jugendaufzeichnungen und -briefe: „Ist es nicht ein erhebend Ziel, vergangene Taten zu enträtseln oder zu entdecken?" (W. W. 53/54, S. 162.) Oder: „Den größten Reiz, wie Du wohl weißt, und wie ich Dir oft wiederhole, hat es für mich, den Gang der menschlichen Entwicklung, die Idee der Weltgeschichte aufzusuchen . . ." S. 163. Und: „Die Entdeckung der unbekannten Weltgeschichte wäre mein größtes Glück" S. 195. Vgl. auch S. 261 u. ö.

teilnahmslosen Indifferenz, die manche in dem Verhältnis des großen Geschichtschreibers zu seinem Objekt erblicken wollen[1]. Selbst von tiefstem Interesse am geschichtlichen Geschehen bewegt hat Ranke sich den Historiker nicht anders denken können als ergriffen von seinem Gegenstand. — Soviel über die Voraussetzungen des Verstehens, nun zu ihm selbst.

Da entsteht zunächst die Frage, ob sich das Verstehen unbeschränkt erstrecken könne oder müsse auf alle Erscheinungen des geschichtlichen Lebens oder ob es hier Unterschiede, Stufen, Grenzen gibt. Es ist letztlich das Problem des Verhältnisses von Norm und Geschichte, der Auswahl und des Maßstabes, zu denen nicht nur jeweils der Historiker in der Praxis seiner Historiographie, sondern auch der Hermeneutiker Stellung zu nehmen hat. Wie antwortet Ranke in seiner Lehre vom Verstehen darauf? — Insofern Ranke es, wie wir sehen, ablehnt, mit einem Schema der Konstruktion und der Wertbeurteilung an die Erscheinungen des geschichtlichen Lebens heranzutreten[2], insofern er gewillt, Epochen und Phänomene in der Eigenexistenz und Eigenart aufzufassen und zu verstehen — „über jedes besondere Leben freue ich mich seiner Natur nach[3]“ —, verzichtet der große Historiker scheinbar auf Kriterien zur Unterscheidung und Auswahl des historisch Bedeutungsvollen, Interessanten, Wissenswürdigen. In der Tat scheint kaum jemals in der Geschichtsschreibung das Ideal, jeder Erscheinung ihre Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, seiner Verwirklichung so nahegerückt wie in dem Werke Rankes, dem seine Kritiker vorwerfen konnten, er habe es verstanden, an jedem Menschen das Beste zu finden und sie darum nicht, wie sie gewesen seien, sondern wie sie hätten sein können, darzustellen[4]. Hier scheint bis an die Grenzen menschlicher Fas-

[1] Die Wechselwirkung der Vertiefung in die Erscheinungen und der Vertiefung und Bereicherung des Selbsts betont Ranke: „Indem wir den Dingen die Schale, die Hülle nehmen und das Wesentliche hervorkehren, geschieht es, daß auch in uns selbst Wesen, inneres Leben, Seele und Odem Gottes Flügel bekommt, oder wenigstens Dasein.“ (W. W. 53/54, S. 107.) — Ein Gedanke, der Humboldt (Das Verstehen I, S. 266) nicht fremd ist. — Vgl. auch unten S. 122, Anm. 4.

[2] Vgl. hiezu: Lorenz, Ranke S. 111 ff. u. Masur, a. a. O. S. 70.

[3] W. W. 53/54, S. 119.

[4] Vgl. Helmolt, a. a. O. S. 155/56. „Doch verbot ihm sein historischer Sinn die Kanonisierung eines geschichtlichen Gebildes, sei es Hellenentum, Christentum, Germanismus, Reformation oder eine Synthese aus

sungskraft die Mannigfaltigkeit und Fülle der geschichtlichen Welt einbezogen in die Sicht des Historikers. Was mit dem Erwachen des historischen Sinnes Herder gefordert, was spekulativ von Hegel in Angriff genommen wurde, das erschien hier in der Geschichtsschreibung Rankes geleistet: soviel Welt als nur irgend möglich einbezogen, und soweit von sich aus sichtbar gemacht wie möglich. Nicht an — einen oder mehreren — einzelnen Punkten des Geschehens erscheint die Fülle der Wirklichkeit und des Wertes konzentriert, sondern in der Bewegung und Entwicklung des Ganzen, in seiner zeitweiligen Besonderung, die aus ihrer Mitte zu interpretieren ist, ist der Sinn der Geschichte zu finden. Daß diese Überzeugung letztlich religiös verankert ist — die Geschichte als Theodizee, „die Geschicke Gottes in der Welt" —, wird noch zu besprechen sein[1]. Hier ist zunächst auf die erkenntnistheoretische Konsequenz, die für das Verstehen wichtig ist, zu verweisen, daß, weil die einzelne Erscheinung göttliches Leben ist, in ihr, auch in ihr die Vorsehung wirkt, sie als solche wertvoll, beachtenswert, verstehenswürdig ist: „zur Erkenntnis des lebendigen Gottes soll alles dienen" [2].

Freilich ohne Einschränkung ist Rankes „Universalismus" nicht[3]. Er ist grundsätzlich allerdings so umfassend, wie wohl niemals vorher und nachher der Anspruch des Verstehens aufgefaßt worden ist. Alles ist wissenswürdig, ist interessant, in seiner Weise bedeutend und daher die Kenntnis des — geschichtlichen — Lebens bereichernd[4]. Rankes Idee der Geschichte protestiert gegen alle Verengung des historischen Interesses, alle vorzeitige Beschränkung und künstliche Begrenzung, wie sie auch heute wieder vielfach im Gefolge der Reaktion gegen den

ihnen, als der schlechthinnigen und letzten Darstellung des Unendlichen in der Welt." (Masur, a. a. O. S. 69.).

[1] Unten S. 130 ff. [2] W. W. 53/54, S. 140.

[3] Sehr fein legt Masur (a. a. O. I. Teil: Wertwelt und Weltgeschichte, bes. S. 61 ff.) in der Besprechung des berühmten Wortes, daß jede Epoche unmittelbar zu Gott sei, dar, daß der Vorsehungsglaube Rankes die Überzeugung vom Eigenwesen und -wert jeder Epoche wie begründe, so überwölbe, und damit ein letzter Relativismus ausgeschlossen erscheint.

[4] Dort, wo er die Unterschiede von Historie und Politik herausarbeitet, betont Ranke die universelle Natur der Geschichte, der „nichts Menschliches fremd sei", und die zur „Umfassung des ganzen Kreises aller Jahrhunderte und Reiche fortgerissen werde". (Neudr. S. 49.)

„Historismus" propagiert wird. Die prinzipielle Offenheit gegenüber aller Erscheinung des geschichtlichen Lebens wird auch nicht aufgehoben durch den von Ranke in Übereinstimmung mit Humboldt u. a. vertretenen Gedanken der Affinität als Maßstab mindestens für die engere Auswahl des Gegenstandes. „Mein Glück ist", so schreibt er einmal an den Bruder[1], „von diesem Punkte, auf dem ich stehe, die Welt zu beobachten, vergangene und gegenwärtige, sie in mich aufzunehmen, inwiefern sie mir homogen" [2]. Daß auch Ranke eine Grenze nicht nur in dem Maß der Aufnahmefähigkeit des Forschenden, sondern auch in der Beherrschung der Quellen[3] sieht, ist selbstverständlich. Ebenso daß er, der Meister in der Erfassung des Wesentlichen, hinter dem Charakteristischen, Repräsentativen, Entscheidenden das minder Bedeutungsvolle [4], Nebensächliche, Gleichgültige zurücktreten zu lassen bestrebt war, ein Verfahren, das er auch theoretisch vertreten hat, das für seine Darstellung[5] immer leitend

[1] W. W. 53/54, S. 261.

[2] Affinität, Teilnahme (siehe oben S. 108 f.) und Verstehen verschränken sich. In diesem Sinne bekennt Ranke, daß er für die deutsche Geschichte geboren sei und nicht für die „welsche", „die ich am Ende doch nicht so gut verstehen kann" Aus einem Brief an Varnhagen, zit. bei Oncken, a. a. O. S. 9.). Aus den Unterschieden nationeller Art resultieren die „Gesichtspunkte", die dann — dialektisch gesehen — sich in der welthistorischen Perspektive ergänzen. Vgl. in der Einl. zur Französ. Gesch.: „Der Gegenstand ist derselbe; durch die Gesichtspunkte unterscheiden sich die Schriftsteller, zusammen unterrichten sie die Nachwelt." (W. W. 8/10, S. VII.)

[3] Vgl. die grundsätzliche Einbeziehung des Orients in die Geschichtsbetrachtung Rankes und den — freilich Absicht gebliebenen — Wunsch nach originaler Kenntnis der islamischen Quellen.

[4] Ein Zeugnis für viele dieser Art: „Bei dem Minderbedeutenden wenig verweilend, habe ich das welthistorisch Wichtige um so ausführlicher zu erläutern gesucht." (W. W. 8/10, S. X.) Vgl. W. W. 8/10. S. 322.

[5] Über seine Auffassung von der Darlegung geschichtlicher Forschungsarbeit spricht sich Ranke lehrreich in den Bemerkungen zu einem französischen Historiker (Davila) aus: „Die Aufgabe des Historikers dagegen ist zugleich literarisch und gelehrt; die Historie ist zugleich Kunst und Wissenschaft. Sie hat alle Forderungen der Kritik und Gelehrsamkeit so gut zu erfüllen wie etwa eine philosophische Arbeit; aber zugleich soll sie dem gebildeteten Geiste denselben Genuß gewähren wie die gelungenste literarische Hervorbringung." (W. W. 12, S. 5.) Ausdrücklich wird schöne Form auf Kosten der Wahrheit abgelehnt. „Worauf könnte die Darstellung," fragt Ranke, „beruhen als auf leben-

war[1]. In solchen Gesichtspunkten ist ja auch seine Konzeption des abendländischen Kulturkreises und die Konzentration des weltgeschichtlichen Interesses auf diesen begründet[2] — eine doch nur scheinbare Einschränkung des universalen Verstehens. Wir betrachten noch genauer Rankes Auffassung von seinen Aufgaben.

Ranke hat gelegentlich selbst die vier Momente genannt, in die sich ihm der Prozeß des historischen Verstehens zerlegt[3]. Das erste ist die exakte Kenntnis der einzelnen Momente[4]. Wie hat er selbst dieser ersten und unausweich-

diger Kenntnis." Diese wird gewonnen nur durch „tiefe und erschöpfende Forschung".

Vgl. dazu die Äußerungen von Humboldt, Gervinus und Droysen zu diesem Thema (oben S. 71). Über Rankes Darstellung vgl. bes. Joachimsen, a. a. O. S. LXV ff.

[1] Hierzu bei Simon, a. a. O. S. 172 ff. ausgezeichnete Darlegungen und Beispiele. Es wird gezeigt, wie der grundsätzliche Universalismus nicht etwa die Vollständigkeit der inhaltlichen Einzelaufnahme zur Folge hat, sondern hier eine Auswahl sehr wohl möglich, ja sogar notwendig macht. Weiter wird der entscheidende Gegensatz zwischen dem Auswahlprinzip Rankes und Hegels an ihrer „kausalen" bzw. „symbolischen" Exegese aufgewiesen.

[2] Vgl. hier vor allem Troeltsch, Der Historismus, Kap. IV und Masur, a. a. O. S. 66 ff., der die auch von uns schon (oben) berührte Modifikation der damit in innerer Verbindung stehenden Humanitätsidee bei Ranke hervorhebt: „Wie verhüllt und verschwiegen, wie herabgemindert zu einer fast formellen Funktion, ist sie es doch immer, die den ideellen Gehalt der abendländischen Geschichte mit dem einigenden Band der allgemein menschlichen Gültigkeit zusammenhält" (S. 70). Sehr interessant ist in diesem Zusammenhange eine briefliche Äußerung Rankes — ein Urteil über einen Forscher —, die vor der Überbewertung der Antike warnt: „Dabei habe ich bemerkt, daß die stete Beschäftigung mit den Alten zwar geeignet ist, bei guter Gesinnung zu erhalten" — Humanitätsgedanke — „. . . allein, daß sie doch den Blick beschränkt . . ." W. W. 53/54, S. 205).

[3] W. W. 53, S. 569.

[4] Wohlgemerkt: das Einzelne um seiner selbst willen soll man zunächst zu begreifen und zu fassen trachten, „ohne weiteren Zweck", wie Ranke sagt, bloß aus Freude an dem einzelnen Leben, „so wie man sich der Blumen erfreut, ohne daran zu denken, in welche Klasse des Linnäus oder zu welcher Ordnung und Sippe Okens sie gehören; genug: ohne daran zu denken, wie das Ganze in dem Einzelnen erscheint". (Epochen, W. G., S. 515 ff.) Vgl. dazu Neudr. S. 43 f. „Wer möchte da fragen, ob dies nützlich sei? Es genügt zu erkennen, daß ein solches Wissen, wenn irgendein anderes, zur Vollkommenheit des menschlichen Geistes gehört."

lichen Bedingung stets zu genügen, wie tief hat er sie zu fassen gewußt[1]. Die Kenntnis und Behandlung des Einzelnen ist es, die den spekulativen Köpfen immer wieder entbehrlich erscheint. Ranke fordert sie, „ein so wesentliches Stück historischen Arbeitens“ [2], mit Nachdruck — „Historie“, heißt es einmal lapidarisch, „das ist Erforschung der Tatsachen“ [3] —, darin einig mit dem großen, geistesverwandten Philologen, der in dem grammatischen und historischen Auslegen, d. h. der Erkenntnis des Einzelnen, die grundlegende und erste Aufgabe erblickt. Aber diese Kenntnis der einzelnen Momente genügt nicht. „Ohne Zweifel“, so läßt sich Ranke in der Einleitung zu den Großen Mächten vernehmen, „hat in der Historie auch die Anschauung des einzelnen Moments in seiner Wahrheit, der besonderen Entwicklung an und für sich einen unschätzbaren Wert; das Besondere trägt ein Allgemeines in sich“ [4]. Weil das Einzelfaktum — in sich relativ sinnvoll — auf den weiteren Sinnzusammenhang deutet, in dem es sich eigentlich erst erfüllt, ergibt sich für den Betrachter das, was Dilthey das „Fortgezogenwerden“ nennt. Die historische Forschung, sagt Ranke einmal in diesem Sinne sehr fein, ist auf das Einzelne gerichtet, aber nicht in ihm gefangen[5].

[1] „Der Mensch,“ so schreibt er dort, „heftet seine Augen zuerst mit lebhafter Wißbegier auf das Einzelne. Glücklich, wenn es gelingt, die Dinge zugleich in dem Grunde ihres Daseins und in der Fülle ihrer eigentümlichen Erscheinung zu begreifen.“ (W. W. 35, S. 89.)

Und in seiner ersten großen Darstellung bekennt er: „Strenge Darstellung der Tatsache, wie bedingt und unschön sie auch sei, ist ohne Zweifel das oberste Gesetz.“ (W. W. 33, S. VII.)

[2] W. W. 33, S. VII.

[3] W. W. 53, S. 147. Vgl. den Brief vom 21. 11. 31, der die Aufgabe — aus Anlaß der Gründung der Hist.-pol. Zeitschrift — bestimmt: „Die Fakten, wie sie sind, just wie sonst die Historie zu erkennen, zu durchdringen und darzustellen. Die wahre Lehre liegt in der Erkenntnis der Tatsachen.“ (W. W. 53/54, S. 258.)

[4] W. W. 24, S. 4. Damit steht in Übereinstimmung die in seiner Verteidigung gegenüber Leo geäußerte Absicht Rankes, „das Allgemeine unmittelbar und ohne langen Umschweif durch das Besondere darzustellen“. (W. W. 53/54, S. 664.)

[5] W. W. 25, Vorwort. Von dem „bestimmtesten Ausgangspunkt“ will sich Ranke (W. W. 49, S. 243) zu der allgemeinsten Betrachtung erheben. Als ein „erhabenes Ideal“ bezeichnet er es (W. W. 33, S. VIII), der „Begebenheit selbst in ihrer menschlichen Faßlichkeit, ihrer Einheit, ihrer Fülle beizukommen . . “ — Vgl. das Fragment 49 bei Schweitzer.

Die persönlichen Motive im geschichtlichen Geschehen und Tun zu erfassen, wird zur nächsten Aufgabe. Das ist keine leichte Aufgabe. Mit allem Takt will sie unternommen sein[1]. Gerade der Sinn, in welchem jemand handelt, sagt Ranke in seinen Beiträgen zur Venezianischen Geschichte[2], „von dem doch zuletzt alles herstammt, die Tendenz, die er hat, welche zugleich die Wurzel seines Lebens ist, und das Ziel, nach dem er trachtet, sind am allerschwersten aufzufassen. Sie sind so flüchtig, geistig . . ., daß nur ein Mitlebender, Eingeweihter sie wahrnehmen kann. Der Historiker, der nach Jahrhunderten kommt, der auf Pergamente angewiesen ist, vermag der Förderung der Sache niemals genug zu tun“[3]. In Übereinstimmung damit heißt es ein andermal[4], daß es in dem Persönlichen liege, daß es „häufig nicht verifiziert werden kann“. Man denkt hier an die psychologische oder individuelle Auslegung, die Schleiermacher so unvergleichlich fein analysiert, die F. A. Wolf und Boeckh gefordert, die Humboldt in den Vordergrund gestellt hatte[5]. In diesem Zusammenhang tut sich das aller geschichtsphilosophischen Besinnung gestellte Problem auf, wie weit denn der Einfluß der einzelnen historischen Person reiche, die Frage nach der Rolle der Persönlichkeit, allgemein die nach dem Verhältnis von Idee und Persönlichkeit in der Geschichte[6]. Bei allem Wert, der der Persönlichkeit — besonders der schöpferischen, führenden — von Ranke beigemessen wird: dem Gang der Dinge, in denen eine

[1] Vgl. die zurückhaltende Umschreibung, mit der Ranke solche Erörterungen einleitet, wie etwa (W. W. 37/39, S. 101): „eine Stelle, die uns, wenn nicht die Pflicht auferlegt, so doch die Erlaubnis gibt, seine Persönlichkeit“ — es handelt sich um den Legaten Contarini — „zu betrachten“.

[2] W. W. 42, S. 62.

[3] Über Rankes Verhältnis zur Biographie vgl.: Dove, Ausgew. Schriftchen, S. 205 ff.; Lenz, R.'s biograph. Kunst (Kl. Hist. Schr. I, S. 609 ff.); Joachimsen, Einleitung S. LXIX ff., der hervorhebt, daß bei Ranke das Biographische nur der Gestaltung des Momentes diene und darum für wichtig erklärt, ja darauf zu sehen, was Ranke von seinen Menschen hervorhebt und wo er sie vor uns erscheinen läßt; Dilthey, bes. Ges. Schr. VII, S. 250.

[4] W. W. 46/48, S. X.

[5] Das Verstehen I, S. 68 ff., 102, 138 ff.; 205, 239 ff. u. ö.

[6] Eine eingehende Behandlung dieser Frage für Ranke bietet Simon, a. a. O. S. 136 ff. Allerlei wichtige Stellen zusammengestellt bei Nalbandian, a. a. O. S. 81 ff. Siehe auch unten S. 115 Anm. 6.

höhere Notwendigkeit sich wirksam erweist, können sie nicht entgegenwirken. Wir könnten fast an Hegel denken, an seine Lehre von den Geschäftsführern des Weltgeistes und dem Opfer, das das Individuum darstellt, wenn wir bei Ranke lesen: „Aber wie unbedeutend erscheint auch ein mächtiger Sterblicher der Weltgeschichte gegenüber ... indessen er umkommt, vollziehen sich die ewigen Weltgeschicke“ [1]. Trotzdem kann man dann doch immer wieder fragen: „Waren die Menschen den Dingen gewachsen oder waren die Dinge stärker als die Menschen“ [2]? So nimmt man denn wahr, „wieviel doch wieder auf die Sinnesweise und Energie der Individuen ankam, auf ihr Verhalten zu den großen Interessen, die sie vertraten, zu den Gegnern, die sie bekämpfen“ [3]. Das Allgemeine bedient sich, wie Ranke Hegel [4] zustimmend sieht, der Individuen, für die es Raum läßt [5]: „Das größte, was dem Menschen begegnen kann, ist es wohl, in der eigenen Sache die allgemeine zu verteidigen“ [6]. So kann er sagen: „Wenn eine neue Bewegung die Menschen ergriffen hat, ist es immer durch großartige Persönlichkeiten, durch die hinreißende Gewalt neuer Ideen geschehen“ [7] — und man braucht darin keinen Widerspruch zu fühlen. In den großen Entscheidungen ist es notwendig, daß mächtige Männer eine Unternehmung zu ihrer persönlichen Angelegenheit machen [8]. Allgemeiner ge-

[1] W. W. 37/39, S. 177. — Vgl. aber die Wendung gegen Hegel in den Berchtesgadener Vorträgen (Neudr. S. 63). in der sehr dezidiert die Entleerung des Individuellen zugunsten der Idee abgelehnt wird.

[2] W. W. 14, S. X. — Ranke betont gelegentlich, daß nicht immer nur durch „große und selbstbewußte, starke Naturen“, sondern auch in „Menschen von Flexibilität“ bisweilen die entscheidenden Ereignisse sich vollziehen; so Weltgeschichte S. 116 über Aristagoras von Milet.

[3] W. W. 54, S. X.

[4] Vgl. hier Simon, a. a. O. S. 137 über Hegels geschichtlichen „Helden“. — Sehr bedeutsam das Fragment 43 bei Schweitzer.

[5] „Die Dinge der Welt“, notiert das Tagebuch, „gehen langsam. Ginge die Entwicklung zu rasch, so würde das Individuum gar keinen Raum haben zu leben“. (W. W. 53/54, S. 570.)

[6] W. W. 13/14, S. 324. Vgl. die höchst lehrreichen Darlegungen Joachimsens (Einleitung S. L), wo im Hinblick auf die Luther-Auffassung Rankes seine Vorstellung aus dem Verhältnis von Idee und Persönlichkeit im religiösen Leben („Meinung“ und „Grundsatz“) erörtert wird. Für den geistesgeschichtlichen Zusammenhang ist auch auf Köhler, Idee und Persönlichkeit in der Kirchengeschichte (1910) zu verweisen.

[7] W. W. 38, S. 23. [8] W. W. 38, S. 343.

wendet auf das, gewiß auch nach den Epochen sich wandelnde Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit, in der er steht, kann Ranke darum sagen: „Auf dem Leben der Gemeinschaft und dem Verhältnis des Einzelnen zu ihr beruht das Geheimnis der jedesmaligen Welt“ [1]. Des Einzelnen, denn in der Individualität als solcher sieht Ranke, wie schon öfter betont, einen Wert in sich. Sie wird ihm entscheidend durch das geistige Leben konstituiert, das ihr eignet. „Der Geist bildet einen lebendigen Organismus, der nur ihm selber angehört“ [2].

Wenn Ranke in der öfter schon genannten Antrittsvorlesung dann davon spricht, daß das Amt der Historie nicht sowohl auf die Sammlung von Tatsachen und ihre Aneinanderfügung gerichtet sei als auf das Verständnis derselben [3], so erinnern wir uns wieder der Lehre der großen Philologen. Das einzelne sachliche und psychologische Datum kann seinen Sinn erst erhalten, wenn es sich in die höheren Zusammenhänge einfügt. Wenn, wie früher schon angeführt, im Vorwort zur Geschichte der Germanischen und Romanischen Völker die strenge Darstellung der Tatsache von Ranke als oberstes Gesetz bezeichnet worden war, so fügt er doch ebendort sofort hinzu: „Ein zweites war mir die Entwicklung der Einheit und des Fortgangs der Begebenheiten“ [4]. Und in den „Epochen“ heißt es im Anschluß an die Würdigung der Erkenntnis des Einzelnen: „Indessen ist es damit nicht getan: es ist notwendig, daß der Historiker sein Auge für das Allgemeine offen habe.“ Sehr charakteristisch folgt darauf die Verwahrung gegen ein Mißverständnis: „Er wird es sich nicht vorher ausdenken, wie der Philosoph; sondern während der Betrachtung des Einzelnen wird sich ihm der Gang zeigen, den die Entwicklung der Welt

[1] W. W. 53/54, S. 571. Vgl. die interessante Tagebuchaufzeichnung daselbst als Ganzes. Simon formuliert (a. a. O. S. 141 f.), es sei die Identität zwischen der Subjektivität des freien Menschen und der Objektivität der historischen Welt, die für Hegel und Ranke den Helden determinieren.

[2] Vgl. das „Bekenntnis“, W. W. 53/54, S. 639.

[3] Neudruck S. 42. Vgl. auch hierzu die oben S. 97 Anm. 3 angezogene Auseinandersetzung mit Leo.

[4] W. W. 33, S. 7. Schmeidler stellt in seiner Analyse in der gen. Abhandlung (a. a. O. S. 122 ff.) die Frage nach den Einheiten der geschichtlichen Entwicklung und Bewegung und ihrer Erkenntnis in den Mittelpunkt.

im Allgemeinen genommen“ [1]. Die Geschichtswissenschaft ist „in ihrer Vollendung an sich selbst“ berufen und befähigt, sich von der Erforschung und Betrachtung des Einzelnen auf ihrem eignen Wege zu einer allgemeinen Ansicht der Begebenheiten, zur Erkenntnis ihres objektiv vorhandenen Zusammenhanges zu erheben [2]. Zweierlei Eigenschaften fordert so Ranke vom Historiker: Teilnahme [3] und Freude an dem Einzelnen an und für sich und — Aufmerksamkeit aufs Allgemeine [4]. Das Allgemeine aber, das heißt hier der höhere Zusammenhang [5], den jeweils aufzuzeigen Ranke die unvergleichliche Gabe hatte. Es heißt, wie er selbst zu sagen liebte, Ideen, die leitenden Ideen zu finden, die das Verständnis des Einzelnen allererst ermöglichen.

Im Schlußwort der „Großen Mächte“ ist das Entscheidende über sie, die „großen Gedanken, aus denen das innere Leben der geistigen Welt entspringt“ [6], gesagt: „In ihrer (der Ideen) Wechselwirkung und Aufeinanderfolge, in ihrem Leben, ihrem Vergehen oder ihrer Wiederbelebung, die dann immer größere Fülle, größere Bedeutung, weiteren Umfang in sich schließt, liegt das Geheimnis der Weltgeschichte“ [7]. Ganz deutlich ist die tiefe

[1] Epochen, W. b. S. 516. Vgl. die Fassung der 60er Jahre, die Dove ebd. S. 518, mitteilt, über den Zusammenhang des geschichtlichen Geschehens.

[2] Ebd. S. 515.

[3] „Notwendig ist nur“, heißt es einmal, „eine lebendige Teilnahme an den Begebenheiten“. W. W. 53, S. 613.

[4] Neudr. S. 57. „Der Blick bleibt immer auf das Allgemeine gerichtet“ — sagt lapidar die Vorrede zur Weltgeschichte (S. 5). „Ohne Zweifel“ unterstreicht das die schon angeführte und auch für unsern Zusammenhang bedeutsame Stelle in den „Großen Mächten“ (W. W. 24, S. 4), „ohne Zweifel hat in der Historie auch die Anschauung des einzelnen Momentes in seiner Wahrheit, der besonderen Entwicklung an und für sich einen unschätzbaren Wert; das Besondere trägt ein Allgemeines in sich. Allein niemals läßt sich doch die Forderung abweisen, von freiem Standpunkt aus das Ganze zu überschauen; auch strebt jedermann auf eine oder die andere Weise dahin; aus der Mannigfaltigkeit der einzelnen Wahrheit erhebt sich uns unwillkürlich eine Ansicht ihrer Einheit“.

[5] Aus dem höheren Gesichtspunkt des Verstehens heraus ist auch die Rechtfertigung der Einzelforschung gedacht, die Ranke in einer seiner Reden mit den Worten vorträgt: „Die historische Einzelforschung hat darin ihren Wert, daß sie in jedem Punkte das Menschliche, allgemein Gültige, das moralische Leben berührt ...“ W. W. 52, S. 572.

[6] Vgl. auch das Polit. Gespräch (Neudr. bes. S. 25).

[7] Weltgesch. S. 199. Zur Ideenlehre Rankes: Ritter, a. a. O. S. 365 ff.;

Verwurzelung des Ideals im Leben, die Transzendenz des Lebens für die Idee schließlich in dem klassischen Wort ausgesprochen, das Rankes Ideenlehre vielleicht am schönsten und tiefsten ausspricht: „Alles Leben trägt sein Ideal in sich; der innerste Trieb des geistigen Lebens ist die Bewegung nach der Idee, nach einer größeren Vortrefflichkeit. Dieser Trieb ist ihm eingeboren und bei seinem Ursprung eingepflanzt“ [1]. Hier ist die Nähe zur Ideenlehre Humboldts deutlichst spürbar. Ranke betont gern die konkrete Gestalt, die die Idee unter Umständen annimmt, so wenn sie sich in einer hervorragenden Persönlichkeit gleichsam inkarniert. „Es ist zuweilen, als träten die Ideen, welche die Dinge bewegen, die geheimen Grundlagen des Lebens einander sichtbar gegenüber“ [2]. Sie bestimmen den geistigen Raum, den sie sich schaffen: „In den einmal zur Herrschaft gekommenen allgemeinen Ideen liegt eine nötigende Gewalt“ [3]. Sie stellen sich nach der berühmten Formulierung der Berchtesgadener Vorträge dar als die „herrschenden Tendenzen in jedem Jahrhundert“ [4].

Das vierte und letzte Moment, das das Verständnis erst vollendet, ist das, was Ranke die Kenntnis des universalen Zusammenhanges nennt. Nicht erst der greise, sondern schon der junge Ranke will nichts Geringeres als die „Mär der Weltgeschichte“ auffinden, und mit Recht ist neuerdings gesagt worden, daß sich zwischen den beiden Polen: Verständnis der Individualität und Ergründung des geschichtlichen Zusammenhangs der historische Sinn des jungen Ranke hin- und herbewegt habe [5]. Der Nachweis der höheren Zusammenhänge im geschichtlichen Geschehen — wir denken an die Einheit der germanisch-romanischen Völker [6], an die Einheit Euro-

Lorenz, a. a. O. S. 51 ff.; Nalbandian, a. a. O. S. 57 ff., der in chronologischer Folge zahlreiche Belege bietet; Fester, a. a. O. S. 535 ff.; sowie Das Verstehen I, S. 258, Anm. 2 u. f.

[1] W. W. 49/50, S. 337. Vgl. 39, 82; 51/52, S. 478.

[2] W. W. 37/39, S. 190. [3] W. W. 37/39, S. 210.

[4] Neudr. S. 63. Vgl. die von Lorenz, a. a. O. S. 59 f. mitgeteilten Äußerungen R.s.

[5] Masur, a. a. O. S. 83. — In der Einl. zur Engl. Gesch. heißt es: „Wer besäße ... die Empfänglichkeit, die dazu gehört, den verschiedenen Epochen gerecht zu werden, das Tun und Lassen, die Denkweise und Sitte eines jeden zu würdigen, und ihre Beziehung zu der allgemeinen Geschichte zu verstehen.“ (W. W. 14, S. V.)

[6] Vgl. Gesch. d. germ.-röm. Völker, S. V ff.

pas [1], die er als solche Zusammenhänge [2] ansah [3], — führt ihn zur Annahme des höchsten, des universalen [4]. Am alten Ranke hat man dann das Überwiegen der universalhistorischen Neigung konstatiert [5]. Den höchsten Sinnzusammenhang zu erschließen, müßte das letzte Ziel des Verstehens sein. Das Verlangen nach Aufweisung der Kontinuität, der inneren Konse-

[1] Vgl. oben S. 112. — Über die mutmaßliche Tendenz der Entwicklung Europas im ganzen äußert sich Ranke positiv in dem bekannten Geburtstagsbrief an den bayrischen König vom 26. 11. 1859: „Ich sehe soviel Lebenselemente und großartiges frisches Bestreben, daß ich einen Verfall einzelner Zweige des Lebens aber auch einzelner Völker für möglich halte, nicht eine Dekadenz des Ganzen oder einen Ruin desselben." Und: „Bisher ist in den abendländischen Nationen die geistige Entwicklung (!) noch immer fortgeschritten, selbst den größten Hindernissen und widerwärtigsten Einwirkungen zum Trotz: warum sollte das nicht noch andauern? Denn das Ziel ist bei weitem nicht erreicht und die geistige Bahn vielleicht unendlich." (W. W. 53/54, S. 405.)

[2] „Denn in der Totalität des Bestehenden, wie es nun einmal geworden, ist Alles verbunden, unterstützt sich Alles; sind die inneren Lebenskräfte einmal in Kampf geraten, — wer kann sagen, wo dem siegreichen Angriff wieder Einhalt geschehen, ob er nicht Alles umstürzen werde" (W. W. 2, S. 3). — Über die Kontinuität der kulturellen Tradition als einen Leitwert der Geschichtsbetrachtung Rankes vgl. Masur, S. 71 f.

[3] Über die Reformationsgeschichte als „Universalgeschichte und doch ein sehr bestimmt abgegrenztes Glied des Ganzen": Joachimsen, Einl. zur Deutschen Geschichte S. XXV. Dort die Mitteilung eines Nachlaßblattes, das, die Einleitung zur Vorlesung über Reformationsgeschichte enthaltend, von drei Arten der Geschichtsbehandlung handelt, der rein beschreibenden, der tabellarischen und betrachtenden, die in ihrer Verknüpfung zu allgemeineren Gedanken freilich die Willkür selten vermissen lasse.

[4] Worauf es ihm dabei ankommt, hat Ranke zum öfteren ausgesprochen: „Eine Sammlung der Völkergeschichten" ..., heißt es in der Vorrede zur Weltgeschichte (S. 4), „würde doch keine Weltgeschichte ausmachen: sie würde den Zusammenhang der Dinge aus den Augen verlieren. Eben darin aber besteht die Aufgabe der welthistorischen Wissenschaft, diesen Zusammenhang zu erkennen, ..." (vgl. eben dort die Charakterisierung ihrer Dynamik). Die schönste Formulierung findet sich in dem bekannten Brief vom Nov. 1826 an den Bruder (W. W. 53/54, S. 162); vgl Epochen W. G., S. 518 ff.

Über den Einfluß J. v. Müllers auf die Weltgeschichtskonzeption Rankes vgl. Requadt, J. v. Müller und der Frühhistorismus 1929, Kap. III.

[5] Wie Masur (a. a. O. S. 98) bemerkt, hat Sybel in seiner bekannten Gedächtnisrede (Vortr. u. Abhdl. S. 290 ff.) zuerst auf diese Tendenz hingewiesen.

quenz der Entwicklung alles geschichtlichen Geschehens, das Ranke selbst als eine Art theologischen oder philosophischen Bedürfnisses erklärt[1] — hier wird es befriedigt. Die Weltgeschichte als Ganzes — Ranke hat es in packenden Worten ausgesprochen — bietet das Bild intensiven Lebens. „Es sind Kräfte, und zwar geistige, Leben hervorbringende, schöpferische Kräfte, selber Leben, es sind moralische Energien, die wir in ihrer Entwicklung erblicken“[2].

Es macht die eigentümliche Größe der Rankeschen Geschichtsauffassung und -schreibung mit aus, daß in dieses Bild von der Geschichte die Spannung mit hineingenommen ist, die aus dem Gegeneinanderwirken der verschiedenen historischen Kräfte und Richtungen sich ergibt. „Wohl ist es wahr, daß das Überhandnehmen der inneren Gegensätze die Einheit der Gesamtheit zerstört; aber es ist, wenn wir uns nicht täuschen, ein anderes Gesetz des Lebens, das sich damit doch auch zugleich eine höhere und größere Entwicklung vorbereitet“[3]. Vom Geist der Zeit heißt es darum, daß er nie „universal“ (im Sinne von identisch) sei, „es gibt innere Gegensätze in ihm, die er nicht überwunden hat“[4]. Wie tief solche Gegensätze wurzeln, zeigt Ranke gern aus der konkreten historischen Situation: „In Momenten, wo irgendein Prinzip, welches es auch sei, nach der unbedingten Herrschaft in Europa trachtet, wird sich ihm aber allemal ein starker Widerstand entgegensetzen, der aus den tiefsten Quellen des Lebens hervorgeht“[5]. Solche Gegensätzlichkeit spiegelt sich auch in

[1] W. W. 53, S. 273, 277 f., 291.

[2] W. W. 24, S. 39. — Im Eingang zum letzten Teil der Weltgeschichte hat Ranke eindrucksvoll die universalhistorische Bewegung als „ein lebendiges Etwas beschrieben, das sich unter allen Stürmen durch seine eigene Kraft gewaltig fortbewegt“. Ihr Sinn wird bekanntlich von Ranke gefaßt als die „Bildung, Erhaltung, Ausbreitung der Kulturwelt“, die ausdrücklich nicht auf die kontemplative Seite beschränkt, sondern im vollen Sinn als die Welt menschlichen Tuns und Denkens gefaßt wird. (W. G. IV. S. 12 f.)

[3] W. W. 38, S. 377.

[4] W. W. 53/54, S. 571. Vgl. die Anwendung auf die Ideengeschichte: „In der Geschichte der religiösen und politischen Entzweiungen verweilt man am liebsten bei denen, welche die entschiedenste Meinung aussprechen: man folgt der Konsequenz mit Vergnügen, selbst bis zu dem Extrem, wo sie sich dann zuletzt selbst aufhebt.“ (W. W. 8/10, VII S. 133.)

[5] W. W. 38, S. 110. Die europäische Welt besteht (nach W. W. 8/10,

dem Ringen um die Aneignung des geistigen Gehalts einer Zeit: „So hoch man es anschlagen muß, daß die objektiven Ideen, die mit der Kultur des menschlichen Geschlechts verbunden sind, zur Geltung und Repräsentation gelangen: so beruht doch das geistige Leben nicht sowohl auf einer gläubigen und gehorsamen Annahme desselben, als in einer freien, subjektiv vermittelten, also auch beschränkenden Anregung, die nicht ohne Streit und Gegensatz zu denken ist“ [1]. Somit ist die Scylla einer hoffnungslos dualistischen oder anarchischen Auflösung des Geschehens in den miteinander ringenden Gewalten ebenso vermieden wie die Charybdis einer glatten, die Gegensätze und Spannungen übersehenden Harmonisierung. Man darf hier an Hegel denken, dessen freilich spekulativere, straffere Dialektik gleichsam ins Historische übersetzt und gemildert erscheint. Der Aspekt der Rankeschen Auffassung ist zudem offener; immer wieder weist er es von sich, sich im Besitz der Wahrheit zu fühlen [2]. Er sucht sie [3], er versucht es, sich ihr zu nähern. —

Die vier früher (S. 112) genannten Momente sollen im Verständnis zusammenwirken. „Alles“, sagt Ranke einmal, „hängt zusammen: kritisches Studium der ersten Quellen; unparteiische Auffassung, objektive Darstellung“ [4]. Das Ziel ist die „Vergegenwärtigung der vollen Wahrheit“. Auf dieses

X, S. 3) aus „Elementen von ursprünglicher Verschiedenheit, deren innerer Gegensatz und Kampf es eben ist, woran sich die Abwandlungen der historischen Epochen entwickeln“.

[1] W. W. 14, S. 37. So tritt nach W. G. IV, S. 13 das welthistorische Moment keineswegs in friedlicher und ungestörter Entwicklung, sondern in steten Konflikten und Kämpfen hervor; denn „zu streiten ist die Natur des Menschen“. An anderer Stelle wird von Ranke ausdrücklich der höhere Sinn solcher Gegensätze angedeutet: „Darin könnte man den idealen Kern der Geschichte des menschlichen Geschlechts überhaupt sehen, daß in den Kämpfen ... doch immer höhere Potenzen emporkommen, die das allgemeine demgemäß umgestalten und ihm wieder einen anderen Charakter verleihen.“ (W. G. II, S. 8.)

[2] Vgl. den bekannten Brief an Ritter 9. 12, 27, wo von der notwendigen Verzweiflung die Rede ist, in der aber der Beruf liege, und die der Saturiertheit und dem Dogmatismus des „besitzenden Geschlechts“ gegenübergestellt wird. „Wohl dir, daß du ... zu dem suchenden gehörst, das wenigsten das Wollen besitzt und in der Sehnsucht seinen Schatz ergreift!“ (W. W. 53/54, S. 180.)

[3] Vgl. dafür das oben S. 108 Anm. 5 angeführte Wort.

[4] W. W. 21, S. 113 f.

Ziel also ist das Verstehen gerichtet[1]. Der große Historiker hat natürlich die Schwierigkeiten empfunden und auch zum Ausdruck gebracht, die sich der Erreichung dieses Zieles, auch in einer Annäherung entgegenstellen[2]. Das Problem der Objektivität des historischen Erkennens hat er deutlich in seiner entscheidenden Wichtigkeit empfunden[3]. Nicht umsonst hat für die Beurteilung Rankes durch die Forscher der Mit- und Nachwelt[4] gerade seine Stellungnahme zu dieser Frage die entscheidende Rolle gespielt. Nachdem er in seinen berühmten Vorträgen vor dem bayrischen König die

[1] „Die kritische Forschung auf der einen, das zusammenfassende Verständnis auf der anderen Seite", so formuliert die Vorrede zur Weltgeschichte S. 5, „können einander nicht anders als sich unterstützen". — In einem Brief an Heinrich R. (1830) heißt es in bezug auf „eine Geschichte der wichtigsten Momente der neueren Zeit": sie „bis zur Evidenz zu bringen und zu schreiben, wird das Geschäft meines Lebens sein ... Ich schwöre täglich, es auszuführen, ohne einen Fingerbreit von der Wahrheit abzuweichen, die ich erkenne." (W. W. 53/54, S. 233)

[2] Sehr mit Recht betont Oncken die Bedeutung, die die venezianischen Relationen in der Vorbildlichkeit der Auffassung und Beobachtung der Berichtenden für Rankes Ideal des historischen Erkennens haben mußten: „Wenn man von den Relationen gesagt hat, daß der objektive Geist, der die Brechung durch das Medium der Persönlichkeit auf ihren geringsten Betrag zurückführe, ihre Darstellung beherrsche, so kamen sie gerade der Veranlagung und den Zielen des historischen Wahrheitssuchers Ranke auf das glücklichste entgegen" (Aus R.s Frühzeit, S. 23). Bekanntlich ist J. v. Müller Ranke hier vorangegangen (Requadt, a. a. O. S. 194 ff.).

[3] Schon Nalbandian hat Äußerungen Rankes unter diesem wichtigen Gesichtspunkt zusammengestellt (a. a. O. S. 92). Vgl. dann: Schmeidler, Schmollers Jahrbuch 1903, 2, S. 157 ff.

[4] Einige — meist negative — Urteile der kleindeutschen Historiker bei Rothacker, Einl. S. 160. Von Leos Auseinandersetzung mit Ranke war schon oben die Rede (S. 97 Anm. 3), ebenso von Gervinus' Stellungnahme (S. 75), Urteile von Hegelianern (D. F. Strauß, Scherr Rößler, Zeller) gibt Simon, a. a. O. S. 87 f., solche aus den Hallischen Jahrbb. und von Marx u. a. bei v. Below, Die deutsche Gesch.schr. S. 41 Anm. 5. Droysens bei aller Anerkennung kritische Stellung wird im nächsten Kap. zu beleuchten sein; die — wohl ironische — Äußerung Mommsens bei der Ansprache zum 90. Geburtstag wird von Helmolt, Rankes Leben S. 155 f. mitgeteilt. Treitschkes unerachtet aller Ablehnung ehrerbietige Beurteilung: Deutsche Gesch. III, S. 698 f., IV, 464 ff. u. Briefw. (hrg. v. Cornicelius) III, S. 630. Eine Blütenlese von Urteilen bietet auch Acton, Die neuere deutsche Gesch.wiss. S. 16 ff.

Zu Lorenz' Ausführungen hat Bernheim, Lehrbuch S. 696 ff. das Notwendige gesagt.

Frage gestreift, kommt Ranke in einem höchst interessanten Brief an denselben darauf zurück; diese Äußerung ist von grundlegender Bedeutung für die Auffassung Rankes von der Objektivität des historischen Verstehens. „Im Bezug auf eine", so schreibt er, „einst in einem Gespräch zu Berchtesgaden erörterte Frage, inwiefern der Historiker nach Objektivität streben müsse, war meine Meinung, daß er sich dieses Ziel um so mehr setzen muß, da persönliche Beschränktheit ihn doch hindert, es zu erreichen; das Subjektive gibt sich von selbst. Das Ideal historischer Bildung würde darin liegen, daß das Subjekt sich rein zum Organ des Objekts, nämlich der Wissenschaft selbst, machen könnte, ohne durch die natürlichen oder zufälligen Schranken des menschlichen Daseins daran gehindert zu werden, die volle Wahrheit zu erkennen und darzustellen"[1]. In der Vorrede zur serbischen Geschichte[2] heißt es in demselben Sinne: „Jedermann weiß, wie schwer es ist, Geschichte zu schreiben. Doppelt schwer ist es da, wo auf der einen Seite die Abweichung der zu schildernden Welt von unsern Begriffen der Entfernung der Jahrhunderte gleich geschätzt werden kann, und doch auf der anderen die lebendige Bewegung, in welcher eben dieselbe zu dem gegenwärtigen Augenblick steht, auch uns zu jenem parteiischen Für und Wider verleiten könnte, über welches die wahre Historie weit erhoben ist; sie, die nur zu sehen, zu durchdringen sucht, um dann zu berichten, was sie erblickt"[2]. Wir sehen, Ranke gehört nicht zu den Optimisten, denen eine adäquate Erkenntnis prinzipiell durchaus erreichbar erscheint — dieser Art von naivem erkenntnistheoretischem Realismus huldigt er nicht. Aber er ist ebensoweit entfernt davon, skeptische Konsequenzen aus der Betrachtung und Beachtung der, eine adäquate Er-

[1] W. W. 53, S. 404 f. Ein Brief vom 26. 8. 68 (Helmolt, Leben Rankes S. 125), in dem er um die Erlaubnis zur Benutzung der Wiener — zur Ergänzung der Berliner — Akten für seine Hardenbergbiographie bittet, begründet das mit den Worten: „Um nicht in Einseitigkeiten, die ich hasse, zu geraten, sondern den objektiven Standpunkt meiner Historiographie zu behaupten" sei es ihm wichtig, auch die andere Seite kennenzulernen.

[2] W. W. 43, S. XIV.

kenntnis notwendig beeinträchtigenden Faktoren zu ziehen[1]; wie er denn auch alle Unterstreichung und Vertiefung der Subjektivität der Auffassung deutlich ablehnt[2]. Mit großer Besonnenheit prüft er das Mögliche und stimmt danach seine Forderung ab. Das Subjektive „versteht sich von selbst"; wenn er sagt, wir hätten nicht nötig, uns Gedanken darüber zu machen, daß es auch auf seine Rechnung komme, so spüren wir in dieser Abwehr deutlich die Abneigung des Meisters gegen die Überwertung und Kultivierung des subjektiven Faktors in der Historik in bezug auf die Auffassung und Darstellung des Geschichtlichen[3]. Es ist bekannt, wie Ranke vor allem zwei Arten der Geschichtsbetrachtung deswegen mit starker Skepsis gegenüberstand: der spekulativen — davon war schon die Rede — und der moralistisch-aktivistischen, wie er sie vor allem in Gervinus verkörpert gesehen hat[4]. Die

[1] Sehr interessant ist in diesem Zusammenhang eine Formulierung, die sich in gewisser Hinsicht mit solchen in Droysens Historik nahe berührt, trotzdem aber den charakteristischen historischen Realismus Rankes deutlich zum Ausdruck bringt; die Analekten zur Engl. Gesch. sagen von den Entzifferungen und anderen Arbeiten der modernen Historie, daß sie alle denselben Zweck hätten: „über die hergebrachte Tradition hinauszukommen, des dem Leben unmittelbar Angehörigen oder ihm Entstammenden Meister zu werden, die Vergangenheit wie ein Gegenwärtiges gleichsam mit eigenen Augen zu sehen." (W. W. 21, S. 113.) Auch Droysen wollte „des dem Leben Entstammenden" Meister werden, aber die unmittelbare Vergegenwärtigung des Vergangenen erschien ihm nur indirekter möglich (s. unten Kap. II).

[2] In diesem Sinn weist Ranke der deutschen Geschichtsschreibung die Aufgabe zu, die Geschichte aller anderen Völker in gleicher Umständlichkeit und Durchdringung zu umfassen wie die eigene. Man sollte sich, sagt er (W. W. 21, S. 114), von den einseitigen Auffassungen, die sich in jeder Nation, in jeder Zeit . . . mit Notwendigkeit bilden, nicht fesseln und bestimmen lassen. Vgl. aber oben S. 111 Anm. 2.

[3] „Die Muse der Geschichte hat den weitesten geistigen Horizont und den vollen Mut ihrer Meinung; aber sie ist in der Bildung derselben durch und durch gewissenhaft, und man möchte fast sagen, eifersüchtig auf ihren Dienst. Interessen der Gegenwart in die historische Arbeit hineintragen, hat gewöhnlich die Folge, deren freie Vollziehung zu beeinträchtigen." W. W. 14, S. X. „Unser Sinn kann es nicht sein . . . nach eigenen Sympathien Lob und Tadel zu verteilen: nur auf die Erkenntnis der großen Motive und ihre Erfolge kann es uns ankommen", W. W. 14, S. X.

[4] Der entscheidende Gegensatz kommt in den wundervoll formulierten, auch für unsere Gegenwart bedeutsamen, endgültigen Worten zum Ausdruck, mit denen sich Ranke gegen die von Gervinus u. a. erhobene

charakteristische Gedächtnisrede[1] ist gerade dafür interessant. Ranke bezeichnet es als die schwache Seite von „Arbeiten dieser Art", d. h. von historischen Werken, in denen das subjektive, beurteilende, richtende Moment so stark in den Vordergrund tritt, wie das bei Gervinus der Fall war, daß sie den Stellungen der Verfasser gemäß nicht frei von Einseitigkeiten sein können. Er empfand diese Art der Einstellung als etwas ihm, seiner Auffassung von der Aufgabe des Historikers, und das heißt dem Verstehen, Fremdes, unter Umständen sogar Feindliches[2]. Das kommt in dem vielberufenen Wort ja deutlich zum Ausdruck, in dem der Verfasser der Geschichte der germanisch-romanischen Völker seine Betrachtungsweise gegen eben diese „subjektive" abgrenzt: „Man hat dem Historiker das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren, beigemessen, so hoher Ämter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht: er will bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen"[3]. Dasselbe Ideal — „die Geschichte ist kein Kriminalgericht"[4] — spricht aus einem späteren Bekenntnis: „Es war mir genug, wenn ich jenseits der gegenseitigen Anklagen der Zeitgenossen und

Forderung der „Wissenschaft für das Leben" abgrenzt: „Gervinus wiederholt häufig die Ansicht, daß die Wissenschaft in das Leben eingreifen müsse. Sehr wahr, aber um zu wirken, muß sie vor allen Dingen Wissenschaft sein; denn unmöglich kann man seinen Standpunkt in dem Leben nehmen und diesen auf die Wissenschaft übertragen: dann wirkt das Leben auf die Wissenschaft, nicht die Wissenschaft auf das Leben. Für das Leben aber ist doch häufig nur das, was einen jeden zufällig berührt, maßgebend, so daß das Zufällige auf das zurückwirkt, was das Allgemeingültige sein soll, nicht dieses auf jenes. Wir können nur dann eine wahre Wirkung auf die Gegenwart ausüben, wenn wir von derselben zunächst absehen und uns zu der freien objektiven Wissenschaft erheben" (Neudr. S. 76).

[1] W. W. 52, S. 366 ff. Neudr. S. 68 ff.

[2] „Viele wollen", schreibt schon der junge Ranke (25. 4. 28), „statt ihre politische Meinung auf Historie, das ist Erforschung der Tatsachen zu gründen, vielmehr die Geschichte durch ihre Meinung beherrschen; ein Unternehmen, welches alle Freiheit der Wissenschaft vernichten würde, wenn es gelänge." (W. W. 53/54, S. 197.) Erstaunt darüber, daß ihm die Franzosen so freie Hand bei seinen Archivarbeiten lassen, schreibt er der Gattin, eigentlich kümmere die Vergangenheit doch die lebenden Menschen nicht ernstlich; „sie suchen nur Hilfsmittel für die Bestrebungen des Momentes in der Geschichte". (W. W. 53/54, S. 339.)

[3] W. W. 33, Vorw. S. VII.

[4] W. W. 43, S. 513.

der oft beschränkten Auffassung Späterer durch ursprünglich zuverlässige Kunde zur Anschauung des Objektiven der großen Tatsachen gelangt zu sein glauben durfte“ [1]. Darum war Ranke stolz auf die Geschichte der Päpste, von der, wie er mit Genugtuung feststellt, niemand sagen konnte, ob sie mehr für oder gegen das Papsttum geschrieben sei; „sie war weder für noch wider gedacht, fügt er selbst hinzu, „sie war nur eben das Resultat grundlegender und unparteiischer Studien“ [2]. Sehr schön kommt gelegentlich die Verbindung dieses Gesichtspunkts mit Rankes Auffassung von der Teilnahme des Historikers am Geschehen, über das er berichtet, zum Ausdruck: „Unmöglich wäre es, unter allen Kämpfen der Macht und der Ideen, welche die größten Entscheidungen in sich trafen, keine Meinung darüber zu haben. Dabei kann aber doch das Wesen der Unparteilichkeit gewahrt bleiben; denn dies besteht nur darin, daß man die agierenden Mächte in ihrer Stellung anerkennt und die einer jeden eigentümlichen Beziehungen würdigt“ [3]. Unverrückbar hat er sein Ziel im Auge, das er im Vorwort zur Preußischen Geschichte bestimmt: „Die Alten schrieben gleichzeitige Geschichte mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe; uns sei der Versuch gestattet, Ereignisse, die nun schon ein Jahrhundert hinter uns liegen, unbekümmert um die Neigungen oder Abneigungen des Tages, zu soviel als möglich objektiver Anschauung zu vergegenwärtigen“ [4].

Ranke kennt also eine doppelte Art subjektiver Beeinträchtigung des objektiven Erkennens: einmal die „zufälligen und natürlichen Schranken des menschlichen Daseins“, aus denen ganz niemand heraustreten kann, die aber soweit nur denkbar zu überwinden sind — in diesem Sinne ist ja auch das viel mißbrauchte Wort vom Auslöschen der Persönlichkeit zu verstehen. „Ich wünschte mein Selbst gleichsam auszulöschen, und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen, die im Laufe der Jahrhunderte mit- und durcheinander entsprungen und erstarkt, nunmehr gegeneinander aufstanden“ [5]. „Dann erst lebt man“, notiert Ranke [6] an den Bruder, „wenn

[1] W. W. 8, S. X.
[2] W. W. 53, S. 69.
[3] W. W. 31, S. VII f.
[4] W. W. 25, S. IX.
[5] W. W. 15, S 103.
[6] W. W. 53/54, S. 167.

man von sich selber nichts weiß“ [1]. Ein andermal erklärt er das in einem überaus aufschlußreichen Wort (mit Beziehung auf Venedig gesprochen, in dem er weilt): „Es ist sonderbar: Genuß ist nicht Verständnis, und wo man das Verständnis hat, hört die Bewunderung auf. Im Bewundern ist Genuß. ... Die rechte Freude ist, sich vergessen, sich hingeben, sein selber besser bewußt werden in dem Größeren. — Das Zweite ist die bewußte und reflektierte Beurteilung und Bewertung der Erscheinungen, als deren Folge die häufigen Einseitigkeiten anzusehen sind [2]. Beides steht der Erreichung des Ideals des historischen Verstehens im Wege: daß — mit Rankes oben zitierten Worten — das Subjekt sich rein zum Organ des Objekts, „nämlich der Wissenschaft“, allgemeiner: der Erkenntnis, „mache“ [3]. Eine wenig beachtete Stelle aus seinen Schriften — Ranke handelt da von der Beurteilung des Don Carlos durch die Geschichtsschreibung — ist in diesem Zusammenhang interessant, sie zeigt deutlich, wie Ranke aus dem Verstehen, das er als die Aufgabe des Historikers ansieht, die Wertung ausschaltet, in welchem Interesse er es tut, welche Metabasis durch sie entstehen muß. Über dem Streit der Meinungen soll der Historiker zu stehen versuchen: „seine Aufgabe ist“, so heißt es an der betreffenden Stelle, „ihn zu begreifen, die Kämpfenden jeden in seiner Absicht zu fassen, danach seine Taten zu wägen, und erst alsdann sie zu beschreiben.“ „Jedem die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, deren

[1] In Übereinstimmung damit die aus dem Zusammenhang zu verstehende und dann nicht mißzuverstehende Stelle, an der Ranke sein, des Historikers Teil, die Erkenntnis, feiert: „Man lebt mehr in dem Ganzen, als in der Person ... Oft weiß man kaum mehr, daß man eine Persönlichkeit hat. Man ist kein Ich mehr. Der ewige Vater aller Dinge, der sie alle belebt, zieht uns ohne allen Widerstand an sich.“ W. W. 53/54, S. 261.

[2] Ausdrücklich läßt Ranke sich (W. W. 51/52, S. 148) einen Autor über den — mit Folgerichtigkeit durchgehaltenen — Standpunkt der Betrachtung zu historischer Anschauung erheben. Die geschichtliche Würdigung erscheint also als ein Hinausgelangen über die Einseitigkeit der — parteiischen — Standpunkte.

[3] Mit Bezug auf die alttestamentliche Historie heißt es in einem Brief an den Bruder (10. 7. 28): „Der Untersucher müßte völlig unparteiisch sein. Er weiß nicht, was wahr, was unwahr; er will es lernen. Er hört alle Gründe beider Parteien und nur den haltbaren und vernünftigen gibt er Gehör. Vieles Studium; schönes Ziel ...“ (W. W. 53/54, S. 205 f.)

er in sich selbst wert ist", fährt Ranke fort — „das ziemt sich, dagegen geschieht es nur allzu oft, daß die Geschichtsschreiber, von der Unfehlbarkeit ihrer Meinungen durchdrungen, in den Streit eintreten und ihn, soviel an ihnen liegt, mit auszufechten suchen[1]. Die Erzählung wird selbst zur Waffe und die Historie zur Politik" [2].

Damit aber, so dürfen wir sagen, überschreitet sie ihre Grenzen. Ranke hat bekanntlich in der wundervollen Rede, mit der er seinerzeit sein Berliner Lehramt antrat, das Verhältnis von Historie und Politik, wie es ihm vorschwebte, dargelegt. Wir können darauf hier nicht eingehen [3]. Nur darauf wollen wir uns in diesem Zusammenhang ausdrücklich besinnen, daß in dieser Frage der Historik sich dasselbe Problem stellt, das für die theologische Verstehenslehre die Erörterung des Verhältnisses von Dogmatik und Hermeneutik darstellt [4].

Ranke faßt also das „subjektive" Moment, das er weitmöglichst aus dem Verstehen eliminieren will, ziemlich weit [5]. Man

[1] Daß dem Ideal der — relativen — Objektivität Hindernisse entgegenstehen und welcher Art sie sind, hat Ranke öfter zum Ausdruck gebracht. Bei der Besprechung fränkisch-deutscher Geschichtsschreibung äußert er sich einmal: „. . . wer hätte kaltes Blut genug, um sich zu den Ereignissen, die er erlebt, bloß betrachtend zu verhalten? Parteilos zu bleiben, scheint den Einen unmöglich, den Anderen nicht einmal ratsam. Indem aber der Historiker Partei ergreift, so geschieht, daß die Ansicht der Partei auf seine Darstellung Einfluß gewinnt: zuweilen hört man nicht so sehr den Historiker als den Mann der Partei, oder die Partei selbst in einem ihrer Organe. Reine Anschauung des Objektiven, wahre Unparteilichkeit ist die reifste Frucht des historisch gebildeten Geistes." W. W. 51/52, S. 127. Ranke meint, daß die Schwierigkeiten für die gleichzeitige Geschichte besonders groß seien, eine Überzeugung, der wir auch in der vorrankeschen Historik schon begegneten. (Vgl. oben S. 58 u. 61.)

[2] W. W. 41, S. 452. Eine Tagebuchbetrachtung weist die Forderung zurück, der Historiker müsse tätig in den Geschäften sein. Nur für die Schilderung der Staatsverwaltung will Ranke das gelten lassen. Notwendig sei nur eine „lebendige Teilnahme an den Begebenheiten und Kenntnis der entscheidenden Persönlichkeiten". (W. W. 53/54, S. 613.)

[3] Die Quintessenz ist in dem Satz ausgesprochen, daß es die Aufgabe der Historie sei, das Wesen des Staates zum Verständnis zu bringen, die der Politik, nach erfolgtem Verständnis es weiter zu entwickeln (Rothacker, Neudr. S. 47). — Seit Diether, Ranke als Politiker 1911 ist dies Thema im übrigen viel verhandelt worden. Vgl. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat S. 287 ff.; Masur, a. a. O. S. 73 ff.

[4] Vgl. Das Verstehen II, Einleitung.

[5] Charakteristisch ist die Wendung in einem neuerdings von Oncken

hat ihm gerade seine Zurückhaltung im Werten und Urteilen ja vielfach zum Vorwurf gemacht. Aber er wußte, warum er sie übte. Ranke hat einmal — in einem Schreiben an den bayrischen König anläßlich einer Ordensverleihung — seine Auffassung von der Aufgabe des Geschichtsschreibers im bezug auf diesen Gesichtspunkt präzisiert: „In Zeiten religiöser und politischer Parteiungen hat die Historie ein besonders schweres Amt. Worin besteht ihr wissenschaftlicher Beruf, als darin, sich von denselben nicht ergreifen zu lassen[1] und doch in keinerlei Indifferenz zu verfallen; mitten in der Afterrede und Schmeichelei, welche auch die alten Zeiten verdunkeln, die Wahrheit zu suchen; nur dem Großen und Würdigen ihre Anerkennung zu widmen; die ewigen Ideen, die das geistige Leben der Menschheit bedingen, nie aus dem Auge zu verlieren[2]?" — Schon frühzeitig notiert er sich die Frage, ob man ohne den Impuls der Gegenwart überhaupt die Geschichte, die doch jede Zeit immer wieder umschreiben müsse, studieren würde, und antwortet entschlossen: wie dem auch sei, es bleibe immer die Aufgabe, sich zu reiner Anschauung zu erheben[3]. Wir sahen schon oben, was das letzte Ziel der Geschichtsschreibung nach Ranke sein soll, das Ziel, zu dem alles Verstehen hinzuführen bestimmt ist: das Ziel ist „die Vergegenwärtigung der vollen Wahrheit"[4]. Darum gilt auch[5], daß

(Festg. f. Gothein, S. 226) mitgeteilten Brief an Perthes, in dem es in bezug auf die in Angriff genommene Darstellung des serbischen Aufstands heißt: „Es erwächst hieraus eine Geschichte dieser Revolution, die allerdings keine Lobrede derselben ist. Aber auch ebensowenig wird sie geschmäht, sondern wie sie war, entstand, sich entwickelte, kann mit einer Wahrheit gesagt werden, welche Lob und Tadel überflüssig macht."

[1] Vgl. das persönliche Bekenntnis an Waitz mit der Hoffnung auf ein Wiedersehen, ohne vom Zustand der öffentlichen Dinge berührt zu werden, „denn glücklicherweise folgen die Studien ihrem eigenen Prinzip: sie waffnen die Seele gegen die Einwirkungon des Momentes". (W. W. 53/54, S. 421.) — In dem bei Helmolt, Leben Rankes S. 135 mitgeteilten Brief vom 25. 5. 73 heißt es von der „laufenden Strömung", sie suche doch die Vergangenheit zu beherrschen und lege sie eben nur in ihrem Sinne aus.

[2] W. W. 53/54, S. 353.

[3] Tagebuchblätter 1831—49, W. W. 53/54, S. 569.

[4] W. W. 21, S. 113 f.; 34, S. 150; 14, S. V. — Vgl. auch R.s ungedruckten Brief vom 9. 8. 32 bei Requadt, a. a. O. S. 172.

[5] W. W. 12, S. 5 ff.

die vornehmste Forderung an ein historisches Werk [1] immer bleibt, daß es wahr sei, daß die Dinge sich so begeben haben, wie sie dargestellt werden. Ranke spricht [2] von der „wunderbaren Physiognomie jener Zeiten", die noch niemand „in ihrer ganzen Fülle und Wahrheit vergegenwärtigt" habe. Ausdrücklich heißt es bei der Besprechung der Annalen des Einhard [3]: „Überhaupt suchen wir in der Geschichte nicht allein Schönheit und Form, sondern die exakte Wahrheit . . . ." Und — überaus aufschlußreich — mit Bezug auf die Eigenart der Darstellungsweise eines italienischen Poeten (Boiardo): „Es kommt uns hier auf seine Eigentümlichkeit an, die Charaktere nicht allein im allgemeinen Umrisse, sondern mit den leiseren Zügen darzustellen, die erst eigentlich wahr sind" [4]. Schon der junge Ranke hatte dem Bruder gegenüber gefragt: was mehr Wahrheit habe: Spekulation oder das „Ergreifen" der Zustände, und als Ziel formuliert: „Vielleicht das Ganze in voller Wahrheit zu fassen" [5]. Die hohe Aufgabe, die historische Wahrheit der Welt zu vergegenwärtigen, darf durch kein sie verdunkelndes Moment getrübt werden. In Rankes Darstellung hat diese Aufgabe fast etwas Religiöses [6], der Geschichtsschreiber ist der Priester der Wahrheit [7].

[1] Brieflich (24. 5. 73; Helmolt, Rankes Leben S. 135) ist die Rede von der historischen Methode, die nur das Echte und Wahre suche. Vgl. W. W. 13/14, S. 6: „Um eine Arbeit zugrunde zu legen, die nicht das Siegel der Vergänglichkeit auf der Stirn tragen soll, muß die Forschung auf eine Stufe gediehen sein, wo sie der Wahrheit im großen und ganzen sicher ist."

[2] W. W. 37, S. 22.

[3] W. W. 51/52, S. 97.

[4] W. W. 51/52, S. 191.

[5] Oncken, Aus R.s Frühzeit, S. 11.

[6] Mit Recht hat die Forschung neuerdings — wie bei Droysen — so auch bei Ranke das religiöse Motiv in seiner Geschichtsbetrachtung und -schreibung betont. Ritter würdigt eingehend die Rolle der Religion als geschichtlichen Faktors (Die Entwicklung der Gesch.-Wiss. S. 369 ff.), sowie auch Rankes persönliche Religiosität. Oncken geht ihrer Entwicklung nach (Aus Rankes Frühzeit S. 2 ff.); Masur (a. a. O. S. 52 ff.) gibt ausführliche Nachweise und analysiert die Natur von Rankes Glauben. Ergänzt werden sie durch Simon, a. a. O. 1. Kap. (bes. über den Zusammenhang der historischen Studien und der religiösen Stellung) S. 77 ff.; 96 ff., 129 ff., u. 4. Kap. und Requadt, a. a. O., bes. Kap. III, S. 168 ff. Vgl. für den Zusammenhang: Wach, Die Gesch.-Phil. des 19. Jahrhunderts und die Theologie der Geschichte (H. Z. 142, 1929, S. 1 ff.).

[7] Dieser Vergleich findet sich in dem Briefe Rankes an seinen Bruder 25. 5. 73 bei Helmolt, R.s Leben, S. 134 f.: „Die historische Wissenschaft und Darstellung ist ein Amt, das sich nur mit dem priester-

Deutlicher als bei irgendeinem der historischen Forscher seiner Zeit trägt Rankes Kontemplation religiösen Charakter [1]. Zuweilen klingt es, als gehe die höchste Bestimmung von einer dunklen, unpersönlichen Gewalt aus, — von der „Notwendigkeit", der Macht des Geschickes ist dann die Rede. Sie mediatisiert auch die Freiheit des Menschen. „Es lag", so heißt es einmal im Hinblick auf Philipp II., „auch über ihm — verkennen wir es nicht — eine zwingende Notwendigkeit" [2]. Allgemeiner noch gewendet, drückt diesen Gedanken eine andere Stelle aus: „Es ist nicht anders, als daß alles menschliche Tun und Treiben dem tiefen und der Bemerkung oft entzogenen, aber gewaltigen und unaufhaltsamen Gange der Dinge unterworfen ist" [3]. Diesen hat der Meister der Geschichtsschreibung im Auge, wenn er sagt, die historische Wissenschaft schmeichle sich oft, die ununterbrochene Kontinuität eines begonnenen Wachstums gleichsam aus innerer Notwendigkeit nachzuweisen [4]. Diese Gesetzlichkeit fragt, wie wir

lichen vergleichen läßt, so weltlich auch die Gegenstände sein mögen, mit denen sie sich eben beschäftigt."

[1] In meinem Aufsatz: Die Geschichtsphilosophie des 19. Jahrhunderts und die Theologie der Geschichte, der eine Erweiterung, der hierzu besonders zu vergleichenden Darlegungen. Das Verstehen II, Einleitung S. 84—90, darstellt, habe ich mich bemüht, die unerachtet des „Säkularisierungs"prozesses der Geschichtsanschauung in der Neuzeit fortlaufende Linie der religiösen Geschichtsdeutung und die beiden Haupttypen derselben aufzuweisen. Auch Rankes „immanenten Theismus" war in diesem Zusammenhang zu gedenken (a. a. O. S. 5).

In dieser Abhandlung ist die bedeutsame und nicht ohne starke Wirkungen gebliebene Lehre Fichtes wohl nicht zu ihrem Recht gekommen. Diese und — erstmalig — die religiöse Seite des Geschichtsdenkens J. v. Müllers hat seitdem Requadt (a. a. O. S. 166) schön ins Licht gestellt. Der Einfluß beider auf Ranke wird gerade in diesem Punkte ausführlich untersucht (a. a. O. Kap. III): „Das Vertrauen auf die göttliche Leitung in Leben und Weltgeschichte ist der Kernpunkt der Müllerschen und der Rankeschen Religiosität" (a. a. O. S. 171). Der Haupteinfluß des Verf. der Schweizer Geschichte, dessen Ranke ja immer wieder — lobend und sich abgrenzend — gedenkt, fällt hauptsächlich in die Jahre 1822 bis 1825. Allgemein gilt: „Nur eine Erweiterung und Vertiefung der vorhandenen geschichtsanschaulichen Basis, nicht eine völlig neue Wendung seines Denkens konnte Müller bei Ranke bewirken" (S. 163). Die Religiosität Müllers zeigt im Gegensatz zu Rankes ausgeglichenen Anschauungen eine stärker pietistische Färbung (a. a. O. S. 38 ff. u. ö.).

[2] W. W. 38, S. 37. Vgl. auch Simon, a. a. O. S. 141 ff.

[3] W. W. 37, S. 23. [4] W. W. 8, S. 57.

sahen, nicht nach dem Tun und Wollen des Einzelnen. „Die Menschen können sich verblenden; das Gesetz der geistigen Weltordnung, auf dem ihr Dasein beruht, können sie nicht erschüttern. Mit der Notwendigkeit beherrscht es sie, die den Gang der Gestirne regelt“ [1]. Die tiefe Gläubigkeit Rankes an eine moralische Weltordnung, zu der er sich immer wieder bekennt [2], hat ihn, als das Bekenntnis eines Alten, das nicht zufällig aus dem religiösen Mythos die Bilder entleihende herrliche Wort finden lassen: „Ormuzd und Ahriman kämpfen immer. Ahriman arbeitet immer an der Erschütterung der Welt, aber sie gelingt ihm nicht“ [3]. Schon hier klingen persönlichere Töne an. Mit aller Zurückhaltung, die ihm eigen war, aber doch deutlich [4] hat Ranke von der göttlichen Ordnung der Dinge [5], von der Gottheit gesprochen, deren Wirkung er in der Weltregierung ahnen zu können glaubt. „An gewissen Stellen“, so äußert er sich einmal, „fühlt man sich besonders versucht, wenn wir es aussprechen dürfen, den Plänen der göttlichen Weltregierung, den Momenten der Erziehung des Menschengeschlechts nachzuforschen“ [6].

Die Geschichte in all ihrem Tun und Geschehen ist die Offenbarung Gottes. „In aller Geschichte“, so schreibt der junge Ranke dem Bruder, „wohnt, lebt, ist Gott zu erkennen. Jede Tat zeuget von ihm, jeder Augenblick predigt seinen Namen, am meisten aber, dünkt mich, der Zusammen-

[1] W. W. 38, S. 45.

[2] In den Berchtesgadener Vorträgen (Neudr. S. 62) ist die Rede von den „unwandelbaren ewigen Hauptideen“, z. B. „den moralischen“, die neben den eigenen Tendenzen jeder Epoche gelten.

[3] W. W. 53, S. 627.

[4] Ohne die — zahlreichen — Stellen aus den Jugendbriefen, die von seiner religiösen Auffassung Zeugnis geben, anführen zu wollen, sei als eine für viele die Äußerung an seinen Bruder vom 11. 7. 1825 zitiert: „Wie fest ich an Gott hänge, wie ich nicht leben möchte ohne die Gewißheit seines Lebens, seiner lebendigen Teilnahme, wie ich mich da gar nicht zu klügeln unterfange, weißt Du, mein lieber Bruder.“ (W. W. 53/54, S. 146.). Vgl. auch die von Keibel hrg. Jugendarbeiten (HZ 137) S. 223 ff., 247 ff.

[5] So in dem Brief vom 24. 5. 73 bei Helmolt, Rankes Leben, S. 135.

[6] W. W. 37/39, S. 22. Vgl. auch über den Vorsehungsglauben Rankes, der hier als „der Schnittpunkt seiner religiösen und seiner universal-historischen Gedankengänge“ definiert wird, Masur, a. a. O. S. 62 f. und Lütgert, Die Religion des deutschen Idealismus III, S. 182 ff.

hang der großen Geschichte“ [1]. Gott ist, wie es neuerdings treffend formuliert wurde, für Ranke der „lebendige Bürge einer letzten Möglichkeit der Ordnung und Harmonie der Wertwelt“ [2]. In diesem Sinne heißt es in einem Jugendbriefe: „Ich denke mir oft: weil wir uns auf Erden so wenig verstehen, so mag es auch wohl vielen andern so sein. Einer versteht uns alle. Zu ihm heben wir unsere Augen empor“ [3]. In dem großen weltgeschichtlichen Prozeß, den uns das historische Verstehen erkennen läßt, ahnen wir Gott [4].

Wer will, mag von einem erkenntnistheoretischen Realismus Rankes sprechen; er hielt fest an dem Gedanken einer „allgemeinen Geschichte von objektivem Wert“. Er war kein blinder, kein naiver Realist. Er wußte, wie Schleiermacher, Boeckh und Humboldt von der Unerreichbarkeit der Ziele, mit dem alle Hermeneutik rechnet: „Die Idee“, hat er selbst gesagt, „ist unermeßlich, die Leistung ihrer Natur nach beschränkt“ [5]. Anfang und Ende der verstehenden Bemühung aber sind wunderbar ineinander verschlungen. Interesse am Gegenstand war, sahen wir, eine Voraussetzung. Vertieft und erweitert kehrt diese Teilnahme am Ende wieder; Ranke bekannte es: „Das letzte Resultat ist Mitgefühl, Mitwissenschaft des Alls“ [6].

[1] W. W. 53/54, S. 89 f. Der Gedanke der allgemeinen Offenbarung tritt für Ranke vor den der speziellen. Die Erscheinung Christi, deren konstituierende Bedeutung für den spezifisch christlichen Geschichtsaspekt wir früher (Das Verstehen II, S. 88) betont haben, spielt für Rankes „Theologie der Geschichte“ nicht die entscheidende Rolle.

[2] Masur, a. a. O. S. 64.

[3] W. W. 53/54, S. 194. Vgl. die von Requadt, a. a. O. S. 171 mitgeteilte ungedruckte Briefstelle: „Wir haben es erfahren: es ist ein Geschick, in den Dingen, oder vielmehr eine persönliche Vorsehung waltet über uns.“ Den Glauben an diese nannte Ranke — in dem (bei Helmolt, Leben Rankes) mitgeteilten Brief an seinen Sohn — die Summe alles Glaubens, die er unerschütterlich festhalte.

[4] Immer wieder wird die Parallelität von individueller Erfahrung (Providenz im persönlichen Leben) und historischer Anschauung (Providenz im Geschichtsgeschehen) von Ranke — wie von Müller — zum Ausdruck gebracht. Sein ganzes Leben schwört der Jüngling „in Gottesfurcht und Historie zuzubringen“ (W. W. 53/54, S. 139). Hier sei noch einmal auf die theologische Geschichtsdeutung des — Rankeschülers und Führers der Erlanger Theologenschule J. v. Hofmann verwiesen, die früher (Das Verstehen II, S. 357 ff., bes. 377) von uns berührt worden ist.

[5] W. W. 21, S. 114. [6] W. W. 53, S. 569.

II. Kapitel.

Die Lehre vom geschichtlichen Verstehen bei Droysen.

Die hermeneutische Lehre Droysens[1] — er hat als einziger unter allen Historikern des 19. Jahrhunderts eine systematische Theorie des Verstehens versucht — bedeutet einen Höhepunkt in der Geschichte der Theorie im 19. Jahrhundert. Philosophischer Sinn vereinigt sich hier tiefer Vertrautheit mit den Methoden der konkreten historischen Arbeit, selbständiges Durchdenken der Grundprobleme knüpft sich hier an die Bewahrung der großen Tradition, die durch die Namen Humboldt, Schleiermacher, Boeckh bezeichnet wird. Kein Wunder, daß die „Geschichtsphilosophie" Droysens — die bedeutende Erscheinung des großen preußischen Geschichtsschreibers interessiert uns ja hier nur nach einer, subjektiv und objektiv aller-

[1] Für das Biographische vgl.: O. Hintze, J. G. Droysen ADB. 48, S. 82 ff.; G. Droysen, J. G. Droysen I 1910; jetzt vor allem: J. G. Droysen Briefwechsel (Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts 25, 26) 1929; dort S. XVI Nachrufe, Nekrologe, Würdigungen; vgl. auch Dove, Ausgew. Schriftchen, S. 369 ff. Von Schriften über Droysen ist für unseren Zusammenhang ferner wichtig: Ch. D. Pflaum, J. G. Droysens Historik in ihrer Bedeutung für die moderne Geschichtswissenschaft (Gesch. Untersuch. her. v. Lamprecht, S. 2) 1907; E. Meister, Die geschichtsphilosoph. Voraussetzungen von J. G. D.s Historik, Hist. Viertelj. 23, 1926, S. 25 ff., 199 ff.; B. Becker, D's Geschichtsauffassung 1928 (Diss.); F. Meinecke, J. G. D., Sein Briefwechsel und seine Geschichtsschreibung, H. Z. 141, 1930, S. 249 ff.; O. Hintze, J. G. D. und der deutsche Staatsgedanke im 19. Jahrh., Z. f. ges. St. Wiss. 88, 1930, S. 1 ff.; F. Gilbert, J. G. D. und die preußisch-deutsche Frage (H. Z. Beih. 20) 1931; bes. Kap. 1—3, dort die Lit. über D. als Politiker. — Vgl. auch die Neuherausgabe von Droysens Geschichte Alexanders d. Gr. durch H. Berve 1931 (Kröner).

dings sehr wesentlichen Seite —[1] bereits mehrfach zum Gegenstand besonderer Untersuchungen gemacht worden ist. Teils galt die Arbeit dabei der „materialen" Geschichtsphilosophie des großen Historikers, zum Teil war es speziell seine Geschichtslogik, die das Interesse der Forschung erregte. Aber diese Arbeiten zentrierten sich um die „Grundzüge der Historik", jenes klassische Werkchen, in dem Droysen einen Auszug aus seinen geschichtstheoretischen Vorlesungen dargeboten hat[2]. Noch

[1] Droysens historiographische Leistungen auf dem Gebiete der alten und neueren Geschichte können hier ebensowenig einer Würdigung unterzogen werden, wie seine Bedeutung als Übersetzer und vor allem als Politiker. Er selbst hat all sein Tun, Forschen und Denken als einen Zusammenhang gefühlt. Sein Nachsinnen über prinzipielle Fragen geht nicht aus einem besonderen methodologischen Interesse hervor, sondern ist der unmittelbare Ausdruck der Bewegung eines niemals beim Einzelnen und Vorletzten stehenbleibenden Geistes.

[2] Die der theoretischen Problematik der Geschichte gewidmete Gedanken- und literarische Arbeit Droysens läßt sich jetzt, wo der Briefwechsel vorliegt, in ihren Entwicklungsphasen recht deutlich verfolgen. Meinecke hat schon (a. a. O. S. 278 ff.) drei Etappen aufgezeigt und kurz charakterisiert. Man wird sich im übrigen vor Augen halten müssen, daß der von Hegel und Boeckh erzogene junge Mensch von allem Anfang an auf prinzipielle Fragen, auf Reflexion und philosophische Erwägungen sich geführt sehen mußte. Droysen war eine philosophische Natur, was am Anfang und wieder am Ende des Lebens deutlich hervortritt. Auf Grundsätzliches hat er sich dann vor allem im Zug seiner Auseinandersetzung mit Hegel besonnen und im Zusammenhang mit seinen Hellenismusarbeiten. (Hierzu vgl. Laqueur, Hellenismus. Gießener Akad. Rede 1925, Meinecke, a. a. O. S. 257 ff., 279 ff., Gilbert, a. a. O. S. 14 ff., 27 ff.)

Von einer Historik als Wissenschaftslehre der Geschichte wird zuerst in der Privatvorrede zum Hellenismus (1843) gesprochen (so auch Meinecke, a. a. O. S. 279); der dreifache Impuls: der immanenten Reflexion der geschichtlichen Arbeit, der politischen Konstellation und der geistesgeschichtlichen Situation (Positivismus) wirkte sich denn aus in dem Plan einer Vorlesung über Methodologie und Enzyklopädie der Geschichte. Von ihr und dem Zweck einer solchen (die „Historik" ist ja der Grundriß dazu) ist daher in den Briefen häufig in Verbindung mit — polemischen — Äußerungen über die positivistische Geistes- und Wissenschaftshaltung die Rede. (Briefwechsel II, S. 120, 182 f., 890 f., 943, vor allem in dem Briefe an Sybel 13. 2. 52: „Um gegen diese hier überhandnehmende Richtung . . . anzukommen, werde ich im Sommer [1852] „Enzyklopädie und Methodologie der historischen Wissenschaft" lesen" [a. a. O. S. 54 f.]). Im Sommer 1857 las er dies Kolleg wirklich, ließ zugleich den Grundriß als Manuskript drucken. (In den Briefen ist währenddessen öfter die Rede davon [Briefw. II, S. 424];

vor kürzerer Zeit erlebte diese hervorragende Einführung in die Historik und ihre Probleme einen Neudruck[1]. Mit Recht durfte der Verfasser einer Untersuchung über „Droysens Historik in ihrer Bedeutung für die moderne Geschichtswissenschaft“[2] den Dank aller Freunde dieses Werkchens erwarten, wenn er im Anhang seiner Abhandlung aus dem ersten gedruckten Manuskript — und aus der Nachschrift eines Hörers der Vorlesungen — ergänzende Stellen zum Wortlaut der drei Auflagen der Historik veröffentlichte[3]. Die dort vorgelegten Materialien hat dann ein neuerer Bearbeiter, der Verfasser einer Untersuchung über die geschichtsphilosophischen Voraussetzungen von Droysens Historik[4] vielfach herangezogen; er besitzt außerdem das Verdienst, nach dem Vorgange der geistesgeschichtlichen Überblicke, die Rothacker[5] und Troeltsch[6] gegeben hatten, zuerst im Rahmen einer Spezialuntersuchung den Einflüssen nachgegangen zu sein, denen die Geschichtstheorie Droysens verpflichtet erscheint. Dieser Autor hat denn auch zuerst die Verstehenslehre des großen Geschichtsschreibers zu analysieren und wenigstens in ihren Grundzügen darzustellen versucht. Die Herausgabe des Briefwechsels, der wohl zu den menschlich und geistesgeschichtlich bedeutsamsten des 19. Jahrhunderts gehört, hat dann zu neuen Veröffentlichungen über Droysen Anlaß gegeben. Für unsere Zusammenhänge wichtig ist vor allem eine Würdigung Meineckes[7], die den „drei großen Konzep-

vor allem 442 [Hauptstelle über den Entschluß], 452 [über die Ausführung], 476.) 1867, 1875, 1882 erscheinen Neuauflagen des Grundrisses. Droysens Genugtuung über sein Unternehmen geht aus dem Brief an den Sohn vom 9. 5. 81 (Briefw. S. 941) hervor, in dem festgestellt wird, daß keine Schrift den Grundriß überholt hat. „Vielleicht wird man, wenn ich tot bin, sehen, daß etwas in dem Grundriß steht.“ Einem ausländischen Historiker gegenüber äußert sich Droysen noch spät (5. 7. 83) dahin, daß die Geschichtsauffassung, die im Grundriß niedergelegt sei, „doch nicht bloß aus momentanen Stimmungen und Tendenzen hervorgehe, sondern mit den letzten großen Fragen, die die Menschenseele bewegen und adeln, den Zusammenhang wenigstens sucht“ (S. 960).

[1] Philosophie und Geisteswissenschaften, her. v. Rothacker 1925. — Dazu: die Anzeige von Kaerst, Universalgesch. S. 233 ff.

[2] Pflaum, a. a. O.

[3] Die von Pflaum im Anhang abgedr. Materalien werden im Folgenden als „Mat.“ zitiert.

[4] Meister, a. a. O.

[5] Einleitung in die Geisteswissenschaften, S. 169 ff.

[6] Der Historismus, S. 305 ff. [7] A. a. O., bes. S. 278 ff.

tionen" Droysens, der hellenistischen, preußisch-nationalen und „historischen" nachgeht. Sie verfolgt an der Hand des Briefwechsels die Entstehung der historiographischen Anschauungen Droysens, allerdings ohne eigentliche Hineinarbeitung in den geistesgeschichtlichen Gesamtzusammenhang[1]. Die kenntnisreiche Arbeit Gilberts, die vorwiegend die politische Entwicklung interessiert, bietet eine neue Analyse der geschichtstheoretischen Anschauungen und ihres Werdens, besonders der Hellenismuskonzeption, und des Verhältnisses zu Hegel. Wenn unerachtet dieser Bemühungen hier noch einmal der Versuch unternommen wird, Droysens Verstehenslehre zu untersuchen, so bedarf, nach dem Dargelegten, dieses Vorgehen einer besonderen Rechtfertigung. Denn, so wichtig für die Aufweisung der geschichtlichen Entwicklungszusammenhänge der Theorie, die wir hier darstellen, die möglichst lückenlose Berücksichtigung aller systematischen hermeneutischen Arbeiten ist, die Erwägung, daß Droysens Historik in der Reihe der von uns zu würdigenden Werke nicht fehlen dürfe, ist keine genügende Begründung. Eher schon der Hinweis auf den immerhin sehr knappen Raum, den auch in der neueren Bearbeitung die Verstehenslehre einnimmt und die Ergänzungsbedürftigkeit der geistesgeschichtlichen Hinblicke[2], aber entscheidend war dann schließlich die erfreuliche Tatsache, daß, in gewissem Umfange, für die neue Darstellung der Verstehenslehre Droysens auch neues Material herangezogen werden konnte. Im folgenden sind erstmalig[3] die eigenhändigen Kon-

[1] Vgl. aber a. a. O. S. 284. Für die Probleme der materialen Geschichtsphilosophie Droysens bietet eine solche Einordnung Meister a. a. O. Abschn. I u. II, für die Erforschung der Zusammenhänge auf dem Gebiet der geschichtlichen Erkenntnis war erst die etwas ausführlichere Untersuchung der hermeneutischen Lehren Schleiermachers und Boeckhs, wie sie in Band I vorliegen, Voraussetzung.

[2] Wichtig ist natürlich auch die Frage der Wirkung Droysens. Neben den Historikern wären vor allem Dilthey und, worauf auch Rothacker (Einführung zum Neudruck S. VIII aufmerksam macht), Rickert und Simmel zu nennen. Die Lektüre von Diltheys Einleitung durch Droysen ist (Briefw. II, S. 970) bezeugt — vielleicht auf Anregung Doves (ebd. S. 959) —, ebenso seine doch — besonders in der Form, in der sie geäußert wird — erstaunliche Ablehnung. Dilthey gedenkt im Aufbau der geschichtl. Welt mit großer Anerkennung der Bedeutung der Historik. „Droysen zuerst hat die hermeneutische Theorie von Schleiermacher und Boeckh für die Methodik verwertet." (Ges. Schr. VII, S. 114.)

[3] Dank dem Entgegenkommen von Droysens Enkel, R. Hübner, dem

zepte zu den Droysenschen Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte benutzt, die bekanntlich allen, auch dem ersten Manuskriptdruck der „Historik“ zugrunde liegen [1].

Droysens Lehre vom Verstehen ist höchst eigenartig. Zunächst einmal erhält sie natürlich ihr Gepräge von der charaktervollen und temperamentvollen Natur ihres Urhebers, für dessen geistige Eigenart sie ungemein bezeichnend ist. Das Feuer und die Lebendigkeit dieses Geistes, die Energie und das hohe, echte Pathos, das sie trägt, Scharfsinn und intuitive Kraft, leuchten durch alle Darlegungen Droysens zur Hermeneutik. Die Prägnanz, Anschaulichkeit und gelegentlich Drastik des Ausdrucks ist für sie ebenso kennzeichnend, wie die schwungvolle und gelegentlich wortreiche Diktion Schleiermachers, die zugleich plastisch-anschauliche und oft abstrakt-umständliche Schreibart Humboldts oder der in harmonischem Ebenmaß dahinfließende ab und zu durch kurze reflektive Sätze unterbrochene Stil Rankes es sind. Droysens Reflexion äußert sich sehr unmittelbar in seinen jüngeren Jahren; später tritt sie zurück, um im Alter wieder mehr hervorzutreten, wie das ja ganz allgemein, deutlich etwa auch bei Ranke zu beobachten ist. Die Reflexion Droysens ist näher dadurch charakterisiert, daß sie da, wo sie uns zunächst faßbar wird [2], nicht eines spekulativen Zuges entbehrt. Nicht umsonst hat die Dialektik Hegels dem Jüngling einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er sich nur in zähem Ringen von ihr wieder hat befreien können. Das Bedürfnis, sich Rechenschaft zu geben über die tiefere Natur der historischen Erscheinungen und ihren Zusammenhang, über die Kräfte und Ziele der geschichtlichen Entwicklung führte ihn

Herausgeber des Briefwechsels, dem dafür hier noch einmal herzlich gedankt sei.

[1] Es sind drei Hefte (1858; 1857/59; 1881, 1882/83). Lehrreich ist vor allem die 3. Fassung, von der man sehr wünschen möchte, daß sie einmal im Druck der Öffentlichkeit vorgelegt werden könnte, sie bietet — über das Mosaik, das die Ergänzungen Pflaums geben, hinaus — eine wörtlich ausgearbeitete Niederschrift der gesamten Vorlesung. Im folgenden wird diese als H zitiert, aber, trotzdem die Vergleichung der verschiedenen Fassungen überaus interessant ist, nur angeführt, wo sie besonders abweichende und eindrucksvolle Formulierungen für die uns hier speziell interessierenden Punkte bietet.

[2] In den frühen Briefen und ersten Schriften. Deren Analyse unter diesem Gesichtspunkt bei Gilbert, a. a. O. Kap. 1 u. 2.

bis hin zur Metaphysik, so, wenn er sich Gedanken macht über die letzten Verschiedenheiten im Wesen des Geistes und der Natur und im Zusammenhang damit das Erkenntnisproblem für sein Forschungsgebiet wenigstens einer Lösung näherzubringen versucht. Eine Fähigkeit und Neigung zur Abstraktion finden wir von Anfang an bei Droysen ausgebildet, die so, in dem Bedürfnis nach systematischer Klärung der Seins- und Erkenntnisfragen, Ranke jedenfalls fremd war. Mag Droysens Philosophieren immerhin etwas Heuristisches anhaften, der Fachphilosoph darin die letzte Klarheit und Konsequenz vermissen, — in Droysen lebte ein Bedürfnis, nicht nur um der äußeren Gruppierung und Zusammenfassung der Probleme willen, sondern aus echt philosophischem, ja spekulativem Drang, sich der tieferen Zusammenhänge denkend zu bemächtigen, die ihm die Anschauung, die Empirie nicht bieten konnte. In seiner hegelisierenden Zeit hat bei Droysen die rational-konstruktive Betrachtung eine außerordentlich große, ja bestimmende Rolle gespielt — ganz ähnlich wie bei einem ihm in manchem vielleicht verwandten Geist, dem ebenfalls historisch und philosophisch interessierten Chr. F. Baur. Bei beiden war schließlich die empirisch-historische Ader stark genug, um sich gegen die philosophisch-spekulativ-konstruktive durchzusetzen, bzw. wie bei Droysen, der ja jünger ist und nicht mehr zu der voll dem Einfluß Hegels hingegebenen Generation gehört, sie zu überwinden. Die Parallele zu Steinthal, die unsere Betrachtung nahelegt, ist hier sehr schlagend.

Die starke theoretische Begabung und Neigung hat zweifellos das Ihre getan, um Droysens Interesse an den Problemen des historischen Erkennens stets lebendig zu erhalten. Nicht umsonst las er immer wieder die Enzyklopädie und Methodologie. Gerade an den diesen Fragen gewidmeten Abschnitten seiner Vorlesungen hat er immer wieder ergänzt und gebessert.

Aber nicht an leeren Kategorien, am Schema eines noch so konsequent in sich entwickelten Systems konnte dem Forscher Droysen liegen. Der reflektiv-philosophischen, der abstrakten Neigung hielt nun der ausgesprochen empirisch gerichtete, historisch-philologische Sinn Widerpart, der in Droysen von Anfang an lebendig war. Der Historiker der Alexanderzeit und des Hellenismus, der Meister der Übersetzungskunst sah

sich auch von diesen sehr konkreten Aufgaben her zum Nachdenken über die Probleme geführt, die das Verstehen stellt.

In zweiter Linie haben eine Anzahl geistesgeschichtlich bedeutsamer Einflüsse auf Droysens Lehre vom Verstehen gewirkt und zu ihrem Ausbau beigetragen. In erster Linie ist hier Boeckh zu nennen, dem sein Schüler, zuerst ja selbst Philologe[1], die allerwertvollsten Anregungen verdankt[2]. Vom Beginn seines Berliner Studiums an — der große Philologe immatrikulierte als Rektor den jungen Mann — hat er bei dem Meister der Altertumswissenschaft zu lernen gesucht, unter den großen Kollegs, die er hörte, befand sich auch das über Enzyklopädie der philologischen Wissenschaften, in dem Boeckh also seine Theorie der Auslegung vorzutragen pflegte[3]. Daß

[1] Über Droysen als Philologe: Wilamowitz, Gesch. der Philol. (Einl. in die Altertumswiss. I. 1 1921), S. 69.

[2] Vgl. Verstehen I, Kap. III, Über Boeckh und Droysen: G. Droysen, a. a. O. S. 43 ff., 46, 57 f.; Gilbert, a. a. O. S. 16 ff., der — wie mir scheint, mit Recht — aufmerksam macht auf den Gegensatz, der trotz des Einflusses der Altertumswissenschaft und ihres Wissenschaftsideals auf Droysen darin besteht, daß der Gedanke der Kultureinheit des Altertums und der in sich abgeschlossenen Einzelentwicklung der schließlich bei Boeckh so gut wie bei Niebuhr und erst recht natürlich bei Wolf (vgl. Verstehen I, Kap. 1, 2) lebendig ist, von Droysen mit seiner Hellenismuskonzeption aufgegeben wird. — Durch seinen Lehrer B. wurde D. dem Mendelssohnschen Hause empfohlen. Eine tadelnde Erwähnung über D.s Phrynichos-Abhandlung in einem Brief B.s an Welcker bei Hoffmann, A. Boeckh, S. 189. Droysen über Boeckh: bes. Briefw. I, S. 33, 55 f., 191, 197; II, S. 497 über Erdmannsdörfer, der bei Boeckh studiert habe und von ihm ausgezeichnet, durch Droysen aber „historisch vergiftet" worden sei. Namentlich D.s Lehre, daß die histor. Methode nicht kritisch, sondern Interpretation sei, habe ihn gepackt. Gerade hierin hat ja D. selbst von B. gelernt.

[3] In diesen Vorlesungen (her.[2] v. Klußmann 1886; vgl. Verstehen I, S. 177 f.) weist Boeckh in der besonderen Altertumslehre der Historik die Aufgabe zu, die Idee und den Zweck der Geschichte und das Werten der histor. Kunst in bezug auf die Methode und Darstellung zu erörtern (a. a. O. S. 344). Er setzt sich dabei auch mit den Lehren von Humboldt, Wachsmuth, Gervinus auseinander. Nach Boeckh sind bekanntlich (Das Verstehen I, S. 179) Philologie und Geschichte eng verwandt; was sie scheidet, ist mehr ein organisatorisches Moment: die Historie hat es vorwiegend mit der politischen Geschichte zu tun (Enzykl. S. 10 f.). Boeckh unterscheidet Philosophie der Geschichte (wie diese sich zur Historik verhält, wird nicht ganz klar) und philosophische Geschichte. In die Forschung selbst darf man nach ihm die Philosophie der Geschichte ebensowenig einmischen, wie die

Ranke als akademischer Lehrer keinen wesentlichen Einfluß auf Droysen ausgeübt, wissen wir; von ihm glaubte er nichts erhalten zu können, was er nicht schon „von Boeckh aus erster und bester Hand reichlich erhielt“ [1]. Um so entscheidender ist für ihn die Einwirkung Hegels [2] gewesen, trotzdem schon der junge Student sich keineswegs wie so viele andere blindlings gefangen gab [3]. Wir wissen nicht, wie der Jüngling die

---

Naturphilosophie in die Naturgeschichte (a. a. O. S. 345). Wie die Philosophie die Geschichtsforschung gefährden kann, wenn die Phantasie nicht gezügelt wird, so der kritische Verstand durch Hyperkritik. Hier sehen wir Boeckh wieder als Vorläufer Droysens, der darin ganz seinem Lehrer folgt. Wenn Boeckh die Hauptaufgabe der Geschichte in der objektiven Ergründung der Tatsachen sieht (a. a. O. S. 346, vgl. auch S. 145), so wird ihm der Jüngere zustimmen, das Problem freilich, das darin liegt, wenn es weiter heißt: „die rein geschichtliche, erzählende Darstellung wird daher ein treues Abbild der Ereignisse ... geben“, hat erst Droysen erkannt und zu durchdenken versucht.

[1] G. Droysen, a. a. O. S. 48. Das Bewußtsein der Verschiedenheit beider Naturen, auf dem ja wohl letztlich die Distanz und Spannung beruht, die zeitlebens zwischen Droysen und Ranke bestand, ist also wohl früh bei D. lebendig gewesen. Über das Verhältnis beider vgl. Meinecke, a. a. O. S. 283, der eine besondere Untersuchung darüber verlangt. Zwei Dinge habe D. Ranke nie verziehen: Mangel an ethischem Wollen, Fernhaltung von den Lebensfragen der Nation, höfische Leisetreterei und den einseitig auf Quellenkritik und Tatsachenforschung gerichteten Schulbetrieb. — Sehr charakteristisch kommt der Gegensatz beider in ihrem Verstehensbegriff heraus. Darüber unten. Hier nur einige Stellen zum Beleg der persönlichen Stellung D.s zu Ranke — in der er ja nicht nur mit der ablehnenden Einstellung der sog. Kleindeutschen, sondern auch mit Jak. Burckhardt zusammentrifft. Briefw. I, S. 364, II, 197, 905, 952, 976. S. auch unten S. 151 Anm. 1.

[2] Der Einfluß Hegels auf Droysen ist von den meisten Forschern erkannt und näher zu bestimmen gesucht worden. Das Maß nur, in dem er jeweils in den Phasen seiner Entwicklung auf Droysen wirksam gewesen ist und sein Verhältnis zu anderen Einwirkungen ist etwas umstritten. Meinecke setzt den Einfluß Hegels vielleicht etwas zu gering an, was Gilbert mit Recht in genauerer Untersuchung belegt (a. a. O. Kap. 1 u. 2, bes. S. 21 f.).

[3] Wichtig dafür ist der eingehende Brief an seinen Freund Moser (10.—29. 11. 31). Verrät ein Satz wie der folgende den Jünger Hegels: „Je höher die Zeit sich entwickelt, desto schroffer und subtiler stehen die Gegensätze einander gegenüber, bis dieselben sich endlich darstellen als dasselbe Eine in der idealen Verschiedenheit seiner Beziehung“ (Briefw. I, S. 47) —, so wird doch an wichtigen Punkten (Logik, Ästhetik, Geschichtsauffassung) bereits eine respektvolle, aber entschiedene Kritik geübt. (Man denkt an die Art, mit der etwa L. Feuerbach bis zum Bayle-

Methode des philologisch-historischen Verstehens, wie sie Boeckh ihn lehrte, für sich mit der dialektischen Konstruktion vereinigen zu können geglaubt hat, die er bei seinem philosophischen Meister lernte, aber wir wissen, wie ihm der Zwiespalt zwischen beiden allmählich deutlicher und deutlicher ins Bewußtsein trat, um schließlich zur Loslösung von Hegel zu führen. Die geistige Selbständigkeit, die darin zutage trat, hat schon der junge Dozent ja auch nach der andern Seite hin nicht verleugnet, als er zu Beginn seiner akademischen Lehrtätigkeit in dem Programm, das er damals entwickelte, an dem Boeckhschen Begriff der Enzyklopädie Kritik übte — charakteristischerweise vor allem im Hinblick auf die durch das Humanitätsideal bestimmte ethisch-geschichtsphilosophische Auffassung des Altertums, der er — der Historiker meldet sich — eine nicht durch das normative Moment geleitete Betrachtung gegenüberstellte[1].

Wie vorsichtig im Ton und in der Sache ist noch die Auseinandersetzung mit Hegel gehalten, die uns in einem Brief an Perthes vom Jahre 1837 erhalten ist[2]. Unter

Werk (1838/39) Hegel gegenüber sich äußerte. Vgl. dazu jetzt Rawidowicz, L. Feuerbachs Philosophie, Ursprung und Schicksal 1931, bes. A, S. 9—73, ferner S. 13, 35 („Ich war ein wesentlicher, idealer, aber kein persönlicher, buchstäblicher Hegelianer"), 62, 69, 104, 123, 128, 222 bis 230.

[1] G. Droysen, a. a. O. S. 89; in dieser Vorlesung ist schon in voller Deutlichkeit das Programm entwickelt, dessen Durchführung Droysen seinen vielleicht dauerndsten Ruhm bringen sollte. Die Erweiterung des Begriffs des Altertums über seine im engeren Sinn des Wortes klassische Fassung hinaus (Entdeckung des „Hellenismus"), damit die Relativierung der historischen Kulturkreise (darum die Polemik gegen Ausschließlichkeit und Normativität) — die Historisierung (die bei Droysen nie immanenter Normierung entbehrte, gegen die sich aber in der Gegenwart eine Reaktion gewendet hat). „Das Privilegium der humanistischen Studien ist erschüttert, die Zeit der Philologie ist vorüber; die Philologen sind nichts mehr als Monographen des klassischen Altertums" (G. Droysen, a. a. O. S. 91). Der Historiker sieht — trotz allem in Übereinstimmung mit dem Philologen (seinem Lehrer Boeckh) — seine Aufgabe im „Längsschnitt" durch das geschichtliche Geschehen gegenüber dem „Querschnitt" des Philologen. Vgl. auch die interessante spätere Auseinandersetzung Droysens mit Hermann (G. Droysen, a. a. O. S. 217 ff.).

Vgl. Kaerst, Stud. zur Entw. u. Bedeutung der universalgesch. Anschauung („Universalgeschichte" S. 118, 126 ff.), bes. S. 148 ff. und Gilbert, a. a. O. S. 19 ff.

[2] G. Droysen, a. a. O. S. 167 f.

Berufung auf eine jahrelange Beschäftigung mit philosophischen Fragen „zuletzt unter der Leitung Hegels" präzisiert er seine Auffassung von der Entwicklung, dem Werden des Geistes und seiner Erkenntnis. „Man kann", gesteht er, „allerdings keine erhabenere Auffassung menschlicher Geistigkeit und Entwicklung sehen als diese Hegelsche [1]; aber — fügt er hinzu — welcher Irrtum"! Ihm hat die Philosophie in ihrer hohen Vollendung durch Hegel den Beweis geliefert, daß sie auf falscher Fährte ist, ein falsches Ziel verfolgt. Das Absolute, das sie sucht, wird sie nicht finden können. Für Droysen — diese Erkenntnis befestigte sich mit der Zeit in ihm — ist die Spekulation doppelt benachteiligt. Er weist auf die Erfahrung, die ihre Grundlage sein muß [2]. „Der Boden aller menschlichen Erkenntnis", so heißt es in dem angezogenen Brief, „ist empirisch; und die Spekulation selbst muß es wieder zu erkennen beginnen, daß in demselben Maße, als der spekulierende Geist ein einzelnes, ein unmittelbares Faktum ist, dieses Verhältnis des Faktischen ihre Grundlage bleibt" [3]. Der empirischen Erkenntnis aber setzt Droysen nicht die Spekulation gegenüber, sondern die unmittelbare Erkenntnis, von der er sagt, daß sie nur Gottes ist. Der Philosophie bleibt so ein Zwischenreich; von der letzten und höchsten Erkenntnis, die sie beansprucht, bleibt sie ausgeschlossen. Immer stärker wird

[1] Vgl. die Äußerung an seinen Freund Moser beim Tode Hegels, Briefw. I, S. 44 f. — Gilbert hat an der Vorrede zur Äschylus-Übersetzung (1832) und an Alexander nachgewiesen, wie stark damals Hegels formaler und inhaltlicher Einfluß auf Droysen gewesen ist. Er zeigt gut die Ambivalenz Hegelscher und realistischer Elemente im Hellenismuswerk, setzt die Loslösung nach dem Erscheinen der Diadochen an und läßt sie, wie schon Hintze, durch die Diskussion um Strauß' Leben Jesu mit befördert werden. Zuzustimmen ist ihm mit der Datierung der eigentlichen Emanzipation auf den obenerwähnten Briefwechsel mit Perthes. Vgl. auch dort (S. 45) den Hinweis auf die Veränderungen in der 2. Aufl. der Äschylosübersetzung.

[2] Gegen den Irrtum, der in dem „Verwechseln der Empirie und der Spekulation" liegt, wendet sich Droysen in einer sehr interessanten Auslassung über die Ästhetik (Hegels), Briefw. I, S. 45 f. Im selben Zusammenhang nennt er Hegels Irrtum „die Schöpfung beweisen" zu wollen, „vielleicht den großartigsten Irrtum, der dem Geiste vergönnt ist".

[3] Wenn er schon 1835 brieflich (an Welcker, Briefw. I, S. 79) von dem Werk eines Hegelianers sagt: „es ist so gar sehr darin gehegelt", so erfahren wir gleich, in welcher Hinsicht ihm das Bedenken erregt: „Das tut doch bei empirischen Dingen nicht sehr gut".

sie von Droysen zurückgedrängt[1]. Seine historische Arbeit — es war die Zeit der Abfassung der Geschichte des Hellenismus, in der sich die Krisis verschärft — ließ ihn immer deutlicher das Gewaltsame und Konstruierte der Hegelschen Dialektik empfinden, und sie repräsentierte ja für ihn, wie für so viele seiner Zeitgenossen die Philosophie[2]. Ich glaube, schreibt er 1842[3], überall nicht mehr an die Philosophie[4], und ein Jahrzehnt später: Die Philosophie ist durch Hegel und seine Schule für geraume Zeit nicht bloß diskreditiert, sondern in ihrem eigensten Leben zerrüttet[5]. Der Schlußabschnitt des Hellenismus, vor allem die private gedruckte Vorrede dazu, verrät uns deutlich, was Droysen an der philosophischen Auffassung der Geschichte widerstand. Er führt da der Reihe nach eine Anzahl Geschichtsauffassungen vor, die dadurch gekennzeichnet sind, daß sie den einen oder anderen Abschnitt der geschichtlichen Entwicklung als den absoluten Höhepunkt ansehen und damit, indem sie die historische Entwicklung auf diesen absoluten Punkt beziehen, derselben den Charakter einer Notwendigkeit vindizieren. Dahin gehört die theologische,

[1] Vgl. die lapidare Formulierung (31. 7. 64 an den Sohn): Überhaupt, unsre Wissenschaft will nicht erklären, sie darf nicht konstruieren, sie muß lernen und verstehen" (Briefw. II, 849).

[2] Droysens ungünstiges Urteil über Schelling — allerdings wesentlich wohl durch die politische Konstellation bei seiner Berufung nach Berlin bestimmt — Briefw. I, S. 221, vgl. auch 214: „Wahrhaftig, der alte Hegel leistete was darin, die empirische Wahrheit mit Füßen zu treten, aber es waren die rhythmischen Füße einer großen Gedankenwelt... Hier sind es die Spinnen- und Elefantenfüße der Willkür, Unkenntnis, Unlogik und Phantasterei."

[3] Kl. Schr. I, S. 298 ff.

[4] In einem, durch die Schärfe und Bitterkeit des Tons bemerkenswerten, sich mit dem Positivismus auseinandersetzenden Brief an Th. von Schön vom 1. 2. 52 (Briefw. II, S. 48 u. 210). Vgl. die Äußerung in ähnlichem Zusammenhang (an Sybel 13. 2. 22), die Hegelschen Schüler hätten, wie zur Zeit die Positivisten, ihre Philosophie ebenso für die Methode überhaupt erklärt „bis darüber die Philosophie in den Dreck geriet". Droysen kündigt an, er werde, „um hiergegen anzukommen" seine „Methodologie und Enzyklopädie lesen". (Briefw. II, S. 54 f.)

[5] Die gute Zeit für die „Hegelschen Erörterungen" sieht Droysen (an Heydemann 6. 2) 1844 vorüber. „Ich kann es doch nicht preiswürdig finden, daß man noch immer glauben will und glauben machen will, als stünde man noch auf dem Hegelschen Boden. Dies ist gründlich vorüber und eine Antiquität . . ." (Briefw. I. S. 266.)

heilsgeschichtliche Geschichtswürdigung[1], die normative altertumswissenschaftliche Betrachtungsweise[2] und schließlich die Hegelsche Philosophie des Geistes. Wenn nun Droysen nach seinem eigenen Bekenntnis als die höchste Aufgabe der geschichtlichen Wissenschaft die Theodizee bezeichnet[3], so will er damit nicht nur theoretisch die große historische Leistung rechtfertigen, die ihm mit der Erschließung und Würdigung des Hellenismus gelang, sondern er will für das historische Verstehen der einzelnen geschichtlichen Epochen und Kulturen eine von normativen Ansprüchen nicht beeinträchtigte Würdigung derselben aus sich heraus, aber im Zusammenhang sicherstellen[4]. Droysen ist hier von Herder und Ranke

[1] Neuerdings wird — im übrigen sehr mit Recht — die religiöse Note in der Geschichtsauffassung Droysens betont. Meinecke hat sie zu würdigen versucht. Ich verweise auch hier auf meine Untersuchung über die Geschichtsphilosophie des 19. Jahrhunderts und die Theologie der Geschichte (vgl. oben S. 130 Anm. 6). Gilbert hat sich bemüht, das Verhältnis dieser Strömung im Geschichtsdenken Droysens zu den Hegelschen Elementen (der Frühzeit) aufzuklären. Ich würde meinen, daß man die — entschieden theistisch und näherhin christlich bestimmte — Frömmigkeit Droysens nicht zu nahe an die heilsgeschichtliche Auffassung rücken darf, wie sie etwa von dem Theologen J. v. Hofmann (Das Verstehen II, Kap. IV, 14) vertreten wird. Er selbst beruft sich einmal — allerdings in etwas anderem Zusammenhang — auf R. Rothe. Man sieht daraus, daß er, wenn man seine „Geschichtstheologie" überhaupt in Zusammenhang mit theologischen Konzeptionen bringen will, der Schleiermacherschen Linie, wie ich sie im II. Band hervortreten zu lassen bemüht war, nahezurücken ist (so auch Meinecke, a. a. O. S. 263). Von Theologen trat Droysen in Berührung mit Neander, bei dem er als Student Exegese trieb (G. Droysen, a. a. O. S. 48), mit Twesten (Nachfolger Schleiermachers in Berlin) und Dorner in Kiel. — An der streng heilsgeschichtlichen Geschichtsauffassung mußte ihn vieles (Ausschließlichkeit, typologische Konstruktionen usw.) abschrecken.

Über das Verhältnis zu Schleiermacher s. u.

[2] Die mit Recht Rothacker in seiner Einleitung (S. 38) als Trägerin einer normativen Haltung, eines Weltbilds, als „Großmacht" charakterisiert hat. Vgl. oben und Das Verstehen I, Kap. I u. III.

[3] So auch — viel später (1854) — Briefw. II, S. 283 mit dem Doppelgegensatz gegen Hegel und Positivismus: „Laß jene messen und wägen; unseres Geschäftes ist die Theodizee. Wahrlich nicht eine Philosophie der Geschichte; man soll es bleiben lassen, mehr als zu verstehen, aber man hat vollauf daran genug".

[4] „Nur in der Gesamtauffassung der Geschichte als der Entwicklung der Menschheit kann den einzelnen Gestaltungen, Völkern, Kulturen, Staaten, Individuen ihre rechte Bedeutung gewonnen werden . . ." heißt es im

gar nicht so sehr entfernt. Auf Hegel zielt sein Protest gegen die Doketisierung der Geschichte zugunsten einer geschichtsphilosophischen absoluten Zielsetzung [1]. Gegen die Vergewaltigung, die Hegels Geschichtsphilosophie vornimmt, die, was war und ist, für „Exemplifikation der Logik", die Geschichte für den „Automaten eines wenn auch noch so großartigen Systems dialektischer Bewegung" hält [2], gegen sie ruft Droysen nach einem „Kant", der, der Willkür in der Behandlung der Geschichte ein Ende machend, die Grundlagen ihres Erkennens festlege. Der Geschichte ihre große Aufgabe sichtbar zu machen, die sie „zwischen der falschen Alternative von Philosophie und Materialismus" hat, ist das Anliegen Droysens. Wir sehen, daß die Kritik an Hegel das Ihre dazu beigetragen hat, in Droysen das Verlangen nach einer tragfähigen Historik entstehen zu lassen. Wenn er selbst sie später entwerfen sollte, so war nicht umsonst die Lehre vom Verstehen darin ein Herzstück.

Das historische Verständnis, das er der Hegelschen Ge-

Vorwort zum Hell. (Kl. Schr. I, 313). Er betont — sicher noch unter Nachwirkung Hegels — stark diesen einheitlichen Zug. „Aber in der Geschichte", so bemerkt Droysen einmal zu Duncker (Briefw. I, S. 307), „ist noch weniger wie in der Natur ein relativ in sich beruhendes Einzelnes. Erst im Gesamtverlauf und in der Gesamtaufgabe, die sich in der Geschichte eben nicht verbirgt, gewinnt jedes Besondere seine rechte Bedeutung."

[1] Droysen unterscheidet in seiner Kritik der Geschichtsanschauungen eine „sog. historische" und eine „rationelle", denen er die „wahrhaft historische" gegenüberstellt (Kl. Schr. I, S. 309 ff.). Die erste, die „recht eigentlich in Anspruch nimmt, die Bedeutsamkeit der geschichtlichen Entwicklung zu vertreten", geht nach Droysen im Grunde auch normativ eingestellt an ihr Objekt heran — auch sie sieht, von einem bestimmten Punkt der historischen Entwicklung an, jeweils „statt der Entwicklung Verwilderung, statt des Fortschreitens Auflösung und Verfall". Droysen wirft damit eigentlich der Historischen Schule Untreue gegen ihre eigenen Prinzipien vor — er verteidigt gegen sie das wahre Verstehen. Aber: diese Ansicht besitzt eine tiefe Berechtigung gegenüber der rationellen, die „in dem Bedürfnis subjektivster Mitbeteiligung die scheinbare Last mannigfaltigster Bedingungen und Beziehungen von sich wirft, in jedem Augenblick von vorn anfangen und mit besonderem Sprung das schließliche Ziel, ein absolut Bestes, erreichen zu können wähnt, also daß die ganze Fülle und Breite der Wirklichkeiten für nichts ist, als nicht vorhanden außer Acht und Arbeit gelassen wird" (a. a. O. 311).

[2] Vorw. zum Hellen. (Kl. Schr. I, S. 307).

schichtsbetrachtung gegenüber sicherstellen will, sieht Droysen im übrigen noch besonders durch die „Theorie der Naturwüchsigkeit“ [1] bedroht, die organische — er nennt sie auch: „vegetative“ — Auffassung [2] von dem, dem physiologischen Blühen und Welken der Pflanzen analogen notwendigen Prozeß im Lebenslaufe der Völker, den Hegel — übrigens darin bekanntlich Herder folgend — angenommen habe. Droysen protestiert gegen diese Konstruktion [3] aus einem mehrfachen Interesse: einmal zugunsten der Mannigfaltigkeit und Vielschichtigkeit der geschichtlichen Entwicklung [4],

[1] Ebd. S. 308 ff.

[2] Es liegt nahe, hier an die Historische Schule zu denken, die aber — wie Meister, a. a. O. S. 51 richtig bemerkt — von Droysen kaum je genannt wird. Man wird trotzdem Droysen nicht zu stark gegenüber ihren Vertretern distanzieren dürfen, wie das neuerdings vielfach geschieht. Gerade wenn man an andere kleindeutsche Historiker denkt, wird man diesen Fehler nicht machen.

Besonnene Erwägungen darüber bei Meister (a. a. O. S. 46 ff., 52), der die besondere Dynamik der Droysenschen Geschichtsauffassung betont. Charakteristisch scheint mir die Betonung der Nachwirkung der Vergangenheit, des Gewordenen im Gegenwärtigen, die Droysen immer wieder geltend macht. So wenn er in der Vorrede zu der Vorles. über die Freiheitskriege sagt, daß „das wahre Vernunftrecht nichts gemein hat mit jenem faden Radikalismus, der in jedem Augenblick den Staat und das Recht von neuem anfangen und aus utopischer Abstraktion abzuleiten zu können meint, sondern daß in dem Gewordenen selbst und in dem Wege, wie es geworden, dem forschenden Auge sich die ewige Vernunft jenes Werdens offenbart, das zu begreifen Trost . . ., das mitwirkend weiterzuführen des tätigen Mannes höchster Beruf ist“ (G. Droysen, a. a. O. S. 313). Diese Verbindung von Verstehen und Weiterführen scheint mir sehr charakteristisch für Droysens Haltung zu sein.

[3] „Abstrakte Gesamtausdrücke“ nennt er „Blüte“ und „Verfall“ (G. Droysen, a. a. O. S. 213).

[4] Wie sich Droysens Überzeugung von der Eigenbedeutung der Einzelepochen und -erscheinungen der Geschichte, die durch den Gesamtzug der Entwicklung nicht mediatisiert werden dürfen — vgl. die berühmte Wendung: „Gott ist zu keiner Zeit unbezeugt geblieben, . . .“ (Briefw. I, S. 108), — im Gegensatz zu, aber auch wieder aus Hegelschem Denken bei ihm enwickelt, zeigt lehrreich in dem Brief an Perthes vom 30. 10. 36 die Auseinandersetzung mit Leo. („Daß jede geschichtliche Erscheinung, so nahe oder ferne sie auch von dem einigen und wahrhaften Mittelpunkt entfernt ist, nicht bloß nach dieser Entfernung zu bestimmen, sondern in derselben vielmehr eine wesentliche Stufe ist: in diesem Positiven ist ihre Wahrheit und ihre geschichtliche Berechtigung, hierin die Ideale ihrer Existenz und die Gewißheit, ‚daß auch in ihr Got-

die sich nicht so eingleisig und geradlinig festlegen lasse — statt des stufenweisen Nacheinander haben wir ein vielfach gegliedertes und ineinandergreifendes Nebeneinander anzunehmen, — sodann im Interesse der Wahrung der Freiheit der Entwicklung, die der empirisch eingestellte Forscher allerorten in dem geschichtlichen Verlauf durchbrechen sieht[1], — ist dieser doch weit entfernt davon, sich mit der ehernen Gesetzmäßigkeit in vorgezeichneter Bahn zu vollziehen, die die Hegelsche Geschichtsphilosophie ihm vorschreibt[2]. Es ist vielfach und mit Recht betont worden, daß in der Geschichtsauffassung Droysens das spontane und das voluntative Moment eine höchst wichtige Rolle spielt[3]; Droysen wird nicht müde,

tes Geist nicht unbezeugt geblieben"). — Aus dieser Einstellung heraus konnte Droysen zum Entdecker der Eigenbedeutung der hellenischen Epoche werden. (Vgl. auch Meinecke, a. a. O. S. 257 ff.).

[1] Leider ehlt noch eine Untersuchung über die Wandlung des Freiheitsbegriffes von Hegel zu den kleindeutschen Historikern. — Charakteristisch für Droysens Auffassung ist die Formulierung in der Akademie-Antrittsrede: „Gleich als ob in dem Bereich des geschichtlichen, d. h. sittlichen Lebens nur die Analogie der Betrachtung würdig sei, nicht auch die Anomalie, das Individuelle, der freie Wille, die Verantwortlichkeit, der Genius; als ob es nicht eine wissenschaftliche Aufgabe sei, für die Bewegungen und Wirkungen der menschlichen Freiheit und Eigenartigkeit ... Wege der Erforschung, der Verifizierung, des Verständnisses zu suchen" (Briefw. II, S. 890). Vgl. in der Auseinandersetzung mit Buckle (Hist. S. 57 f., 62).

[2] Scharf wendet sich Droysen einmal (an Heydemann 7. 7. 1842) gegen die Annahme eines notwendigen, „prädestinierten" Verlaufs in der Geschichte. „Was würde wohl gesagt werden, wenn wir drei Jahrhunderte vor Luther nichts wüßten? Wahrlich nicht so, als wäre Luther von dieser Zeit vor ihm in der Weise notwendig geworden, daß sie ihn selbst erzeugt hätte; das geht einmal nicht; was wir notwendig nennen, heißt nicht ein produzierender Zwang, sondern eine rückwärts begreifende Konstruktion ... Meine Freunde von der Hegelei begreifen nicht, daß das Wort notwendig ein schnurrig Wort ist, und darum verderben sie die Geschichte. Das letzte in derselben ist doch immer wieder ein neuer unbegreiflicher Schöpfungsakt: Mann und Weib gehören dazu, damit ein Kind erzeugt wird, aber daß es erzeugt wird, ist ein unauflösliches Rätsel, unberechenbar und ein Gegenbeweis, über den selbst die Michelets nicht fortkommen müßten" (Briefw. I, S. 219). — Der gleiche Vorwurf der Determinierung (und damit Mediatisierung) der Geschichte ist es natürlich, den Droysen dem heraufziehenden Positivismus zu machen hat. (Comte steht eben im Zusammenhang mit Hegel.) Vgl. S. 155.

[3] Einleitung S. 175 f. „Je mehr die Wertakzente auf den sittlichen Willen glitten, desto mehr mußten sie von dem nur noch ‚vegetativen' ‚Naturwuchs' entweichen" (S. 176).

die Bedeutung zu unterstreichen, die dem schöpferischen Willen, der Aktivität und Energie in der Geschichte zukommt[1]. Er folgt darin — soweit nicht, was natürlich als primär gelten muß, seine natürliche Anlage, Charakter und Temperaments, dahin wirkten — Fichte und weist, im übrigen seinen Zeitgenossen und politischen Freunden Dahlmann, Gervinus, Häußer ähnlich[2], damit auf Treitschke vor. Droysen hat gerade in dem Vorwort seines Hellenismuswerkes, in dem er mit der Geschichtsphilosophie Hegels sich auseinandersetzt, diesem Spontaneitätsgedanken Ausdruck gegeben in den von dem höchsten Schwung einer echt idealistischen Grundauffassung getragenen Sätzen, die die dem Menschen in der Geschichte zufallende Aufgabe umreißen. „Es gilt", heißt es da, „die Welt zu überwinden. Es gilt — ein endloses Werk — forschend und gestaltend, nützend und begreifend alle Weiten und Tiefen zu umspannen, alle Massen und Fernen zu durchdringen, dies Ich, den Keim der Göttlichkeit in uns, nach seiner unendlichen Kraftmöglichkeit zu entwickeln, nach seiner ungemessenen Machtberechtigung zu betätigen . . ." [3]. In der eigenartigen Mischung von Aktivität und Kontemplation, die hier als Ideal gepriesen wird, kommt ein sehr charakteristischer Zug in der Weltauffassung Droysens, aber auch ein Gegensatz gegen die klassische-romantisch stärker kontemplative Haltung zum Ausdruck, — er ist auch nicht ohne Einfluß auf seine Verstehenslehre.

Die historische Erfahrung spielt, sahen wir, Droysen gegen Hegel aus. Verdeutlichen wir uns diesen Begriff noch etwas. Nicht im Sinne eines platten Empirismus weist der Verfasser der Historik darauf hin, daß der Boden aller menschlichen Erkenntnis empirisch sei[4]. Aber das Faktische soll die Grundlage

[1] Vgl. die Auffassung von Geschichte, wie sie Hist. § 45 u. 47 vorträgt und die Buckle-Rezension (s. u. S. 117 Anm. 2). Mat. S. 74 wird als die Bestimmung des Menschen angeführt „fortdauernd zu werden, in steter Arbeit zu sein". Mit Fichte wird da sehr charakteristisch die Trägheit als „Ursünde" bezeichnet.

[2] Über die kleindeutschen Historiker als Einheit: vgl. Rothacker, Einleitung, S. 162 ff., v. Below, Die deutsche Geschichtsschreibung[2] 1924, S. 38 ff. — Droysens Urteile: Briefw. II, S. 533 f., vgl. 425, 433 f., 450.

[3] Kl. Schr. I, S, 305.

[4] H: „Empirisch, wie unsere Wissenschaft sein will, können wir nicht anders als in empirischer Weise unseren Ausgangspunkt finden und neh-

bilden [1]. Niemals wäre Droysen der Gedanke gekommen, daß mit der Erhebung des Faktischen die Aufgabe des Geschichtsforschers erfüllt sei; — viel zu lebendig ist dazu noch die idealistische Tradition in ihm [2]. Nicht in dem Sinne also soll die „wahrhaft historische" Ansicht empirisch sein, daß sie bei der Erhebung des Einzelnen stehen bliebe [3]. Droysen hat — ob

men" (S. 2). Vgl. die längere Auseinandersetzung mit der Theorie der spezifischen Sinnesnerven ebd. S. 4, und G. Droysen, a. a. O. S. 168.

[1] „Jedenfalls dürfen Ansichten derart nie in der Weise störend in die geschichtlichen Studien eintreten, daß sie willkürlich die Fakta modelten und verstellten" ... (Briefw. I, S. 104).

[2] Deutlich spürt man diese Tradition, wenn Droysen — brieflich — von dem Bedürfnis und der Fähigkeit der großen weltgeschichtlichen Anschauung spricht, die man doch nicht ohne Jesaias und Äschylos, ohne Augustinus und Aristoteles gewänne, und bezeugt, daß er wisse, was er daran habe, den Baco, den Dante, den Homer und auch ein wenig den Pentateuch mit zu umfassen (Briefw. II, S. 534).

[3] Immer wieder fordert Droysen die Aufweisung höheren Zusammenhanges, bis schließlich zum weltgeschichtlichen (vgl. dazu oben S. 145 Anm. 4). „Mein Kollege Waitz freilich zankt einigermaßen dagegen", schreibt er 24. 2. 45 an Duncker, „aber in der Geschichte ist noch weniger wie in der Natur ein relativ in sich beruhend Einzelnes. Erst im Gesamtverlauf und in der Gesamtaufgabe, die sich in der Geschichte eben nicht verbirgt, gewinnt jedes Besondere seine rechte Bedeutung" (Briefw. I, S. 307 f.). Dazu, trotzdem sie etwas länger ist, eine — sehr typische — briefliche Äußerung Droysen, die schön auch sein pädagogisches Interesse beleuchtet: „Ich habe es gern, junge Leute, auch wenn sie über scheinbar sehr vereinzelt liegende Fragen arbeiten, so viel als möglich auf wesentliche und allgemeine Zusammenhänge aufmerksam zu machen und sie so durch ein möglichst lebendiges Bewußtsein des Allgemeinen vor der peinlichen Vorliebe für das trivial Einzelne zu warnen, wozu sonst die Art unserer Studien so leicht verführt. Aber ist die Verführung des Allgemeinen nicht ärger? Sie kann es sein, wenn dasselbe vorgefaßte Meinungen oder Schematismus ist; sie kann zu Ungründlichkeit und fadem Räsonnement besonders Jüngere führen; aber selbst auf diese Gefahr hin bekenne ich, daß mir ein frei um sich schauender Gedanke eine bessere literarische Zukunft zu versprechen scheint, als Massen von Emendationen, wie sie anderen Ortes so beliebt sind (s. S. 151 Anm. 1); und jedenfalls ist die geistige Anstrengung, ich möchte sagen die moralische Erhebung in jenem Fall größer als in diesem" (Briefw. I, S. 143).

Vgl. auch die Forderungen, die Droysen (Briefw. II, S. 707) an den Lehrer stellen will: Kenntnis, Methode, Charakter. „Wie hoch man seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und seine Lehrmethode anschlagen muß: seine beste und tiefste Einwirkung ruht auf seiner Persönlichkeit. In dem Maße als diese durchgearbeitet, fest, energisch, vorbildlich ist, wird er der Jugend förderlich sein." Die herrliche Stelle Hist. § 41 zitiert Das Verstehen I, S. 241, Anm. 4.

mit Recht oder nicht, steht hier nicht in Frage — der Rankeschen Schule den Vorwurf gemacht, sie sehe den Zweck der historischen Studien nur in der Richtigkeit der Tatsachen[1]. Die Quellenforschung, die dem dienen soll, ist Grundlage, nicht Zweck; schon die Erhebung des Faktischen führt über sie hinaus. Wir werden bei der Besprechung seiner Theorie der Interpretation sehen, wie weit der Spielraum bemessen wird, der der Ergänzung der reinen Empirie zugebilligt wird, aber es soll hier gleich betont werden, daß über die Auslegung im engeren Sinne hinaus kaum ein neuerer Historiker nachdrücklicher als Droysen die Erforschung der Fakten in die Frage nach den größeren, ja den letzten Zusammenhängen hinübergeleitet hat.

Während der Einfluß Boeckhs auf die Gedankenwelt Droysens sich vorwiegend nach der geschichtslogischen Seite geltend gemacht haben dürfte, also in der Hinsicht, die uns hier besonders zu interessieren hat, wirkten sich Hegels Ideen vor-

[1] Brieflich hat sich Droysen — zunehmend im Alter — vielfach und zum Teil scharf und drastisch gegen die „Kleinmeisterei" (Brief vom 9. 10. 36) der Ranke-Schule geäußert. Dem Meister selbst ließ er dabei fast immer Gerechtigkeit widerfahren — „er ist (Briefw. II, S. 434) trotz allem, was man sagen mag, jetzt der größte Historiker, nicht bloß in Deutschland, das größte historische Talent, die größte historische Gelehrsamkeit" — oder: „ich bewundere sein großes literarisches Talent und seine schöne Gabe, alles wie in heiterem Sonnenlicht zu sehen oder doch zu zeigen, als gäbe es in menschlichen Dingen kein Weh und Ach, keine Schuld und Leidenschaft" (Briefw. II, S. 911) —, aber die „Schule" wird hart getadelt. „Freilich will uns eine neue Richtung historischer Studien lehren, daß man ja nicht so arbeiten, daß man hübsch unumstößlich die Fakten eruieren soll, der geistige Gehalt finde sich dann" . . . „Die Herren finden treffliche Sachen, nur nicht den Geist, für den der Geist andere Organe hat als die Fingerspitzen und die Schärfe des Seziermessers" (Briefw. I, S. 108 f. vgl. 104). Die Richtigkeit der Tatsachen, der die Quellenforschung dient, ist „wichtig, wesentlich, Grundlage, nur nicht Zweck . . . Man braucht einen höheren Gesichtspunkt als das kritisieren der Quellen und die Richtigkeit der zu erzählenden Fakta ist stets prekär", schreibt Droysen an Perthes gelegentlich der Rezension seines Diadochen-Buches durch den Ranke-Schüler Ad. Schmidt (Neue Jahrb. f. Philol. 19, 1837). — vgl. Briefw. II, S. 935, 941 f., 975, 977. — Neuerdings gut über das Verhältnis D.s zu Ranke, Meinecke, a. a. O. S. 283. — Eben noch während der Korr. werden mir Küntzels ausgezeichnete Darlegungen über das Verhältnis R.s und D.s im Hinblick auf ihre Geschichte Preußens (Einl. zur Gesamtausgabe von R.s Werken I, 9, 1930) bekannt. Vgl. bes. S. XCIII ff. — Vgl. auch unten S. 186.

wiegend[1] in der materialen Geschichtsphilosophie Droysens aus. Sie kreuzen sich, wenn wir von den — besonders in der Frühzeit betonten — religiösen Motiven[2] absehen, auf diesem Gebiet, worauf vor allem Troeltsch bereits hingewiesen hat[3], mit Gedanken Fichtes, Schleiermachers und Humboldts. Wir haben hier keinen Grund, auf die allgemeinen geschichtsphilosophischen Anschauungen Droysens[4] einzugehen, aber es ist charakteristisch, daß gerade die beiden: Humboldt und Schleiermacher, die in der Geschichte der hermeneutischen Theorie eine so bedeutende Stellung einnehmen, es gewesen sind, deren Lehre die Droysensche befruchtete. Die ethische Akzentuierung ihrer Geschichtsphilosophie finden wir bei dem Historiker der Freiheitskriege wieder: Historik und Ethik erscheinen bei ihm aufs engste verbunden. Das ließ ihn vom Historiker anderes und mehr fordern als Tatsachensinn und Kombinationsgabe: nach Droysen soll die Geschichte erheben. Der Historiker darf deshalb nicht teilnahmslos, nicht kühl gegenüber dem Berichteten erscheinen und sein, sondern „weil er begeistern soll, muß er begeistert sein“ [5]. Er muß „Werte sehen und Werte setzen“. Man wird, trotz gelegentlicher scharfer Absage, die

[1] Vorwiegend, nicht ausschließlich. Wenngleich man nicht sagen kann, daß die dialektische Methode wirklich von Droysen übernommen worden ist, so sind die Arbeiten des jungen D. doch formaldialektisch orientiert.

[2] Für die, weniger aus „Einflüssen“ herzuleitenden, als seiner Natur unmittelbar entquellenden Überzeugungen Droysens vgl. — neben dem oben S. 143 Anm. 1 Ausgeführten — den hochinteressanten Brief an Perthes vom 30. 10. 36 (Briefw. I, S. 103 ff.). Daraus hier nur folgendes: „Der Historiker ist nicht imstande, bis ins einzelne hinein die Notwendigkeit des Geschehens zu begreifen, so wenig wie der einzelne noch alle alltäglichen Vorfälle des Lebens; aber wir glauben, daß in allem bis auf das Kleinste hier die ewige Führung Gottes mächtig und sorglich ist.“

[3] Der Historismus S. 305 ff., Meister, a. a. O. S. 26 ff., 43 ff.

[4] Vgl. hierfür die Darstellungen von Meister, Meinecke, Gilbert.

[5] So wird ihm (Briefw. II, S. 248) die Geschichte, wie später Treitschke, ein „starkes Mahnen, Predigen, Entflammen“, ein andermal (S. 534) ist die Rede von dem „Gefühl der großen konzentrischen Momente, in denen die sittliche Kraft unseres Berufes als Historiker steht“. „Man muß zur Geschichte ein Herz haben“, heißt es einmal, „und wie Heraklit schon von seiner Wissenschaft gesagt. auch die Geschichte schreite daher und schaue ‚trunkenen Sinnes, unlachenden (sic!) Mundes, eine Sybille‘; und gar schön ist der Beisatz διὰ τὸν θεόν“ (Briefw. I, S. 364).

aber doch mehr dem „wie“ der Wertbeurteilung als dem „daß“ gelten, Droysen hier zu Schlosser[1] und Dahlmann[2] in Beziehung zu setzen haben. Zu dem rein kontemplativen Charakter der Humboldtschen Weltauffassung will allerdings der aktivistische Zug im Denken Droysens nicht passen, aber der Glaube und das Vertrauen auf die Macht der Idee, der idealistische, vielleicht darf man sagen: spiritualistische Grundzug, der ihre Gedankenwelt bestimmt, rückt sie wieder mehr zusammen[3]. Schon bei Humboldt findet sich eine freilich durch seine spekulative Neigung in Schach gehaltene Wertschätzung und Betonung der Erfahrung, gerade in Fragen der historischen Erkenntnis; Droysens Gesinnung ist noch wesentlich realistischer, — in seinem Verhältnis zu Humboldt können wir ihn mit Steinthal vergleichen, bei dem sich Bewunderung und Kritik in seinem Verhältnis zu dem Humanitätsphilosophen ähnlich mischen[4]. Wie nahe — auch darin eine Verwandtschaft mit Steinthal und anderen Zeitgenossen — trotz allem Droysen noch transzendentale Gedankengänge lagen, dafür ist seine Ideenlehre Zeugnis, die man mit Recht als der Humboldtschen verwandt empfunden hat, so gewiß sie viel von deren metaphysischem Gewicht aufgegeben hat[5]. Vergleichen wir etwa die Rankesche Ideenlehre mit der Droysens, so wird ohne weiteres deutlich, wie „philosophisch“ trotz allem die letztere anmutet[6].

Bei allem ist wichtig sich zu erinnern, daß Droysens Lehre vom Verstehen, die aus seinem Bedürfnis, über grundsätzliche

---

[1] Bezüglich Schlossers vgl. die Anzeige der Lorenzschen Schrift über Schlosser durch Droysen, Jahresber. der Gesch.-Wiss. I, S. 631 ff. und oben S. 54.

[2] Dahlmann, im Briefwechsel öfter genannt, ist für Droysen allerdings mehr als Politiker denn als Historiograph wichtig gewesen. Von ihm existieren theoretische Äußerungen zur Geschichtsschreibung ja, wie wir (oben S. 70) sahen, überhaupt wenig.

[3] Über Droysens Wertschätzung Humboldts siehe unten S. 157 Anm. 1. Außerdem Das Verstehen I, Kap. IV.

[4] Zur Lehre Steinthals vgl. unten Kap. III.

[5] Meister, a. a. O. S. 58 ff. „So sind für Droysen also die historischen Kräfte weder rein empirisch-psychologisch, noch aber auch metaphysisch zu bestimmen.“

[6] Vgl. die oben in Kap. I samt den Das Verstehen I, S. 258 Anm. 2 zitierten Arbeiten zu Humboldts und Rankes Ideenlehre.

Fragen seiner Forschung klar zu werden und unter verschiedenartigen, von uns kurz betrachteten geistesgeschichtlichen Einflüssen erwuchs, ihre Formulierung, wie schon erwähnt[1], in der Abrechnung mit einer Betrachtungsart und Methode gefunden hat, die der Verfasser der Historik als tief gegensätzlich und verderblich empfand[2]. Dies, die polemische Ausrichtung, die — wenn auch nur negative — Berührung mit dem Geist einer neuen Zeit, einer neuen Wissenschaftsgesinnung weist auf die besondere geistesgeschichtliche Stellung der Droysenschen Lehre, die sie mit der Steinthals teilt. Aus dem Briefwechsel Droysens lernen wir sehr bittere Äußerungen kennen, in denen der Historiker kein Hehl aus seiner tiefen Abneigung gegen „Positivismus", „Materialismus" und die „polytechnische Methode" macht, die er seit Beginn seiner Jenaer Wirksamkeit immer mächtiger um sich greifen sieht[3]. Es ist bekannt, daß Droysen in einer scharfen Rezension der Geschichte der Civilisation von Buckle seine Überzeugung

[1] Siehe oben S. 144 Anm. 4.

[2] H: „Wollten wir, wie in unserer Zeit so oft gefordert wird, die Geschichte nach der Methode der Naturwissenschaften behandeln und sagen, sie sei nur soweit wissenschaftlich, als sie auch die geschichtliche Welt auf die Mechanik der Atome zurückführt, so würde die Geschichte nur eine Naturwissenschaft sein. Während doch die Naturwissenschaften selbst anerkennen, daß sie mit ihrer Mechanik der Atome keineswegs alles, was in den Bereich der empirischen Forschungen fällt, zu erklären vermögen" (S. 2).

[3] Die glänzenden Resultate der physikalischen Methode mit Waage und Mikroskop in den ihr zukommenden Bereichen hat, nach Droysen (Briefw. II, S. 54), die anderen Disziplinen versucht. Die Wirkung ist in methodischer und ethischer Hinsicht schlimm. Ein „aberwichtiges und altkluges, ein intellektuell überreiztes und an Willensstärke, Pflichtgefühl und höherer Geisteszucht verkommenes Geschlecht, voll Eitelkeit, Selbstsucht und Lüsternheit, ohne Strenge, ohne Idee und Ideal" wächst heran (Briefw. v. 1. 2. 52, a. a. O. S. 48). Die Feuerbachsche Philosophie entspricht dem. „Die verderblichste aller Richtungen", die „materialistisch-radikale, welche uns Geschichte und Sittlichkeit und Philosophie und Gott selbst zu einer Dreck- und Stoffwechselwirtschaft, wie es derzeit die ganze aufgeblasene Naturbetrachtung ist, zu machen beflissen ist", die „gern alles mechanisieren möchte" (S. 283), siegt (S. 210). Die „Verzweiflung an der tiefen Macht und Weise der Ideen wird dadurch vollendet", ... „die aber, welche von dem Heiligen, dem Guten, Wahren, Schönen handeln, werden mit offiziellem Mißtrauen angesehen", indes die Massen für die polytechnischen Wissenchaften schwärmen, „welche den Menschen klüger, nicht auch besser machen" (S. 183). — Vgl. Briefw. S. 943 u. ö.

deutlich ausgesprochen [1] hat. Er hat sich auch in anderen Rezensionen mit der positivistischen Geschichtsauffassung auseinandergesetzt [2]. Nicht die Gesetze der Geschichte, aber die

[1] Droysen begrüßt es darin, daß die Bemühungen um eine prinzipielle Begründung der Geschichtswissenschaft (Hist. S. 49) durch den Vorstoß der Positivisten Nahrung erhalten müßten. Der Anspruch Buckles, die Geschichte dadurch zum Rang einer Wissenschaft zu erheben, daß sie der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise, der „Methode der quantitativen Erscheinungen" (S. 59) unterworfen würde, indem alle Veränderungen der Geschichte auf gesetzmäßige Einwirkungen äußerer Erscheinungen auf unser Inneres und umgekehrt reduziert würden, also durch „Erklärung" (dieser von Dilthey wiederaufgenommene Terminus: S. 60), muß zurückgewiesen werden, aber: „ein Werk wie das Buckles ist sehr geeignet, daran zu erinnern, in welchem Maße unklar, kontrovers, beliebigen Meinungen ausgesetzt die Fundamente unserer Wissenschaft sind" (S. 48 f.). An Buckle (vgl. dazu Lottenburger, Die Gesch. phil. H. Th. Buckles (Münchener Diss. 1912) aber ist, neben mangelnder philosophischer Bildung (49 f.), die unkritische Voreingenommenheit zu tadeln mit der er, ohne Erörterung des Rechtes dazu, die Übertragung der naturwissenschaftlichen Erkenntnisweisen auf den so anders gearteten Stoff der historischen Forschung vollzieht („Was Wissenschaft ist, denkt er, weiß jeder, was Geschichte ebenso" S. 52) — während sie hier nur eine gewisse Anwendbarkeit hat bei den „Faktoren der leiblichen Existenz, Naturbedingnissen, statistischen Zuständen" (S. 59) —, daß er die Gegebenheitsweise der geschichtlichen Phänomene (s. unten S. 161) so wenig beachtet, wie er den Zusammenhang beachtet, in dem allein Erscheinungen geschichtlich bedeutsam werden. Gegen die Forderung des englischen Positivisten, den geschichtlichen Stoff zur Gewinnung von — abstrakten — Sätzen (Gesetzen) zu „exploitieren", stellt Droysen eine innerlichere Art der Verarbeitung: zur Bildung (vgl. oben S. 162 Anm. 4) durch die Historie: „Die Geschichte gibt uns das Bewußtsein dessen, was wir sind und haben" (S. 55). So bildet sich in uns die Gewißheit, daß unsere Existenz nicht nur „Stoffwechsel" ist (eine beliebte Formulierung Droysens vgl. Hist. S. 65), sondern daß wir an einer „zweiten Schöpfung" teilhaben, der „sittlichen Welt". Hier wird Droysen zum Verteidiger der Freiheit gegenüber ihrer Bestreitung (s. oben S. 148 Anm. 1) Einer dürftigen „Erklärung" setzt er seine noch zu besprechenden vier Hinsichten der Betrachtung entgegen, die zum Verständnis führen sollen.

[2] Vgl. die erwähnte Sammelrezension in den Jahresber. der Gesch.-Wiss. (1878), in der Droysen für das von den Vertretern der „Lehre von der Mechanik der Atome" zugestandene „Reich des quantitativ Unbestimmbaren" eine besondere Gesetzlichkeit und — entsprechend — Forschungsweise geltend machen will, ausgehend von der Erwägung, daß die Sinnesempfindungen, „also die Grundlagen alles empirischen Forschens und Wissens", nicht Abbilder, sondern nur Zeichen der „wirklichen Welt" gäben, daß das Material der Geschichte — wie schon oben besprochen — nicht Wirklichkeit, sondern Bild von der Wirklichkeit ist.

Gesetze des historischen Erkennens und Wissens hat Droysen nach seinen Worten [1] festhalten wollen.

Wenn wir auch ohne weiteres annehmen dürfen, daß das Interesse an dem hermeneutischen Problem Droysen von den genannten Meistern „ererbt" worden ist [2], so besteht aber doch kein Zweifel, daß sich Droysen selbst durch die konkrete, philologisch-historische Arbeit zum Durchdenken der damit zusammenhängenden Fragen geführt sah [3], und in der Tat macht seine Lehre vom Verstehen, so stark sie in dem Grundgedanken und im Aufriß an die Lehre seiner Vorgänger erinnern mag, nichts weniger als einen eklektischen Eindruck. Eigentliche Auseinandersetzungen hat Droysen auch in seinen enzyklopädischen Vorlesungen nicht gegeben, so daß wir leider nicht in der Lage sind nachzuweisen, wie weit er die Werke seiner Vorgänger nun auf hermeneutischem Gebiet im einzelnen gekannt und benützt hat (also z. B. Schleiermachers [4] Akademievorträge), wieweit ihm die Geschichte des Problems und ihr Zusammenhang deutlich, und wieweit er sich über die Parallelität der Fragestellung in den verschiedenen Geisteswissenschaften im klaren war. Für seine Wissenschaft freilich, die Geschichte, hat er sich die Entwicklung der Bemühungen um eine Theorie ihres spezifischen Erkennens zu vergegenwärtigen versucht [5], aber es ist eigentümlich, wie wenig er dabei auf die verwandte — theologische, philologische — Problematik Bezug nimmt [6]. In diesem Zusammen-

[1] Vgl. die Akademieantrittsrede (Briefw. II, S. 890 ff.).

[2] Es erscheint mir sehr charakteristisch, daß an Humboldt, der in dieser Hinsicht ja von der Folgezeit so wenig gewürdigt worden ist, ausdrücklich — in der Vorrede zur Historik — die δύναμις ἑρμηνωτική gerühmt wird (Hist. S. 6).

[3] Vgl. oben S. 149 f.

[4] Über den Einfluß Schleiermachers auf Droysen vgl. Meister, a. a. O. S. 27, 30 ff., 208, 211 ff., 214 ff. (die Diss. Meisters über Schleiermachers Geschichts- und Staatsauffassung [1922] lag mir, leider nicht gedruckt, vor) und Gilbert, a. a. O. S. 28, Anm. 3, dessen Annahme bezüglich der persönlichen Berührung beizustimmen ist. Er setzt die Bekanntschaft mit Schleiermacher in die 40er und 50er Jahre und deutet auf Dorner als evtl. Vermittler.

[5] Vgl. die wichtige Antrittsrede in der Akademie (Briefw. S. 888 ff., bes. 880), Historik § 17; dazu die Materialien bei Pflaum a. a. O. § 18, S. 80 ff.

[6] In der Einleitung zu einer Sammelbesprechung in den Jahresber.

hang fällt weder der Name Wolfs noch der Schleiermachers oder Boeckhs. Einzig Humboldt erfährt eine, freilich besonders anerkennende, ja enthusiastische Würdigung[1]. Die Verdienste der Göttinger Historiker werden erwähnt[2], ausdrücklich gedenkt Droysen des Wachsmuthschen Entwurfs einer Theorie der Geschichte von 1820. Seitdem, meint er, sei das Gebiet der Historik unbebaut geblieben[3]. Denn Gervinus' Grundzüge der Historik, die neuerdings wieder Berücksichtigung erfahren haben, sieht Droysen als eine bloße Anleitung zur Geschichtsschreibung an[4]. Die „kritische Schule" Niebuhrs und Rankes habe, so meint er mit Recht, eine vollständige Doktrin der Historik nicht geschaffen: die Technik der geschichtlichen Methode sei ihr Hauptanliegen gewesen und in ihr die Kritik[5].

Die „Theorie der Historik", die es zu schaffen gelte[6] und

der Gesch.-Wiss. (I, 1878) weist Droysen allerdings — summarisch — darauf hin, wie „nacheinander die Theologen, die Philosophen, die Rhetoriker, neuerer Zeit auch die Naturforscher, Geographen, die Soziologen usw. die Fragen, die zunächst auf unserem Konto stehen, von ihrem Standpunkt aus beantworten" (S. 626).

[1] „Wenn es uns Deutschen eine Wissenschaftslehre der Historik zu schaffen gelingt, so ist Humboldt ihr Gründer zu nennen" (Mat., S. 84). In einem Brief an den Sohn werden Humboldts Arbeiten (besonders die Einleitung zum Kawi-Werk) für ungleich wichtiger als die Hegelsche Geschichtsphilosophie erklärt, weil sie „auf die Begründung der historischen Methode oder richtiger darauf ausgehen, zu erörtern, wie es möglich ist, diese rein historisch zu erkennen". (Briefw. II, S. 849.) Die Lektüre des Kawi-Werkes — „ein Muster historischer Methode", „eines der großartigsten Werke, die je geschrieben sind" (Mat., S. 84) — (gleichzeitig mit Kants Kritik der praktischen Vernunft) bezeugt für die Spätzeit der Brief an den Sohn vom 29. 4. 83, Briefw. II, S. 958.

[2] Hist. S. 3 ff. Hier ist überhaupt interessant die Abweisung bestimmter Auffassungen von der Geschichte ohne Namensnennung aber deutlich Hegel, Boeckh, Ranke, Macaulay treffend.

[3] Allerdings erkundigt sich Droysen brieflich bei Sybel wegen der Neubearbeitung von Rehms (nicht, wie im Briefw. II, S. 55, Anm. 1 steht: Rehmes) Lehrbuch der hist. Propädeutik (1830), das Sybel 1850 wieder herausgab. (Vgl. oben S. 65, Anm. 4 und oben S. 65 Anm. 4.)

[4] Über Gervinus' Geschichtsschreibung urteilt Droysen Briefw. II, S. 157, 168, 285, 450 u. ö.

[5] Mat. S. 83.

[6] Den erwähnten Sammelbericht über Gesch.-Phil. leitet Droysen mit den Worten ein, bei den Historikern schienen Fragen nach dem Wesen ihrer Wissenschaft, ihrer Theorie und ihrer Methoden wenig beliebt. Vielleicht weil sie für unerheblich oder seitabliegend gälten oder

für die er einen „Kant" herbeisehnte, hat Droysen immer ausdrücklich gegen die Geschichtsphilosophie abgegrenzt und keineswegs etwa mit ihr identifiziert[1]. In erster Linie bewog ihn zu dieser Scheidung zweifellos die oben besprochene Abneigung gegen die spekulative Geschichtsphilosophie, die er vorfand. Ihr gegenüber sollte eine aus der historischen Forschung heraus entwachsende Theorie der Geschichte ausgebaut werden[2], die nicht so sehr als philosophische Konzeption denn als wissenschaftlich gesicherte, immer weiter auszubauende Lehre von allgemeinverbindlichem Charakter und mit empirischer Fundierung[3] gedacht war. Droysen selbst ist sich dabei nicht klar geworden, daß diese Aufgabe für den Problemkreis, den wir heute als formale Geschichtslogik zu bezeichnen pflegen, sehr viel leichter durchzuführen sein wird als für die Fragen der materialen Geschichtsphilosophie, die er in das Aufgabengebiet der Historik einbezogen hat. Es darf wohl wundernehmen, daß Droysen nicht, dem Beispiele seines Lehrers Boeckh folgend, eine Trennung zwischen der formalen Theorie und der materialen vorgenommen hat — vielleicht hätte dann seine Geschichtslogik noch wesentlich stärker gewirkt, als es so der Fall sein konnte, wo sie nun einmal in engster Verbindung und Verflochtenheit mit den anerkanntermaßen stark zeitbedingten material geschichtsphilosophischen Konstruktionen Droysens vorliegt. Es hält sehr viel schwerer die Historik aus ihnen zu lösen als etwa Boeckhs formale Theo-

---

aber es genügend scheine, aus der eigenen wissenschaftlichen und Lebenserfahrung die für den Betreffenden endgültigen Anschauungen gewonnen zu haben (Jahresber. I, S. 626).

[1] Vgl. Briefw. II, S. 283.

[2] „Historisch denken", sagt Droysen einmal, „ist aber auch etwas anderes als philosophisch denken". (Mat. § 91, S. 109.) Die Wissenschaft der Geschichte bestimmt er als das Ergebnis empirischen Wahrnehmens, Erfahrens und Forschens (Hist. § 4 u. 5, S. 8). In der Antrittsrede in der Akademie spricht er von „unserer Art Empirie" (Briefw. II, S. 891). — Vgl. oben S. 143, Anm. 2.

[3] H (Handschrift): „Worin" — so wird im Eingang der Vorlesungen über Enzykl. gefragt — „besteht nun der wissenschaftliche Charakter dieser Studien? in welchem Zusammenhang steht mit diesem Moment ihre Methode?" Sie sollen „nach ihrer Rechtfertigung, nach ihrem Verhältnis zu andern Formen und Richtungen der menschlichen Erkenntnis, nach der Eigenartigkeit ihrer Aufgabe, nach der Begründung ihres Verfahrens" gefragt werden (S. 1 b).

rie der philologischen Wissenschaft von den Bestimmungen über die materialen Disziplinen der Altertumslehre[1]. Eine Erklärung für die mangelnde Scheidung — die rein methodisch-didaktisch bestimmte Einteilung im Grundriß der Historik[2] ist keine solche — gäbe uns höchstens die Erwägung, daß Droysen — hier ganz wie seine Generationsgenossen — seine philosophischen, nicht selten ins Metaphysische hineinreichenden Ideen nicht etwa im Sinne der Weltanschauungslehre als „mögliche Auffassungen", sondern als endgültige Setzungen ansah. Ein Unterschied in bezug auf die Gewißheit und Notwendigkeit etwa zwischen seiner Theorie des psychologischen Verstehens und der Zwecklehre, die er entwickelt, ist für Droysen zweifellos nicht vorhanden gewesen; jedenfalls deutet nichts darauf hin. Er steht darin Humboldt und Schleiermacher entschieden näher als etwa Boeckh und natürlich Ranke. Ich verweise dazu auf die Ausführungen über die historische Methode im „Grundriß" und dort speziell auf die Darlegungen über die Eingliederung des einzelnen Menschen in die höheren Zusammenhänge (die „sittlichen Gemeinsamkeiten")[3], die die enge Verflechtung von Geschichtsphilosophie, Soziologie, Ethik, Pädagogik und Hermeneutik bei Droysen veranschaulichen können. Auch bei Boeckh bestimmte, so haben wir gesehen, das Humanitätsideal letztlich seine Lehre vom Verstehen, oder besser gesagt: es trug und krönte sie; aber immanent wird das Verstehen streng als Wissenschaft und als Kunst entwickelt, dargestellt und gewürdigt. —

Im Ausgangspunkt, in der Verankerung der Theorie vom Verstehen in den letzten Bestimmungen einer philosophischen Wissenschaftslehre, kommen die Boeckhsche und die Droysensche Lehre überein; beide bestimmen philosophisch den Gegenstand ihrer Wissenschaft: das menschliche Wissen, der Geist, das Erkannte, das wiedererkannt werden soll durch die Philologie — und die Bewegung der Welt des Geistes, die Geschichte, die die Historie sich vergegenwärtigt. Wenn wir übrigens die Art der prinzipiellen Begründung, mit der diese beiden Lehren beginnen, mit der der streng

[1] Das Verstehen I, Kap. III.

[2] Die Scheidung von Methode des historischen Forschens und Systematik des Erforschbaren begründet die Historik § 18.

[3] Hist. § 12 und unten S. 176.

philosophischen Wissenschaftlehre — etwa der transzendentalidealistischen Fichtes oder Schellings — vergleichen, so wird deutlich, daß — bei aller Anlehnung und Übernahme wichtiger Grundgedanken — doch ein Unterschied insofern vorhanden ist, als hier nicht vermittels reiner Deduktion vorgegangen wird; Boeckh führt immerhin noch stärker die Ableitung seines Gegenstandes aus den höchsten Prinzipien durch, die die Philosophie ihm reicht. Droysen hingegen nimmt seinen Ausgang bei dem empirischen, unmittelbaren Bewußtsein — „jeder von uns weiß, was Geschichte" ist —, um dann allerdings unmittelbar zu den zwei höchsten Prinzipien aufzusteigen, auf die uns die philosophische Besinnung führt.

Wie Boeckh, der ihm diese Anschauung vermittelt haben dürfte, unterscheidet Droysen[1], nachdem er sich des vorgegebenen allgemeinen Begriffs von Geschichte erinnert hat, den wir von aller Reflexion besitzen, zwei große Seinsbereiche, die er Natur und Geschichte nennt. Wie kommt es zu ihnen? Droysen hat dieser Frage eine besondere Abhandlung gewidmet[2]. Das menschliche Sein, so führt er darin aus, ist, da es in die Endlichkeit gebannter Geist ist, geistig und sinnlich zugleich. Darüber hinaus hat der Mensch die Fähigkeit, sich im Schauen und Denken gleichsam über sich zu erheben[3] und über die Dinge, deren Herr er wird, indem er sie benennt und erkennt. Der Mensch ordnet die Erscheinungen und gelangt so zu immer höheren Einteilungen und Abstraktionen[4]. Dabei

[1] Vgl. für das Folgende vor allem den Grundriß der Historik, bes. die Ergänzungen Mat. zu § 1 u. 7.

[2] Historik S. 66 ff.

[3] Aus einem interessanten Passus H.: „Im Gegensatz dazu (zur Tierheit) zeichnet sich die Menschenart, in ihr ist die ἐπίδοσις εἰς αὐτὸ, daß sie fort und fort einen Zuwachs zu sich selbst hinzufügt, daß sie mit jedem neuen und individuellen Erscheinen ein Neues und ein Mehr schafft." (S. 5 a.) — Ausführungen, die sehr an Herder erinnern. — Droysen schränkt diese Bestimmung aber wieder charakteristisch ein: „Denn wir Menschen wir schaffen nicht, sondern formen und modeln nur an dem, was wir natürlich oder geschichtlich Gewordenes vorfinden." (S. 8.)

[4] „Durch Hoffnung und Erinnerung", heißt es in Mat. S. 71, „beweist der Mensch seinen göttlichen Ursprung." Dazu H.: „Die geschichtliche Welt ist die wesentliche Menschheit; sie ist zwischen der natürlichen und der übernatürlichen, wie der Mensch selbst seinem sinnlich-geistigen Wesen nach an beiden Theil nimmt." (S. 10.)

ergibt es sich, daß wir die Totalität der Erscheinungen umfassen, wenn wir sie nach Zeit und Raum geordnet denken[1]. Gibt es doch Erscheinungen, von denen, da sie sich im wesentlichen ewig wiederholen, das Gleiche, das Typische das Bedeutsame zu sein scheint, indes an anderen das Wechselnde, das individuelle Moment charakteristisch ist und von uns hervorgehoben wird[2]. Das Reich der sich wiederholenden Formen, das von der Vorstellung des Raumes beherrscht wird, nennen wir Natur, jene andere Welt, in der es nicht die Kontinuität des in sich zurückkehrenden Kreises gibt, sondern die die Kontinuität einer unendlichen Reihe zeigt[3], in der, wie Droysen sagt, jedes Frühere sich in dem Späteren fortsetzt, ergänzt, erweitert, ist die Geschichte[4].

Der „objektiven" Geschichte tritt die subjektive, dem Geschehenen das Wissen vom Geschehenen gegenüber. Droysen spricht von der epitomatorischen Methode des menschlichen Geistes, die darin zum Ausdruck kommt, daß nicht alles, was war, in die Erinnerung eingeht, sondern ein vereinfachendes Ordnen der Eindrücke und Erinnerungen stattfindet, nach Kategorien, nach Gesichtspunkten[5]; und zwar geht dieses vor

[1] „Bestimmtheit und Inhalt gewinnen die Begriffe Raum und Zeit in dem Maße, als das Nebeneinander des Seienden, das Nacheinander des Gewordenen wahrgenommen, erkannt, erforscht wird." Hist. § 2, S. 7.

[2] Mat. S. 71.

[3] H: „Hier ist das Bewegende und Wirkende nicht die Mechanik der Atome, sondern der Wille, der aus dem Ich-Sein entspringt und bestimmt wird und der zusammenwirkende Wille vieler, die in dieser Gemeinschaft . . . gleichsam ein gemeinsames Ich-Sein haben, das sich in analoger Weise erhält." S. 7 b.

[4] H: „Die Bewegung dieser sittlichen Welt fassen wir also zusammen als Geschichte." S. 7 b. — In einem wichtigen Briefe spricht Droysen einmal von drei großen Erkenntnisformen, die der Natur unseres Erkennens nach möglich sind: die historische Methode sei die eine, der die Welt der Ethik angehört, die der Physik und die transzendentale (philosophische oder dogmatische) die beiden andern. (Briefw. II, S. 452.) — Vgl. Hist. § 14 und dazu Meister, a. a. O. S. 210 ff.

[5] Hist. § 5, 6, Mat. S. 69 ff. Der Gedanke, daß nicht die Vergangenheit als solche wieder erlebt und belebt werden kann — als „Fundamentalsatz" formuliert in H, „daß was die Historie über die Vergangenheiten erfahren will, sie nicht in diesen sucht, denn sie sind gar nicht und nirgends mehr vorhanden, sondern von dem, was in ihnen noch in welcher Gestalt vorhanden und damit der empirischen Wahrnehmung zugänglich ist" (S. 13) —, sondern daß wir sie nur am Abglanz haben,

sich auf Grund der Nachwirkung, die von der Vergangenheit her in unserer Gegenwart vorfindlich ist, in Erinnerungen oder Überresten. Ideell lebt das Vergangene fort, als „latenter Schein", wie Droysen sagt, als „geistige Gegenwart des Gewesenen"[1]. Und nicht etwa nur das einst Geschehene lebt so — verborgen — fort und harrt der Berührung mit dem Zauberstabe, der es erwecken soll, sondern was von Menschen gedacht, erkannt, erstrebt und geschaffen worden ist: die Welt von Gedanken, Stoffen und Formungen, die als „aerugo nobilis" über die natürliche Erde sich gezogen hat[2]. „Nicht die Natur, nur der Geist läßt solche Erinnerung zurück: nur was Menschengeist und Menschenhand geprägt, gestaltet, berührt hat, nur die Menschenspur leuchtet wieder auf"[3]. Was seines Wesens ist, das erkennt der Mensch wieder. Dieser Gedanke klingt humboldtisch, und ganz im Geiste Humboldts lehrt Droysen, daß erst insofern der Mensch geistig sich zu dem Niveau der Gegenwart zu erheben vermag, in der er lebt, als er in der Geschichte, die Geschichte in ihm ist, Mensch wird[4]. Die Geschichte im Dienst des ethisch-pädagogischen

ist sehr charakteristisch für Droysen und wird oft von ihm ausgesprochen (auch polemisch gegen die Ranke-Schule). Hier wirkt Droysen modern, aber es gilt — vgl. das unten zum Problem der Objektivität Ausgeführte — sich vor Augen zu halten, daß Droysen andererseits wenig Verständnis für die Mythologisierung und Subjektivierung der Geschichte gehabt haben würde, in der sich unsere Zeit gefällt. Der Agnostizismus, der sich so leicht mit solcher Betrachtungsweise verbindet, lag ihm sehr fern. Ist doch sein ganzes Bemühen auf die Sicherung des historischen Erkennens gerichtet. Nicht die Vergangenheiten freilich, sondern unsere Vorstellungen gilt es aber „zu begründen, berichtigen, erweitern und zwar durch methodisches Verfahren" (H. S. 13).

[1] „Nicht die Vergangenheiten werden hell, sondern was von ihnen untergangen ist; diese erweckten Scheine sind ideell die Vergangenheit, sind das geistige Bild der Vergangenheiten." Mat. S. 70. Vgl. Hist. § 6.

[2] Mat. S. 72 f. Wer fände hier nicht Boeckhs Erkennen des Erkannten wieder?

[3] Hist. § 7, Mat. S. 71.

[4] Mat. S. 72. Den Begriff der Bildung entwickelt Droysen in der Auseinandersetzung mit Buckle (Hist. S. 54 f. und unten S. 146, Anm. 2): „Das in der Geschichte der Zeiten und Völker, der Menschheit Erarbeitete im Geist, dem Gedanken nach als Kontinuität durcharbeitet und durchlebt haben, heißt Bildung." Die Enge des „ephemeren Daseins" erweitert sich so, die Geschichte belehrt uns über unser eigentliches Wesen, das „uns Eigenste" wird freier, tiefer, ja wird eigentlich überhaupt

Ideals, das wohl noch das Humboldtische der Humanität ist, aber doch einen spezifisch droysenschen Zug trägt in dem spontan-aktivischen Moment, das schon hervorgehoben war: der Einzelne hat sich seine geistige Welt zu bauen[1]!

Den Ausdruck menschlicher Art, die Äußerung menschlichen Wesens — und nur sie — vermögen wir zu verstehen. Den Erscheinungen der anorganischen Welt, aber auch Pflanzen und Tieren fehlt, nach Droysen, ein Wesentliches, daß wir uns ihnen gegenüber ebenso verhalten könnten: sie haben kein individuelles, kein persönliches Sein[2]. Darum stellen wir uns ihnen gegenüber anders: wir sehen in ihnen nicht Individualitäten, sondern Exemplare einer Gattung, die wir zerlegen und zerteilen, für unsere Zwecke verbrauchen. Droysen ist in der neuern Wissenschaftslehre vielleicht der konsequenteste Vertreter der dualistischen Auffassung: hier Natur, hier Geist[3] und er hat damit große Schule gemacht[4]. Droysen hat in

---

erst, im Verstehen des Gewordenen. (Mat. S. 112 f., Hist. S. 40.) Vgl. dazu für Humboldts Lehre: Das Verstehen I, Kap. IV, S. 229 f. und die Humboldt aus neueren philosophischen Strömungen heraus interpretierende Einleitung Heinemans zu seiner H.-Auswahl 1929.

[1] Droysen spricht wohl auch (Mat. § 9) von den „Formgebungen", in denen und mit denen sich die Menschen individualisieren, in denen der Einzelne sein eigenstes Wesen und Bereich, sich selbst aber zur Persönlichkeit gestaltet. Er nennt sie den „geistigen Leib", den sich der eigentümliche Geist des Menschen schaffe und meint, daß dieser sich in ihnen seines Inhalts bewußt werde, indem er durch sie sich geistig außer sich hinstelle. Vgl. auch Mat. § 92, S. 112: „Die Wiederdurchlebung des Vergangenen ist der Nutzen, welchen das Studium der Geschichte bietet. Besonders der hohe, feierliche Zug, welcher die Geschichte durchweht, die Erhebung über die Kleinlichkeiten der persönlichen Verhältnisse, das ist das Bildende, vorzüglich für die jugendliche Seele".

[2] Hist. S. 10. Es ist nicht uninteressant, die moderne Erörterung dieses Themas — etwa bei Scheler, Die Stellung des Menschen im Kosmos (1930) — dazu zu vergleichen.

[3] H: „Die wissenschaftlichen Methoden sind wie die Organe unserer sinnlichen Wahrnehmung; sie haben wie diese jede ihre spezifische Energie, ihren bestimmten Kreis, für den sie geeignet sind und bestimmen sich nach denselben in ihrer Art und Anwendbarkeit (S. 11)." Droysen führt dann weiter aus, daß gewiß das Auge ein bewunderungswürdig für seinen Zweck eingerichtetes Organ sei, aber man könne auch nicht wollen, daß, was wir riechen, schmecken usw., auf dem Wege des Auges wahrgenommen werden solle.

[4] So knüpft die Heidelberger Schule (Windelband-Rickert) worauf schon Rothacker (Neudr. S. VIII) aufmerksam macht, hier an,

scharfer Konsequenz seine Erkenntnislehre an dieser Scheidung orientiert.

Daß wir uns der menschlichen Äußerung gegenüber anders verhalten können, daß wir sie zu verstehen vermögen, ist in der Gleichartigkeit und in dem Aufeinanderbezogensein aller Menschen begründet. Seiner sinnlich-geistigen Organisation entsprechend hat der Mensch das Bedürfnis, seine inneren Vorgänge sich in Äußerungen spiegeln zu lassen, die dem wahrnehmenden Andern einen Teil seines Innern erschließen. Droysen meint, das gehe so vor sich, daß die Äußerung, wenn sie wahrgenommen werde, sich in das Innere des Wahrnehmenden projiziere und dort den gleichen inneren Vorgang bewirke[1].

Diese Lehre, die in der Folgezeit eine große Rolle gespielt hat, vor allem dadurch, daß Dilthey an sie anknüpfte und sie zur Grundlage seiner hermeneutischen Theorie machte, enthält zwei wichtige Grundgedanken, die wir in ihrer Ausgestaltung als Ausdruckstheorie und Nachbildungstheorie bezeichnen wollen. Die Lehre vom Ausdruck ist nach der logischen Seite meist am schärfsten und eingehendsten von Hegel entwickelt worden, und ich nehme an, daß gerade diese Ausführungen nicht ohne Eindruck auf Droysen geblieben sind[2].

Nach der psychologischen und allgemein deutungstheoretischen Seite hat sich für die Beziehung von Innerem und Äußerem vor allem die Romantik interessiert, die sie zu einem universalen Erklärungsprinzip zu erheben und zur Basis

---

ebenso Dilthey, dessen Intentionen in dieser Hinsicht wohl heute Litt besonders (vgl. etwa Wissenschaft, Bildung, Weltanschauung 1928, S. 22 ff.) konsequent weiter verfolgt.

[1] Hist. § 9.

[2] In seiner Großen Logik behandelt Hegel im 2. Bande die Lehre vom Wesen. Der 2. Abschnitt ist der Lehre von der Erscheinung gewidmet. Sie gliedert sich in die Kapitel von der Existenz, von der Erscheinung, vom wesentlichen Verhältnis. Dieses letztere enthält unter den Überschriften: Das Verhältnis des Ganzen und der Teile, Das Verhältnis der Kraft und ihrer Äußerung, Verhältnis des Innern und Äußern die für unseren Zusammenhang entscheidenden Gedanken. Ich hebe nur einen Satz heraus: „Das Äußere und Innere sind als Bestimmtheit so gefaßt, daß jede dieser beiden Bestimmungen nicht nur die andere voraussetzt und in sie als ihre Wahrheit übergeht, sondern daß sie, insofern sie diese Wahrheit der anderen ist, als Bestimmtheit gesetzt bleibt, und auf die Totalität beider hinweist“ (W. W. IV, S. 159 f.).

einer großangelegten Symbolik zu verwenden trachtete [1]. Diese beiden Gestaltungen der Ausdruckslehre weisen auf Herder zurück, der gerne entsprechende Gedanken vorgetragen hat [2]. Welch bedeutende Rolle das Ausdrucksproblem in der charakterologischen und anthropologisch-psychologischen Lehre Humboldts spielt, haben wir früher [3] gesehen. Droysen jedenfalls macht, entschiedener als Schleiermacher und Boeckh, seine Ausdruckstheorie zur Grundlage seiner Hermeneutik. Dabei entmetaphysiziert er weitgehend diese ursprünglich so stark metaphysisch belastete Doktrin. Freilich, ganz ohne metaphysischen Hintergrund bleibt sie auch nicht bei ihm: die Garantie dafür, daß eine Korrespondenz der Innerlichkeiten sozusagen statthaben kann, ist die Teilhabe am Mensch-Sein, das seinerseits auf eine „absolute Totalität" hinweist, die wir gerade noch erahnen können [4]. An sich aber ist „Äußerung" ihrem Wesen nach als eine empirische Tatsache aufzufassen. Droysen verbindet logisches und psychologisch-deutungstheoretisches Interesse. Logisch gesehen handelt es sich für ihn um einen Unterfall der allgemeineren Beziehung von Ganzem und Einzelnem — eine Kategorie, der wir ja in diesem Zusammenhang bereits öfter begegnet sind. Psychologisch-deutungstheoretisch will er das Innere, das einer Äußerung zugrunde liegt und das wir aus ihr erschließen können, als eine zentrale Kraft auffassen, die, wie er sagt, „in sich eins und gleich, wie in jeder ihrer peripherischen Wirkungen und Äußerungen, so in dieser sich darstellt" [5]. Leider ist Droysen auf die hier sich unmittelbar aufdrängenden Fragen nicht weiter eingegangen, so etwa auf die nach Graden der Ausdrucksbaltigkeit, nach der Valenz und dem Schichtungsverhältnis der Äußerungen usw.; auch an eine Systematik oder Einteilung des Ausdrucks hat er nicht gedacht. Hier wäre bei Humboldt manches zu finden gewesen, das Droysen hätte übernehmen und weiterentwickeln können. Ob ihn die metaphysische Tingierung der Humboldtschen Untersuchungen und Darstellungen abgeschreckt hat, wissen wir nicht; jedenfalls ist gerade in diesem wichtigen

[1] Vgl. Das Verstehen I, S. 258, Anm. 4, ferner Rothacker, Einl. S. 115f.
[2] Dazu etwa Stadelmann, Der historische Sinn bei Herder, S. 42, 79, 97; Litt, Kant und Herder 1930, Kap. 5, 14, 21.
[3] Das Verstehen I, Kap. IV, S. 239ff.
[4] Vgl. Hist. § 12. [5] Hist. § 10.

Problemkreis keine Anknüpfung an den von dem Jüngeren hochverehrten Weisen von Tegel zu konstatieren.

Wir sagten oben, Droysens Ausdruckslehre verbinde sich mit der Theorie der Nachahmung. Wenn er meint, daß wir, den Schrei der Angst vernehmend, die Angst des Schreienden empfänden, so hat die neuere Kritik dieser Auffassung wohl mit Recht eingewendet, daß für ein Verständnis des Zustandes, in dem sich der Schreiende befinde, eine solche Reproduktion nicht notwendig sei[1]. Droysen hat sich nicht in eine genauere Analyse des psychologischen und erkenntnistheoretischen Problems, das hier liegt, eingelassen, aber seine Meinung ist deutlich: die Wahrnehmung einer Äußerung führt zur inneren Reproduktion des Vorgangs, der dieser zugrunde liegt. Wie das Erglühen des Auges, das Zittern der Knie sich als sinnliche Erscheinung innerer Seelenbewegungen geben, die diese erkennen läßt, so gibt es verschiedene Arten des Ausdrucks: jede Formgebung — in Worten und Bildern, in Sitte, Recht, Gesetz usw. — ist ja Äußerung eines Innern; die primärste und vollkommenste aber ist für Droysen wie für seine Vorgänger in der Ausdruckslehre die Sprache[2]. Durch sie wird, so lehrt er, eine ähnliche Totalität, wie wir es sind, ebenso innerlich affiziert, wie wir empfunden haben. Bei aller Äußerung ist nun der Rückschluß auf das Innere möglich: man kann von dem Stückchen Peripherie, das sie darstellt, auf das Zentrum schließen, man kann, wie Droysen sagt, die Induktion auf den Punkt führen, von dem aus die Peripherie angesetzt ist[3].

Diese Ausdrucksdeutung, so dürfen wir Droysen interpretieren, vollziehen wir täglich und stündlich alle; wie wird aus ihr

[1] Eingehende Erörterungen über dies Problem bei Scheler, Wesen und Formen der Sympathie 1923, bes. S. 244 ff.; Dilthey, Der Aufbau der geschichtl. Welt (Ges. Schr. VII, bes. S. 205 ff.); ein lehrreicher, auch bibliographisch reicher Überblick über die Einfühlungstheorien bei M. Geiger, Über das Wesen und die Bedeutung der Einfühlung (Ber. über den IV. Kongreß für exper. Psychol. 1910, S. 29 ff.).

[2] Mat. § 12, S. 75 f. „Das Sprechen, heißt es dort, ist nichts anderes als das Äußerlichmachen des Innern". Und: „das Sprechen ist der sinnliche Ausdruck unseres Denkens".

[3] Mat § 12, S. 75. Vgl. auch Hist. § 10: „Der Verstehende, weil er ein Ich, eine Totalität in sich ist, wie der, den er zu verstehen hat, ergänzt sich dessen Totalität aus der einzelnen Äußerung und die einzelne Äußerung aus dessen Totalität".

Wissenschaft? Ganz allgemein gibt uns zunächst darauf der folgende Satz die Antwort: „Die unmittelbare Wahrnehmung, die subjektive Auffassung des Wahrgenommenen zu prüfen, zu verifizieren, zu objektiver Kenntnis umzuformen, ist die Aufgabe der historischen Wissenschaft“ [1]. Das Gegebene ist für die Geschichte, wie wir sehen, das, was ihr von der Vergangenheit vorliegt — als Erinnerung von dem, was war, als Überreste des Gewesenen. Dieses Material muß sie bearbeiten, diese Reste muß sie zum Sprechen zu bringen suchen; sie muß diese Äußerungen zu verstehen suchen. Das Wesen der historischen Methode, so lautet die klassische Definition [2], ist forschend zu verstehen [3]. Also der systematische Charakter der Forschung ist's, der dieses Verstehen von dem gewöhnlichen, jederzeit im Umgang geübten unterscheidet.

Droysen verweist darauf, wie alle Überlieferung, das Material der Geschichte, zunächst ein uns Fremdes darstelle, das von außen, fast ohne Bezug, an uns herantritt. Es ist „unser, als wäre es nicht unser“ [4]. Die Aufgabe ist, es uns zu assimilieren, es für uns zu gewinnen, es soweit zu unserm Eigentum zu erheben, daß wir es frei überblicken, damit schalten können. Nun bildet sich — „unwillkürlich“ — allerdings in uns alsbald ein Bild von dem, was uns berichtet wird, was wir der Überlieferung entnehmen zu können glauben. Droysen zählt

[1] Mat. § 4.

[2] Hist. § 8, vgl. auch 5 u. 9.

[3] „Wir haben nicht genetisch zu erklären“, heißt es Mat. S. 104, „sondern forschend zu verstehen“. Briefw. II, S. 283, 284. Die „Parole“ Droysens für die Schule, die er in Jena bildet, lautet: „Der Historiker hat nicht bloß Kritik zu treiben . . ., sondern ist Interpret, muß verstehen lernen und lehren“ (Briefw. II, S. 424). Vgl. den bekannten, auch von Meinecke (a. a. O.) angeführten Brief an Arendt über den Entschluß, Methodologie zu lesen (Briefw. II, S. 442); wenn es Kopfschütteln erregt habe, so meint Droysen da, daß er behauptet habe, die Aufgabe des Historikers sei Verstehen oder Interpretieren, so sei dieser Gedanke doch, wie er hoffe, ein sehr fruchtbarer, denn seit Thukydides sei es jedem „ordentlichen“ Historiker darum und nur darum zu tun gewesen. Daß er das Wesen der historischen Wissenschaft im Verstehen — nicht vergangener Zeiten, sondern dessen, was davon noch übrig und gegenwärtig ist — sehe, führt Droysen einmal (Briefw. II, S. 452) als einen der beiden Hauptgedanken seiner Historiographie an. Dazu ebd. II, S. 849.

[4] Hist. § 19.

die Faktoren auf, die zur Entstehung dieses Bildes also etwa zusammenwirken: das Ganze des Materials, das uns vorliegt, unsere — subjektive — Art es zu betrachten und aufzufassen, unsere Selbstempfindung, d. h. unsere Auffassung von uns selbst. Aber stimmt das Bild auch, das wir uns machen, das in uns wird? Um sagen zu können, ob es stimmen kann, müssen wir uns, sagt Droysen, auf seine Entstehung besinnen, müssen wir zu erkennen suchen, wie es vermittelt ist. Die Historik hat diese Aufgabe. Wenn die Geschichte, so könnte man sagen, für Droysen Kritik der Erinnerung ist, so ist die Historik Kritik der Vermittlung dieser Erinnerung.

Als Methodik des historischen Forschens faßt Droysen die drei Betätigungsweisen zusammen, die das geschichtliche Erkennen sicherstellen sollen. Die Sicherstellung ist nötig, weil wir ja eigentlich unmittelbar nur der Gegenwart gegenüberstehen. Das Verständnis der Vergangenheit erscheint getrübt und zwar doppelt, insofern wir an sich schon die fremden Anschauungen schwer zu verstehen vermögen und nur zu leicht die unsrigen hineinzutragen in Gefahr sind, sodann aber, weil wir vielfach auf Zwischenberichte angewiesen sind. Droysen aber sagt ganz im Sinne der älteren Hermeneutiker: „Nur solange man in derselben Sphäre, in der sich die Ereignisse vollziehen, lebt, kann man sie verstehen“ [1]. Er geht sorgfältig dem Werden geschichtlicher Reflexion im Einzelnen und damit immer wieder im Großen, schließlich in der Arbeit des Historikers nach, um die Voraussetzungen für die Entstehung geschichtlichen Sinns, schließlich der historischen Methode aufzuweisen[2].

[1] Mat. § 27.

[2] Sehr schön die Ausführungen H S. 22 ff., die die Entstehung und das Werden der „historischen Frage“ veranschaulichen. Wir wissen alle etwas von Luther, Cäsar, Kant. Das Fragen geht aber weiter: „Ist das nun wirklich so gewesen, wie ich es gelernt und mir gedacht habe?“ In diesen (und anderen) Fragen „umgrenze ich schon ungefähr, was ich, indem ich sie mir zu beantworten suche, zu finden erwarte.“ „Es ist in dieser Frage schon etwas von meinem Eigensten enthalten, es ist schon meine Auffassung von diesen Verhältnissen ...“ „Es ist mein Geist, gleichsam im Akt der Empfängnis gesehen, und sofort arbeiten alle Kräfte und Säfte, das so Empfangene zu formen und zu entwickeln ... Das ist ein weiter und mühevoller Weg. Mit der historischen Frage haben wir nur erst eine Möglichkeit, einen Schimmer in unserer Seele, eine Hoffnung. Es handelt sich darum, ob es sich wirklich so verhält, wie wir fragend ahnten“ (S. 23 b).

Die Heuristik[1] schafft das Material dazu herbei, sie schließt eine Systematik derselben ein und gewinnt damit die Grundlage für seine Wertabstufung, sie erweitert es durch bestimmte Kunstgriffe, wie es das divinatorische Suchen und Entdecken, die Kombination, auch die Analogie und schließlich die Hypothese sein können. Das zweite Stadium der methodischen Arbeit ist die Kritik, deren Aufgabe von Droysen in sehr charakteristischer Weise bestimmt wird. Seiner voluntaristisch-aktivistischen Grundauffassung entsprechend löst er den Begriff der „historischen Tatsache" auf, an deren Stelle er einen Komplex von Willensakten annimmt[2], die im Verein mit den entsprechenden Mitteln, Bedingungen und Zwecken zu ihr zusammenwirkten und die, nun der Vergangenheit angehörig, uns nur noch durch das Medium von Überresten, Auffassungen, Erinnerungen überliefert vorliegen. Der ganze Begriff der reinen Tatsache, heißt es einmal[3], ist konfus, unklar und willkürlich. Es ist nun nach Droysen die Aufgabe der Kritik, das Verhältnis zu bestimmen, in dem dieses Material zu den Willensakten steht, von denen es Kunde gibt[4]. Sie bereitet es damit dazu, eine einigermaßen gegründete und gesicherte Auffassung möglich zu machen[5]. Nicht das alte Gebäude wieder aufzubauen, sagt Droysen einmal[6] sehr plastisch, sondern den Plan, die Struktur desselben erzeugend wiederzufinden durch Zusammenlegung des kritischen Tatbestandes, ist der Zweck der Kritik. Man muß sich darüber im klaren sein, daß die Quellen, die uns vorliegen und auf die die Kritik anzuwenden ist, nicht nur eine Auffassung von Tatsächlichkeiten darstellen, sondern auch unmittelbarer Niederschlag einer Gegenwart sind, daß in ihnen neben dem Begriff über das Geschehen noch eine „Atmosphäre" vorhanden ist, ein Medium der Darstellung, wie Droysen sagt[7]. Zweierlei kommt in ihnen

Die Frage und das Suchen aus der Frage, das ist, nach Droysen, der erste Schritt der histor. Forschung (S. 25 b).

[1] Hist. §§ 20—27.

[2] Mat. § 29, S. 88 werden drei Arten solcher Willensakte unterschieden: erstens das von einem Willen erzeugte uns vorliegende Material (Kunstwerk, Buch), zweitens das Zusammenwirken vieler im Für oder Wider, drittens die unwillkürlichen, wie in der Sprache.

[3] Mat. S. 88. [4] Hist. § 29. [5] Hist. § 36. [6] Mat. S. 89.

[7] Mat. S. 92. Es ist lehrreich, sich hierzu die Ausführungen bei Chladenius (s. o. Einl.) zu vergegenwärtigen.

zum Ausdruck: der Charakter der Zeit und der Charakter des Überliefernden, die allgemeinen geistigen Tendenzen also und die besondere Individualität des Berichtenden [1]. Diese Instanzen bedeuten eine Trübung der Auffassung, die die Kritik nach Möglichkeit aufhellen muß. Ganz wird ihr das nicht gelingen, weshalb ja eben Droysen damit rechnet, daß die Kritik in ihrem „Tatbestand" immer nur einzelnes aus den einstigen Wirklichkeiten und den überlieferten Auffassungen zusammenfassen und ordnen kann; denn auf die Frage, wie verhält sich der Tatbestand zur einstigen Gegenwart, muß die Historik antworten: „wie eine Totenmaske" [2].

Was geschieht nun mit dem „toten", aber geordneten Tatbestand? Unwillkürlich beleben wir ihn, indem wir mit ihm umgehen. Aber soll hier die Phantasie [3], die Kombinationskraft freien Spielraum haben? Nein, antwortet Droysen, die Wissenschaft hat über die Kritik hinaus noch große Aufgaben, damit jene nicht ganz ungeregelt und ungestützt bleibe [4]. Sonst würden sich ja nur historische Romane ergeben [5]. Nein, an die ordnende und geordnete Kritik muß sich eine, ihr Werk fortsetzende und vollendende Interpretation schließen. Forschend zu verstehen ist, sahen wir, das Wesen der historischen Methode. Die Interpretation soll uns das lehren.

Sie regelt also das Verstehen; nicht nur in dem Sinn, dürfen wir sagen, daß sie es systematisch vorgehen läßt, sondern indem sie es differenziert und integriert. Droysen schließt sich ganz Schleiermacher an, wenn er darauf hinweist, wieviel komplizierter und künstlicher sich ein Verstehen gestalten muß, das nicht mehr unmittelbar mit dem Ausdruck des Sprechenden rechnen kann, wie beispielsweise in der schriftlichen Korrespondenz. Auch hier ist vieles erleichtert, wenn der Empfänger des Schreibens vertraut mit der Persönlichkeit des Schreibers

[1] Hist. § 33. [2] Mat. S. 93.

[3] Über die Rolle der Phantasie im hermeneutischen Prozeß war schon mehrfach (Das Verstehen I, S. 250, Anm. 1) zu handeln. „Die Gewissenhaftigkeit", heißt es Hist. S. 19, „die über die Resultate der Kritik nicht hinausgehen will, irrt darin, daß sie der Phantasie überläßt, mit ihnen weiterzuarbeiten, statt auch für die weitere Arbeit Regeln zu finden, die ihre Korrektheit sichern." Hist. § 36, S. 19.

[4] Zur Wertung der Quellenkritik durch Droysen vgl. auch oben S. 132 und G. Droysen, a. a. O. S. 159 ff., 166 f., 169.

[5] Mat. S. 95.

ist, also seine Miene und Stimme etwa sich ergänzen kann. Aber wo das nicht der Fall ist, wird das rechte Verstehen sehr erschwert sein. So bei dem von der Kritik der historischen Forschung bereiteten und übergebenen Material, das wir, wie dargelegt, als Abdruck von Willensakten anzusehen haben, von Willensakten, die längst der Vergangenheit angehören, die, jeder einzelne schon, eine komplizierte Erscheinung darstellen.

So müssen wir wohl, wie Droysen lapidarisch sagt, unser Verstehen viel künstlicher einrichten als bei unserer Korrespondenz[1].

Das ist das Ziel: die Vergangenheiten wieder aufleuchten zu lassen, die trockenen Gestaltungen wieder aufzufrischen, wie Droysen es einmal ausdrückt, und zu einem lebensvollen Bilde zusammenzufügen[2]. Dabei ist Droysen darauf bedacht, die dabei natürlich notwendige Phantasie auf die ihr gebührende Rolle zu beschränken; — die Sage in der früheren Zeit und der Dilettantismus in der unseren kennen im Unterschied von der Historie solche Beschränkung nicht[3]. So spricht es auch die Definition aus, die knapp und klar das Ziel umreißt: das Wesen der Interpretation ist, in den vergangenen Geschehnissen Wirklichkeiten mit der ganzen Fülle von Bedingnissen, die ihre Verwirklichung und Wirklichkeit forderte, zu sehen[4].

[1] Mat. § 35. — B: „Ganz so einfach also wie bei dem Verstehen eines zu uns Sprechenden ist die Aufgabe der historischen Interpretation nicht. Aber eine wesentliche Grundlage gewinnen wir dafür. Es kommt zuletzt darauf an, die Gesichtspunkte zu finden, auf die wir unser historisches Verstehen, unsere Interpretation zu richten haben, — sie so finden, daß in ihnen alles umfaßt ist, was wir verstehen können." (S. 101 b.)

[2] Mat. S. 94. — B: „Wir interpretieren nicht die sog. historische Tatsache, sondern wir interpretieren sie uns nach dem vorliegenden Material, um aus deren Erläuterung und Deutung, aus deren möglichst eingehendem Verständnis zu erforschen, was in ihnen noch über die Tatsachen, von denen sie Zeugnis geben, zu erkennen ist. Unsere Interpretation ist gleichsam ein Auflockern und Auseinanderlegen dieser nur aufgetrockneten und eingeschrumpften Materialien; durch die Kunst der Interpretation wollen wir sie wieder rege werden und Sprache gewinnen lassen." (S. 100 b.)

[3] B: „Es kommt eben darauf an, Normen zu finden, die an die Stelle der Willkür und Phantasie ein sachgemäßes und in festen Schranken sich bewegendes Verfahren möglich machen und gesicherte Resultate geben." (S. 102 b.)

[4] Hist. S. 20.

Droysen unterscheidet vier Arten der Interpretation, die zum Verständnis zusammenwirken[1]. Die pragmatische sucht den kausalen Zusammenhang herzustellen zwischen den von der Kritik präparierten Resten und Überlieferungen und damit das einstige Geschehen zu rekonstruieren. Sind genügend Grundlagen dafür vorhanden, so geht sie demonstrativ vor, im andern Falle sieht sie sich genötigt, von Hilfsmitteln, wie der Analogie, dem komperativen Verfahren und der Hypothese Gebrauch zu machen[2]. Ihr tritt die Interpretation der Bedingungen zur Seite. Die Bedingungen nämlich, durch die bestimmte Erscheinungen, Vorgänge und Werke möglich wurden, können von diesen nicht verleugnet werden; die Reste und Überlieferungen tragen die Spuren davon. Eine dreifache Art von Bedingungen unterscheidet die Historik: räumliche — als solche räumlichen Bedingungen werden aufgeführt die geographische Lage, das Klima, die Produktionsverhältnisse — und zeitliche und schließlich als dritte Bedingung: die Mittel, die zur Durchführung nötig waren und die wir wieder in technische und moralische unterteilen können. Stoffe und Werkzeuge gehören dahin, wie andrerseits Meinungen und Vorurteile, Leidenschaften und Stimmungen der Massen und des Einzelnen solche Mittel darstellen[3].

Ein so starkes Gewicht Droysen auf die Berücksichtigung der Bedingungen des Geschichtlichen legt — „wer nicht das unmittelbare energische Gefühl der Realitäten hat und deren Friktionen lebhaft empfindet, der bleibe lieber fern von der Geschichte“[4] —, so bestimmt ist seine Abwehr aller „Erklärung“ allein oder vorwiegend aus den Bedingungen[5]. Auch hier

[1] Es ist lehrreich, damit die Einteilungen Wolfs (Das Verstehen I, S. 74 ff.), Schleiermachers (S. 119 ff.), Boeckhs (S. 195 ff.) zu vergleichen. Vgl. die Bemerkungen D.s: Abhdl. zur neueren Gesch. 1876, S. 325.

[2] Hist. § 39. [3] Hist. § 40. [4] Mat. S. 96.

[5] Sehr eindrucksvoll formuliert H: „Aber am wenigsten diese materialen Bedingungen erschöpfen das Wesen der sittlichen Welt, reichen aus sie zu erklären, und wer sie damit erklären zu können meint, verliert oder verleugnet das hier Wesentliche. Nicht mit dem Holz und Blech der Instrumente, mit der Akustik der Töne und Akkorde, die mit ihnen hervorgebracht werden, ist eine Beethovensche Symphonie erklärt oder verstanden; der Komponist hat alle diese Mittel und Stoffe und akustischen Wirkungen, um ein Etwas hervorzubringen, das ohne alle Analogie in dem ganzen Bereich der Natur ist, das, in der Seele entstanden, in den Seelen derer, die es mit Hingebung hören, die Emp-

wird am entscheidenden Punkte gegen den Positivismus protestiert[1].

Wie die älteren hermeneutischen Theoretiker kennt auch Droysen eine psychologische Interpretation. Aber er bestimmt sie in origineller Weise. Sie ist ihm auf die Willensakte gerichtet, die den zu verstehenden Sachverhalt erzeugten[2]. Sie ist insoweit auf die Persönlichkeit des Urhebers, Schöpfers oder Ausführenden gerichtet, als diese für das Zustandekommen des fraglichen Sachverhalts wesentlich ist. Hier fragt sie nach der voluntativen und intellektuellen Kraft, die darauf hinwirkte. Droysen betont nachdrücklich die Grenzen gerade dieser Interpretationsweise[3]. Subjektiv und objektiv sind ihr Schranken gesetzt. Subjektiv, insofern die Persönlichkeit des Schaffenden nur immer zu einem Teil an ihrem Tun sichtbar geworden ist, in ihr Werk eingeht, sie bleibt transzendent, „eine Welt in sich“[4]. Droysen hat das wundervoll zum Ausdruck gebracht in den berühmten und gern zitierten Worten: „Die Persönlichkeit als solche hat nicht ihren Wertmesser in der Geschichte, in dem, was sie dort leistet, tut oder leidet. Ihr ist ein eigenster Kreis bewahrt, in dem sie, wie arm oder reich an Gaben, wie bedeutend oder gering an Wirkungen oder Erfolgen sie sei, mit sich und ihrem Gott allein verkehrt — ein eigenster Kreis, in dem der eigentliche Quell ihres Wollens und Seins ist, in dem sich das vollzieht, was sie vor sich und vor Gott rechtfertigt und verdammt“[5]. Und er hat

findungen und Vorstellungen hervorzaubert, die seine Seele erfüllten und bewegten. In diesen Tönen spricht er zu uns, wir verstehen ihn und seine Töne, und seine Töne verstehen wir aus der Empfindung, die er in ihnen aussprach und die uns in allen Registern unserer Seele die gleiche Empfindung erregen“ (S. 8). — Vgl. dazu das Verstehen II, Einführung.

[1] Es sind dieselben Einwendungen, die gegen den Materialismus aller Arten, den Psychologismus und Soziologismus immer wieder zu machen sind. Verwiesen sei hier auf meinen Aufsatz: Das religiöse Gefühl (Kritik von Freud), in: Das Problem der Kultur, Vorträge d. Leipziger Inst. f. Gesch. d. Medizin 1931.

[2] Hist. S. 21. — H. scheidet mehrere Momente im Verhalten der Persönlichkeit zu dem, was sie tut, die in ihr ungetrennt „doch in verschiedenem Grade zur Erkennbarkeit hervortreten“: die willensmäßige und die intellektuelle Seite (S. 115 ff.).

[3] Über ihren relativen Wert und ihre relative Richtigkeit, Mat. S. 97.

[4] Mat. S. 96.

[5] H.: „In das Allerheiligste des menschlichen Herzen dringt nur das

hinzugefügt, daß in dies Heiligtum der Blick der Forschung nicht eindringe[1]. In diesem Zusammenhang wird von Droysen die Wirkkraft des im Verständnis entstandenen Bildes, seine pädagogische Bedeutung, mit wundervollen Worten gewürdigt, an die wir schon früher einmal erinnerten[2].

Auge dessen, der Herz und Nieren prüft, und bis zu einem gewissen Grade das der gegenseitigen Liebe und Freundschaft, aber nicht des Richters, weder des juristischen noch des historischen" (1. Heft S. 116).

[1] Hist. S. 21 f. — Es gibt aus der Spätzeit (Briefw. II, S. 968) eine interessante briefliche Äußerung an seinen Sohn über die Grenzen, die der biographischen Forschung gezogen sind. Da heißt es: „Es ist ein wunderlich Ding damit, wenn man so forschend einem Menschen nachgeht. Wieviel kann man denn davon erfassen? Sein Ich am allerwenigsten. Solch ein Ich ist ein höchst vitaler Punkt, obenein in steter Bewegung, wie ein fallender Regentropfen, in dem sich die Sonne spiegelt und ihr weißes Licht in Farben bricht, einer der Milliarden Tropfen, deren Schein zusammen die Wunderpracht des Regenbogens bildet. Und man kann nun doch nicht sagen: daß er zum Regenbogen gehört, ist alles, was sich von dem Regentropfen aussagen läßt." Droysen fügt hinzu, beim „York" habe er sich damit geholfen, um das, was von seiner Persönlichkeit zur Erklärung der geschichtlichen Leistung gehöre, in die Biographie hineinzunehmen, aber bei der Beschäftigung mit Friedrich dem Großen, die ihn bei der Abfassung seiner Geschichte der preußischen Politik so in Anspruch nahm, zeige sich wieder die ganze Schwierigkeit. „Objektiv", wie er in Wirklichkeit gewesen, sei er nicht darzustellen, auch nicht „einfach aus seiner großen beherrschenden Leidenschaft oder Aufgabe oder Gedanken zu konstruieren". „Item, er war ein Mensch; freilich ein unermeßlich begabter ... nach allen Richtungen hin produktiv — einzig in seiner Art." — Dazu ist die auch von Meinecke (a. a. O. S. 271) angezogene Briefstelle zu halten, in der Droysen seinem Freunde, dem Maler Bendemann, der behauptet hatte, ein gutes Portrait sei eine Predigt, zustimmt, und für die biographische Erzählung die Forderung aufstellt, sie solle den Menschen „nach seinem besseren Wesen, nach seiner Kraft, Hoheit, seinem innersten Leben" darzustellen suchen; was sich aus diesem Mittelpunkt nicht fassen lasse, sei nicht wert, im Bilde, kaum im Leben zu leben (Briefw. V, S. 334 f.).

[2] Vgl. dazu B.: „... wie es geschieht, daß man gerade diesen als Freund liebt, gleichsam ein unmittelbares Empfinden seiner Seele gewinnt, an ihn glaubt. Nicht weil er so hochbegabt, so klug, so willensstark ist, oft obschon das Gegenteil der Fall ist, aber man empfindet die Seele, man wägt, was sie bewegt, was sie hofft und fürchtet ... Und das Bild, das ich von dem Freunde in der Seele trage, ist die Zusammenfassung und das Verständnis seines innersten Wesens; es ist mir fest, wenn er auch erkrankt und stirbt; es wirkt bessernd, veredelnd auf ihn zurück; es sagt ihm: so bist du eigentlich, denn so bist du in meiner Liebe, in meinem Glauben, so mußt du immer sein; denn so ist dein besseres, dein wahres Ich. In diesem Momente ruht die (stärkste) Macht des Men-

Wie niemals die Persönlichkeit sich in einem Zug ihres Wesens, einem Ausdruck, einer Handlung ganz ausgibt, so ist auch diese eine Äußerung niemals der reine und ganze Ausdruck dieser Individualität, sondern er ist mitbedingt durch Verhältnisse, die außerhalb dieser liegen, wie der ganze Mensch ja selbst, auch der genialste und gewaltigste, in einer Entwicklung darinsteht, deren Macht sich niemand ganz entziehen kann. Den Gang der Dinge, sagt Droysen, aus den psychologischen Motiven herzuleiten, ist nur relativ möglich, weil auch der größte Geist sich jedesmal mit äußeren Gegebenheiten einigen muß. Denn, so formuliert Droysen prachtvoll, „auch der Gewaltigste ist nur ein Moment im Sturm der Dinge", und: „in den Wirklichkeiten wirken noch andere Momente, als die Persönlichkeiten"[1]. Eben darum ist die Erforschung der Persönlichkeit nicht immer das letzte, die Geschichte ist deshalb, nach Droysen, auch gar nicht gemeint, jedem ersten besten in seinem Tun nachzuspüren[2]. Eine deutliche Absage an die psychologistische Historie, gegen die sich der Schüler Hegels hier wendet.

Der psychologischen Auslegung sind also Grenzen gezogen. So deutlich, wie kaum einer vor ihm, hat Droysen den peripherischen Charakter des auf die fremde Individualität gerichteten Verstehens betont. Niemals können wir beweisen, daß wir einen Menschen richtig, daß wir ihn ganz verstanden haben. Freiere Hand als der Historiker hat auch hier der Dichter. Wie später Dilthey, so verweist Droysen auf Shakespeare, der in so großem Maßstab, in so bewundernswerter Weise tat, was in irgendeinem Sinn die Dichter alle tun, — der einen gegebenen pragmatischen Stoff psychologisch interpretiert, d. h. die innere psychologische Welt des Menschen — dazu — gedichtet habe[3]. So souverän und konsequent aber kann der Geschichtsforscher nicht verfahren. Er weiß nur die Mächte, Kräfte und Zusammenhänge, die auf den einzelnen Menschen, und auch den willenskräftigsten, wirken und es ist geradezu seine Aufgabe, nach der inneren Logik der Entwicklungen zu suchen, in denen auch das Werk des größten Einzelnen nur ein — wenn vielleicht auch wirk-

schen über den Menschen, ruht das Geheimnis der Erziehung" (S. 116). — Vgl. Das Verstehen I, S. 241, Anm. 4.

[1] Hist. S. 22. [2] Mat. S. 97. [3] Mat. S. 96, Hist. S. 22.

sames — Moment, er selbst nur eine Masche im Gewebe, nur ein Stiftchen, ein Mosaik ist. In diesem Sinne sagt Droysen: nur im Zusammenhang ist die geschichtliche Wahrheit. Seine Überzeugung ist, daß die wahren genialen Entwicklungen über die Persönlichkeit hinausgehen[1].

Die Interpretation der Ideen hat die psychologische zu ergänzen. Hier verbinden sich Droysens hermeneutische mit seinen geschichtsphilosophischen Lehren besonders eng. Während eine Darlegung, die besonders den letzteren gewidmet wäre, bei ihrer Würdigung mit den höchsten und umfassendsten der Mächte und Vereinigungen zu beginnen haben würde, die in der Geschichte eine Rolle spielen und so den Einzelnen bestimmen, darf die Theorie des Verstehens bei eben dem Einzelnen, den ihr die psychologische Auslegung der Ideen übergibt, anfangen, wenn es gilt, die Persönlichkeit aus den höheren Zusammenhängen zu verstehen, in die sie gebettet weiß. Als „eine Totalität sittlicher Bezüge mannigfacher Art" bestimmt Droysen die Persönlichkeit[2]; ihr Wesen besteht darin, „an allem teilzuhaben"[3]. Aber nicht nur als eine Tatsache wird diese Verbundenheit konstatiert, sondern sie erscheint zur Norm erhoben: die Persönlichkeit muß der Idee hingegeben sein[4]. In doppelter Hinsicht sehen wir also den Einzelnen ins Überindividuelle hineingestellt: einmal steht er in den von Droysen sogenannten und in engem Anschluß an Schleiermacher näher bestimmten sittlichen Gemeinsamkeiten[5], den soziologischen Verbänden und den Systemen des objektiven Geistes; damit aber weiter im Dienst gewisser Zwecke und Gedanken, eben der Ideen. In diesem Dienste hat der Mensch — so lautet die aus dem Geschichtsphilosophischen ins Ethische erhobene Forderung — sich zu betätigen, schafft er sich seine kleine Welt, die „Bienenzelle

[1] Mat. S. 97. [2] Mat. S. 96/97.

[3] Jeder hat in allen sittlichen Sphären, nach der Lehre Droysens, sein Mitleben (Mat. § 44, S. 101). Dabei geht aber die Persönlichkeit niemals völlig in sie auf, auch wenn sie sich momentan ganz hingeben mag. Ist die Persönlichkeit so mehr als diese Sphären und ihre Forderung, so sind doch auch diese „in ihrer Strömung" mächtiger als die Persönlichkeit (ebd.).

[4] Mat. S. 97; vgl. auch S. 98.

[5] Vgl. hierfür die dem Thema: Verhältnis des Besonderen zum Allgemeinen, Stellung der Individualität gewidmeten Darlegungen bei Meister, a. a. O. S. 28 ff. und die früher gen. ungedr. Diss. desselben.

seines Ich“[1]. Er wird also recht eigentlich erst in den Zusammenhängen, in denen er lebt[2].

Die hermeneutische Theorie hat diesem Verhältnis Rechnung zu tragen. Die Interpretation der Ideen tritt an das historische Material unter dem Gesichtspunkt heran, zu verstehen, wie das besagte Verhältnis sich im einzelnen Fall gestaltet hat[3]. Sie ergründet damit einmal den Zustand der sittlichen Gestaltungen, das, was Droysen als „ethischen oder geistigen Horizont“ bezeichnet, für das bestimmte Ereignis oder die Persönlichkeit, die es zu verstehen gilt. Und neben diesem Statischen ein Dynamisches: sie trachtet nach der Erkenntnis der weiterführenden Momente, um die Bewegung zu verstehen, in der der Einzelne, das einzelne Geschehnis darinsteht[4]. In jeder Zeit erfahren die sittlichen Mächte eine ganz bestimmte Verwirklichung und diese ist für sie wieder charakteristisch. Droysen steht mit diesen Auffassungen Hegel und Humboldt recht nahe. Besonders an die Gedanken, die der letztere in seiner großen Abhandlung über das 18. Jahrhundert, zur Charakteristik und zum Verständnis von geschichtlichen Epochen entwickelt hatte, fühlen wir uns dabei erinnert. Minder spekulativ als die Hegelsche ist dann seine Ideenlehre[5] überhaupt der Humboldtschen eng verwandt. Droysen geht davon aus, daß zu jeder Zeit bestimmte sittliche Verhältnisse vorhanden waren, damit aber auch immer eine Vorstellung von ihnen: die Differenzierung, so sagt er, von dem, was ist und was sein soll. Alles Tun des Menschen ist durch gewisse Ideen bestimmt, die sich mit ihm wandeln. Die Ideen der sittlichen Welt — „was seiner Idee nach sich gestaltet, wird sittlich“ — sind als Potenzen von Anfang an

[1] Hist. S. 26.

[2] Hist. S. 24: „Die sittlichen Mächte formen ihn“ (den Menschen). „Das Dasein der Ideen konstatiert erst das Dasein der und der Geschöpfe als Menschen“ (Mat. S. 100). Darum heißt es H: „Wir sollten (statt Interpretation der Ideen) vielleicht besser sagen Interpretation nach den sittlichen Mächten“ (S. 102b). Vgl. S. 162 ff.

[3] Hist. § 43.

[4] An anderer Stelle (Mat. S. 100 f.) wird eine dreifache Betrachtungsweise unterschieden: die momentane, gegenwärtige Gestaltung der sittlichen Verhältnisse, die gleichzeitige Ausbreitung ihrer Betrachtung nach allen Punkten hin und schließlich die fortschreitende Entwicklung der Idee.

[5] Vgl. oben S. 153 Anm. 6 und Meister, a. a. O. S. 55 ff.

in der menschlichen Natur, aber sie entfalten sich erst in der Geschichte[1]. Droysen erinnert an die verschiedenen Auffassungen vom Staat im Mittelalter, bei Juden, Griechen und Römern und in der Neuzeit, an den Wandel in den Anschauungen von der Ehe, daran, wie selbst innerhalb des Christentums die ethischen Grundbegriffe eine Veränderung durchgemacht haben. Wie erkennen wir nun jeweils den Stand der Dinge, wie verstehen wir eine jeweilige „Gegenwart", d. h. eine Epoche? Durch Interpretation der Ideen, lautet die Antwort. Indem wir uns vergegenwärtigen, wie die Bildung einer Zeit stets ein historisches Resultat darstellt, suchen wir aus den Zuständen einer geschichtlichen Epoche den Stand ihrer sittlichen Ideen nachzuweisen. Wenn die Menschen immer unter der Ägide von Ideen stehen — es gibt kein Verhältnis im menschlichen Leben, das nicht Erscheinungsform einer Idee ist, sagt Droysen —, so wird sie sich darüber nicht immer klar, daß und inwieweit es der Fall ist[2]. So konnte man irrtümlicherweise früher annehmen, daß die meisten Menschen und Völker nichts von Ideen wüßten. Erst die Erkenntnis wird sich darüber klar. Während dem Handelnden die Kontinuität seines Tuns keineswegs stets gegenwärtig sein wird, reiht sich für das historische Verständnis Tat an Tat als Glied in einer kontinuierlichen, von bestimmten Ideen durchwirkten Folge von Handlungen. Dabei müssen wir aber dessen eingedenk sein, daß die gleichsam abstrakte Idee, die wir so gewinnen, niemals die Fülle der geschichtlichen Verwirklichung zu ersetzen vermag. „Die breite sinnliche Darstellung", sagt Droysen, „ist größer als die Idee"[3]. Nicht Abstraktion um der Ab-

[1] Mat. S. 99.

[2] Droysen will die ethischen Systeme „nur" als die spekulative Fassung des bis dahin — ideell und in ihrer Wirklichkeit — Entfalteten gelten lassen (Hist. S. 23 u. Mat. S. 98), als Versuch einer theoretischen Summierung. Solche Versuche werden immer wieder unternommen. („Die ethischen Gedanken sind ja auch nur geschichtlich erarbeitet".) Wir ersehen daraus, daß Droysen, trotz seiner idealistischen Grundgesinnung, sehr wohl die Bedeutung der Realität zu würdigen wußte, („Wer nicht das unmittelbare energische Gefühl der Realitäten hat und deren Friktionen lebhaft empfindet, der bleibe lieber fern von der Geschichte." Mat. S. 96.) Für das Verstehen einer Zeit ist natürlich die Frage nach der Bewertung des Ideell-Programmatischen (Dogmen, Gesetze, Prinzipien in Religion, Recht, Wirtschaft, Erziehung usw.) gegenüber dem de facto Geschehenen und Durchgeführten sehr relevant.

[3] Mat. S. 100.

straktion willen kann das Ziel sein, sondern der historische Forscher will, wie Droysen mit Ranke lehrt, mit ihrer Hilfe die Richtung des Stroms erkennen, in dem alles geht. Die Summe der Ideen einer Zeit wird nicht in jedem Einzelnen zum Ausdruck kommen, sondern nur in allen[1]. Aber der Historiker Alexanders kennt auch eine Konzentration des Ideenkreises einer Zeit der Nation in Einer Person[2]. Freilich werden damit nicht alle umfaßt, und die „Entgegenstehenden" sammeln sich, wenn eine gewaltig sich durchsetzende Idee andere vergewaltigt. So sieht Droysen in der Erscheinung Napoleons die Inkarnation der Macht, durch die das Recht verletzt wurde, — „diese Erscheinung seiner Wahrheit ist nicht die absolute Wahrheit". Für das Verständnis des Historikers ist das wichtig: man darf eine Zeit nicht einseitig nach einer Zeitidee auffassen, sondern man muß sich über alle gleichzeitig sich bewegenden Rechenschaft zu geben suchen. Droysen formuliert einmal: erst die fortwährende Kritik der Ideen gegeneinander vermindert die Einseitigkeit und gibt die volle Wahrheit[3]. Er führt übrigens eine Unterscheidung ein, die recht bedeutsam ist, wenn er davon spricht, daß für einzelne Zeiten, wie für einzelne Menschen besondere Gedanken charakteristisch seien, die uns erst ihr Leben und ihre Bedeutung voll verstehen und würdigen lassen; dieser Gedanke aber ist nicht mit der Idee zu identifizieren, er ist: die Idee in einer bestimmten Richtung[4]. Wie kommt es zu dem „Gedanken"? Die historischen Tatsachen selbst erzählt, so antwortet Droysen, ergeben ihn[5]. Der historische Gedanke ist weder spekulativer noch künstlerischer Natur. Er ist die Wahrheit des Sachverlaufs, aus dem ihn die Interpretation entnimmt, wie der Sachverlauf die Wirklichkeit oder Erscheinungsform des Gedankens ist[6]. Beide bewähren sich aneinander. Darum kann Droysen — wenigstens in der Form hegelisierend — sagen, daß uns wahr der Gedanke ist,

[1] Droysen spricht (Mat. § 44 u. a.) von der Idee der Macht, des Rechts des Heiligen, des Schönen, der Wohlfahrt, der Kirche, des Volkes, der Menschheit.

[2] Vgl. Mat. S. 101, wo davon die Rede ist, daß Napoleon als die „Inkarnation der neuen Macht" erscheine.

[3] Ebd. [4] Mat. S. 102. [5] Mat. S. 109.

[6] Hist. S. 24.

dem ein Sein entspricht, wahr das Sein, das einem Gedanken entspricht[1].

Heuristik und Kritik, so sahen wir, bereiten uns den Tatbestand, den es darauf zu interpretieren gilt. Zur Interpretation gehört auch die Frage nach den Ideen, die er enthält. Wir beantworten diese Frage, wenn es uns gelingt, dem Gedanken, den wir dem Tatbestand entnehmen, seine Stelle in der Bewegung der Ideen zu geben. Indem wir die in ihm ruhenden Gedanken erfassen, machen wir aus dem Tatbestand, der ja, wie wir gesehen hatten, nicht der reale der einstigen Gegenwart war, sondern nur ihr „geistiges Ebenbild", mehr, als er bis dahin ist[2]. Die Interpretation der Ideen vollendet das Verständnis[3].

Droysen unterscheidet — soviel ich sehe als erster[4] in der Logik des geschichtlichen Erkennens — von dem, was er den logischen Mechanismus des Verstehens nennt, den Akt des Verständnisses. Er faßt den letzteren als ein intuitives Erfassen auf Grund der Bedingungen und Voraussetzungen, die die hermeneutische Theorie zu entwickeln hat. Es erfolgt nach den berühmten Worten Droysens als ein schöpferischer Akt, wie der Lichtfunken zwischen den sich nahenden elektrophoren Körpern, wie die Empfängnis in der Begattung[5]. So fehlt die Berücksichtigung des spontanen Elementes nicht in dieser auf die methodische Sicherung des Verstehens bedachten Theorie. Daß in ihm ein deutlich aller Erfaßbarkeit, Lehrbarkeit und Methodik Transzendentes einschießt, hat unser großer Historiker gewußt und angedeutet in den schönen Worten: „Das Geheimnis der Hauptsache, des Aktes des Verständnisses zwischen dem Geist des Historikers und dem des Handelnden lehrt unsere Methode nicht, es liegt außerhalb des Schematis-

[1] Hist. S. 24. [2] Mat. S. 100, 102.

[3] „Der Gedanke", heißt es sehr abstrakt in der Historik (§ 44), „den die Interpretation in einem Sachverlauf aufweist, ist uns die Wahrheit dieses Sachverlaufes. Dieser Sachverlauf ist uns die Wirklichkeit, die Erscheinungsform dieses Gedankens. In diesem Gedanken verstehen wir das Geschehene; wir verstehen aus ihm diesen Gedanken".

[4] Meister macht (a. a. O. S. 216) auf die Beziehung dieser Droysenschen Unterscheidung zu Schleiermachers komparativem und divinatorischem Verfahren (vgl. auch Das Verstehen I, Kap. II, S. 140) aufmerksam. Zweifellos handelt es sich hier um Verwandtes.

[5] Mat. S. 74.

mus. Dies Verständnis ist das Vorrecht berufener Geister, es ist ein leiser Widerklang der Wahrheit der Wahrheiten“ [1].

Aber was im Verständnis als Bild der Vergangenheit lebendig geworden ist, soll nun doch auch zum Ausdruck kommen, um mitteilbar zu werden. Der Gedanke soll, wie Droysen es sehr hegelisch formuliert, dem Geiste gegenständlich zum Bewußtsein werden, das Erkannte muß zur Vorstellung gelangen [2]. Wir erinnern uns hier lebhaft der theologischen Verstehenslehre, in der bekanntlich die Frage des Verhältnisses von Forschung und Darstellung eine bedeutsame Rolle gespielt hat. Droysen läßt die Formen der Darstellung [3] sich aus der Doppelnatur des Erforschten ergeben, die er darin sieht, daß diese uns einmal dazu dient, mit dem gewonnenen Wissen über die Vergangenheit die Gegenwart, in der jene fortlebt, besser zu verstehen, und umgekehrt die Vergangenheiten durch die Erschließung dessen, was in der Gegenwart noch fortwirkend von uns erfaßt wird, weiter aufzuklären. Der Historiker aber wird sich immer dessen bewußt bleiben müssen, daß auch die ausgiebigste Forschung uns niemals in den Stand setzen kann, ein adäquates Bild von dem Geschehenen zu erlangen oder gar mitzuteilen. Die gewonnenen Vorstellungen, so sagt Droysen, decken sich bei weitem nicht mit der Fülle von Inhalt, Bewegung, Vielgestaltigkeit und realer Energie, welche die Dinge hatten, als sie Gegenwart waren [4]. Es ist interessant, sich in diesem Zusammenhang an Rankes For-

[1] Mat. S. 115.

[2] Droysen behandelt die damit zusammenhängenden Fragen in seiner Historik unter dem Titel Topik (Hist. § 87, 95). Daß er den Zusammenhang zwischen Forschung und Darstellung als einen sehr engen betrachtete, geht aus den Worten hervor: „Es ist ein Irrtum zu glauben, daß die Forschung alles und ihre Darstellung unwesentlich ist; ohne sie bleibt das Erforschte unreif und ungeschlossen“ (Mat. § 37, S. 107). Also die Forschung gestaltet sich selbst erst endgültig und vollständig in der Darlegung.

Im übrigen kommt Droysen auch in seinem Briefwechsel des öfteren auf Probleme der Darstellung zu sprechen, so etwa Briefw. II, S. 451, wo er sich gegen den Vorwurf der Herbigkeit seiner Darstellung verteidigt und sich gegen die „historische Belletristik“ seiner Zeit wendet.

[3] Hist. § 88.

[4] Hist. S. 37. Vgl. auch oben S. 161. Die Darlegung des Erforschten, heißt es Hist. S. 38, wird in dem Maße richtiger sein, als sie sich ebenso dessen bewußt ist, was sie nicht weiß, als dessen, was sie weiß.

mulierung seines historiographischen Ideals zu erinnern: zu erkennen, wie es wirklich gewesen ist. Ist dieser Widerspruch in der Auffassung der beiden großen Historiker unversöhnlich oder ist er vielleicht nur scheinbar? Wir müssen uns wohl vor Augen halten, daß es sich bei dem angeführten Satz Rankes um ein Ideal handelt, von dem auch der Großmeister der Historie zugegeben haben würde, daß seine Erreichung unendlich schwer, wenn nicht — in Vollständigkeit — de facto unmöglich sein wird. Andrerseits aber kann es keine Frage sein, und wir werden das im Einzelnen noch deutlicher zu erweisen haben, daß in bezug auf das erkenntnistheoretische Grundproblem der Geschichte Droysen einen „subjektivistischeren" Standpunkt eingenommen hat als Ranke, dessen Verstehenslehre wir von einer ausgesprochenen „objektivistischen" Gesinnung getragen sehen. Ehe wir jedoch Droysens Stellung zum Objektivitätsproblem der Betrachtung unterziehen, haben wir noch der Einteilung der Formen der geschichtlichen Darstellung [1] zu gedenken, die Droysens Theorie derselben zugrunde liegt. Es werden unterschieden: die untersuchende, die erzählende, die didaktische und die diskussive Darstellung. Für alle diese Typen der Darstellungsform gilt der Satz Droysens: „Ziel und Weg zum Ziel, das sind die Momente, welche die Form der Darstellung ergeben" [2]. Untersuchend wird die Form der Darstellung da sein, wo die bloße Darlegung des Materials infolge seines lückenhaften Charakters nicht genügt; da muß der Forscher den Leser bei der Untersuchung gleichsam mitforschen lassen — darum spricht Droysen von einer „Mimesis des Suchens und Findens" bei dieser Darstellungsart [3] —, ohne ihn aber die Abwege und Verirrungen mitmachen zu lassen. Was nicht zum Ergebnis führt, muß fortbleiben — darin besteht die „Eleganz der Untersuchung". Ein „logisches Kunstwerk" [4] ist das Ziel. — Die zweite Darstellungsart, die erzählende, gestaltet, wie Droysen sehr plastisch sagt, aus dem Erforschten ein Bild der Gene-

[1] Hist. § 90. [2] Mat. S. 108.

[3] Zwei Wege sind dabei möglich: Ausgehen von einem Ungewissen und Suchen nach dem sicheren Ergebnis oder Ausgehen von einer sicheren Gegebenheit, Aufsuchen von immer mehr Momenten bis zur Gesamtrekonstruktion des Ganzen (Hist. § 90, S. 38 f.).

[4] Mat. S. 108.

sis dessen, worauf sich die Forschung gerichtet hat. Also statt einer Mimesis des Suchens eine solche des Werdens, des Geschehenen. Wenn der erzählende Historiker „tun soll, als ob er dabei gewesen ist", so wird sich damit von selbst ein stärkeres Hervortreten der Persönlichkeit des Erzählers ergeben [1]; und das ist auch Droysens Meinung — wir werden gleich noch davon zu sprechen haben. Jedenfalls lassen sich, je nach der Natur der behandelten Gegenstände, verschiedene Arten der erzählenden Darstellung unterscheiden: so die pragmatische, die monographische, biographische und katastrophische, auf deren Eigentümlichkeiten im Einzelnen wir hier nicht eingehen wollen. — Die Aufgabe, die sich die dritte, die didaktische Art der Darstellung [2] stellt, ist die Einbeziehung des Erforschten in die große historische Kontinuität und zwar besonders im Hinblick auf die lehrhafte Bedeutung für die Gegenwart. Es versteht sich von selbst, daß der lehrhafte Moment nicht etwa eine mechanische Regelübertragung oder ein intellektualistisches Lernen bedeuten soll. Droysen führt hier wieder den, wie wir sehen, in engster Anlehnung an Humboldt und sein Humanitätsideal verstandenen Begriff der „Bildung" ein: „Das in der Geschichte der Menschheit Erarbeitete im Geist, dem Gedanken nach, als sich in sich steigernde Kontinuität durchgearbeitet und nachgelebt haben, heißt Bildung" [3]. Die zu solcher Bildung hinführende didaktische Darstellung will also das Verständnis des Einzelnen aus dem höheren Ganzen und die Erhellung des Ganzen aus der Erkenntnis des Einzelnen zum Ausdruck kommen lassen. So sieht sich diese Form der historischen Darstellung gleichsam von selbst zu ihrer höchstmöglichen Ausdehnung hingeführt: zur weltgeschichtlichen Betrachtung der Vergangenheiten aus der in der Gegenwart gewordenen Gesamterkenntnis [4]. Das ist der

[1] Die Individualität des Erzählers ist hier von großem Belang (Mat. S. 111). Vgl. die bedeutsamen Bemerkungen D.s zur Kritik Pufendorfs (Abhdl. zur neueren Gesch. 1876, S. 325 f.) u. unten S. 185.

[2] Hist. § 92.

[3] Vgl. oben S. 124, Anm. 4. Droysen spricht in diesem Zusammenhang — vielleicht als einer der letzten — den Gedanken der Erziehung des Menschengeschlechts in dem — vollen — Verstand der Humanitätszeit (Lessing, Herder, Humboldt) aus (Mat. S. 112 u. ö.).

[4] Als ein „wunderliches Unternehmen" bezeichnet Droysen selbst den Versuch, Weltgeschichte zu erzählen (Mat. S. 113), wendet sich aber scharf gegen Gervinus, der nur die schwächsten Köpfe dazu auf-

„relativ höchste" Standpunkt, von dem aus wir die sich ineinander schlingenden Vergangenheiten und Gegenwarten verstehen können. Darüber hinaus sehen wir uns dann auf den Gottesgedanken gewiesen[1], aus dem wir die unvollkommene Erkenntnis der Gegenwart zur Totalität zu ergänzen vermögen[2]. Weil sie uns die Anleitung zu seinem Finden gibt, ist diese Anschauung didaktisch im höchsten Sinn.

Schließlich kennt Droysen noch eine vierte und letzte Art der historischen Darstellungsform, die er die diskussive nennt[3]. Sie nutzt, indem sie aus der Fülle des Erforschten das dazu Dienliche bereitstellt und zusammenfaßt, die Erkenntnis des Vergangenen zur Beleuchtung des Gegenwärtigen, sie führt so das tiefere Verständnis einer neuauftauchenden Erscheinung, die Entscheidung in einer Alternative usw. herbei. Sie bildet die Grundlage für die Ausbildung der Theorie; die Theorie nämlich gibt dem Resultat der summierten Bildungen und Erarbeitungen, wie Droysen sagt, den normativen Abschluß. Die historische Erkenntnis bewahrt vor dem Doktrinarismus, der in der einseitigen Hervorhebung des nächstliegenden oder letztwirksamen Momentes in der Entwicklung besteht. Die Diskussion wird um so frucht arer sein, je historischer sie ist, um so verderblicher, je mehr sie auf Doktrinen — idola — sich gründet[4]. Die vier Formen der historischen Darstellung schließen sich im übrigen, wie Droysen ausdrücklich bemerkt, gegenseitig nicht durchweg aus.

gelegt fand. „Er begreift überhaupt nicht, was Geschichte ist." — Die Historik gibt in Bezug auf die wirklichen Versuche nur die Frage: Sind die weltgeschichtlichen Darstellungen von Herder oder Schlözer, von Joh. Müller oder Leo, oder von Ranke Muster für diese Art geschichtlicher Auffassung? (Hist. S. 40.)

[1] Als die höchste Aufgabe der historischen Wissenschaft bezeichnet bekanntlich Droysen (Vorwort zur Gesch d. Hellen. II, 1, Kl. Schr. I, S. 300 u. ö., Neudruck S. 89) die Theodizee. — Vgl. oben S. 145, Anm. 1 u. 4 und 147, Anm. 4. Wieder ist besonders auf den Brief vom 30. 10. 1836 an Perthes zu verweisen, der die Gedanken zur Theologie der Geschichte, die im „Vorwort" ausgeführt sind, andeutet.

[2] Gegen Leo, der die Weltgeschichte als ein stetes Suchen nach Gott aufgefaßt habe, will Droysen die Historie verstehen als ein „stetes Finden aus ihm, soweit er jedesmal erkannt ist" (Mat. § 92, S. 113). „Wenn wir uns nun bloß an das Einzelne halten", sagt Droysen in anderem Zusammenhange einmal (Mat. § 13, S. 77), „bekommen wir bloß Richtigkeiten, schreiten wir zur Totalität vor, gelangen wir zur Wahrheit".

[3] Hist. § 93. [4] Hist. S. 41.

Wir wenden uns nunmehr, nachdem wir die Auswirkung des Verständnisses in der geschichtlichen Darstellung nach der Verstehenslehre Droysens betrachtet haben, der Untersuchung seiner Stellung zum Objektivitätsproblem zu. Droysen selbst freilich lehnt die Frage, ob der Historiker objektiv oder subjektiv, darstellend oder urteilend sein müsse — so formuliert er die Alternative selbst — ab [1]. In diesem Zusammenhang fällt das gelegentlich isoliert und daher mißverständlich angeführte Wort: „Objektiv ist bloß gedankenlos". Droysen weist darauf hin, daß schon in dem Ausdruck einer Tatsache ein Urteil über sie liege. Die Kombination kann nicht unabhänging vom Standpunkt des Forschenden erfolgen. Schon in der Scheidung von Wesentlichem und Unwesentlichem, die der Historiker immerzu vorzunehmen hat, ist der Subjektivität Raum gelassen [2]. Droysen schneidet den Fragenkreis bei der Besprechung des Wesens der erzählenden Darstellungsweise wieder an und verfolgt dort den Gedankengang in der gleichen Richtung weiter. „Die erzählende Darstellung wird immer von einem einseitigen Standpunkt ihren Ausgang nehmen müssen" [3]. Sehr interessant in diesem Zusammenhang ist seine Kritik an Sybels Geschichte der Revolutionszeit, die er diesem in einem ausführlichen Schreiben vortrug [4]. Er vermißt den „künstlerischen Augenpunkt" und damit den „perspektivischen Gesamteindruck" [5]. Er rühmt an der englischen Geschichtsschreibung das „unmittelbare δὸς μοι ποῦ στῶ, ihre ethische Wirkung" und tadelt an „unsern besten historiographischen Arbeiten" den „nur historiographischen Standpunkt". Droysen deutet an, daß die perspektivische Verschiebung, die notwendigerweise dadurch eintreten muß, auf die Weise korrigiert werden könne, daß wir die „Biographie" des Gedankens verfolgen, der in dieser Auffassung zum Ausdruck kommt. Also die geistesgeschichtliche Besinnung über den Standpunkt des Erzählenden als Gegengewicht gegen die unvermeidliche, ja wünschbare Auswirkung der Subjektivität. Ausdrücklich bezeichnet Droy-

[1] Mat. S. 107.

[2] „Nur scheinbar sprechen hier die Tatsachen selbst, allein, ausschließlich, „objektiv". Sie wären stumm ohne den Erzähler, der sie sprechen läßt" (Hist. S. 39).

[3] Hist. S. 110. Mit einer Wendung gegen Ranke wird in der Kritik Pufendorfs (Abhdl. S. 325) dessen „Pragmatismus" gelobt.

[4] Briefw. II, S. 168 f. [5] Vgl. oben S. 37, Anm. 5.

sen die in der Historik Wachsmuths geforderte „objektive Unparteilichkeit" als „unmenschlich" [1]. Es sei vielmehr menschlich, parteilich zu sein. Von einem bedeutenden Historiker (Pufendorf) [2] rühmt er, daß er nicht „jedem in die Karte zu sehen" suchte, um dann über dem Streit stehend, die „angeblich objektive Tatsache" vorzuführen, sondern daß er aus dem Standpunkt, aus dem Horizont, gleichsam aus der Seele dessen, von dem er schreibt, das Getane darstellte. Die „Objektivität" — er selbst setzt die Bezeichnung in diesem Sinne in Anführungsstriche —, die er im Auge hat, wenn er sagt [3], daß nicht sie der beste Ruhm des Historikers sei [4], ist nämlich nur die trockene Materialaneinanderreihung ohne Leben. Darum kann Droysen sagen, daß auch die langweiligste Erzählung, bei der keinerlei Äußerung der subjektiven Meinung statthabe, darum noch nicht objektiv sei. Wir sahen früher, wie das unmittelbare Verstehen, das wir jedem Ausdruck menschlichen Lebens gegenüber üben, von der lediglich subjektiven Gewißheit, die ihm eignet, durch die historische Methode, die Anwendung objektiver Maße und Kontrollen zwecks Begründung und Vertiefung der subjektiven Auffassung, zu scheiden ist. Er hat das klassisch in seiner Antrittsrede in der Akademie ausgesprochen. Diese Ausführungen [5] sind von entscheidender Wichtigkeit. „Denn allerdings", sagte Droysen da, „haben wir von menschlichen Dingen, von jedem Ausdruck und Abdruck menschlichen Dichtens und Trachtens, der uns wahrnehmbar wird oder so weit er noch wahrnehmbar ist, unmittelbar und in subjektiver Gewißheit ein Verständnis; aber es gilt Methoden zu finden, um für das unmittelbare und subjektive Auffassen — zumal da von Vergangenem uns nur noch subjektive Auffassungen anderer oder Fragmente dessen, was einst war, vorliegen — objektive Maße und Kontrol-

[1] Mat. S. 110. — In dem obenangezogenen Brief an Sybel meint Droysen, daß auch Ranke in „seiner wundervoll feinen und kunstreich schillernden Arbeit" doch selten mehr als ein intellektuelles Interesse wecke (Briefw. II, S. 169).

[2] Abhandl. S. 325.

[3] Hist. S. 39.

[4] Einmal (Briefw. II, S. 476) wird die Frage formuliert, ob die Geschichte „mit ihrer vielgerühmten Objektivität" nur Photographie der Geschäfte sei.

[5] Briefw. II, S. 890 f.

len zu gewinnen, es damit zu begründen, zu berichtigen, zu vertiefen; denn das und nur das scheint der Sinn der historischen Objektivität sein zu können"[1]. Droysen erkennt und sagt ausdrücklich, daß immer die größte Gefahr und Schwierigkeit für die historische Auffassung die ist, daß wir unwillkürlich die Anschauungen und Voraussetzungen unserer eigenen Gegenwart mit heranbringen und unser Verständnis der Gegenwart damit uns vermitteln[2]. Das distanziert ihn deutlich von Gervinus und Verwandten und auch von gewissen modernen Strömungen. Nur auf dem Wege der behutsamen und methodischen Interpretation ist es, nach Droysen, möglich, die festen und sicheren Resultate zu gewinnen, die unsere Vorstellung von der Vergangenheit berichtigen und sie uns nach ihrem eigenen Maße zu messen befähigen[3]. Die wahre Objektivität besteht, so hören wir einmal[4], darin, daß „in dem einen Gedanken der Verlauf aller darauf bezüglichen Tatsächlichkeiten dargestellt wird". Wir sahen, wie der Gedanke entsteht: die historischen Tatsachen „selbst erzählt", ergeben ihn. Das heißt es, wenn Droysen sagt, daß es die Gerechtigkeit des Historikers ist, daß er zu verstehen sucht[5]. Diese Objektivität ist nicht Gleichgültigkeit, sie ist auch nicht die „Unparteilichkeit", die nach Droysen darin besteht, daß man nicht „mit Gunst oder Ungunst lügt" und die vielmehr eine Anforderung an den Historiker ist, die zu den Selbstverständlichkeiten gehören sollte[6]. Sie besteht vielmehr, um es zu wiederholen, darin, daß in dem einen Gedanken der Verlauf aller darauf bezüglichen Tatsächlichkeiten zur Darstellung gelangt. Wenn Droysen einmal[7] den Charakter für eine Hauptbedingung des Historikers erklärt, so ist er sich doch klar: „aber dieser ist nicht in der historischen Methode einbegriffen." Das

[1] Kunst und Methode, Neudr. S. 84.

[2] So wörtlich B., S. 102b/103, wo es weiter heißt: „wie sich Shakespeare in Troilus und Cressida und im Sommernachtstraum die griechische Heldenwelt nach der Art und historischen Seite seiner Zeit vorstellte . . ."

[3] B. S. 103. [4] Mat. S. 110.

[5] Hist. S. 37. Dazu darf der schöne Satz aus der Vorrede zur Übersetzung des Äschylos (1832) gehalten werden: „Gerecht zu sein ist das schöne Vorrecht und der schönste Lohn der Liebe" (ebd. S. III).

[6] Mat. S. 110. [7] Mat. S. 85.

historische Verständnis ist, so sahen wir schon, in gewissem Sinne dazu verurteilt, fragmentarisch zu bleiben — hierin stimmen die großen hermeneutischen Theoretiker zusammen. Droysen ist sich dieser Schranken wohl bewußt; wenn er die Ergänzung aus dem Charakter, aus dem Willen des Darstellenden fordert, die die Erfassung einer Totalität erst möglich macht, so weiß er, daß das erst jenseits ihrer möglich ist.

Das kritische Bewußtsein ist somit charakteristisch für seine hermeneutische Theorie. Es kommt darin zum Ausdruck, daß Droysen einerseits nicht mit der Prüfung und Ordnung des Materials die Aufgabe des Verstehens für gelöst hält, wie das manche einseitig historisch-grammatisch eingestellte theologische und philologische Forscher immer wieder getan haben, andererseits aber eine Grenze zwischen Verstehen und Werten andeutete, die dem Subjektivismus Schranken zog[1]. Nur die seichteste Geschichtsbetrachtung, so sagt er einmal, läßt sich auf das Moralisieren ein; es ist bequem, die Dinge bloß weiß und schwarz zu sehen, nur Engel und Teufel[2]. Mit dieser Absage an das moralisierende Richten stimmt er mit Ranke zusammen und unterscheidet er sich deutlich etwa von Gervinus. Wie sich in dem seltenen Manne das Feuer des Enthusiasmus mit der Schärfe der Reflexion zusammenfand, so bändigte in ihm die Gewissenhaftigkeit des Forschers die Leidenschaft des Politikers. Nicht nur den Ausdruck „Verstehen" hat Droysen mit Ranke gemeinsam; daß er ihn zum Zentralbegriff seiner Historik wählte, ist nicht nur Zufall oder Bequemlichkeit. Von der starken und eigenwilligen Persönlichkeit dieses Historikers[3] wird noch einmal das große Thema seiner Lehrer aufgenommen und fruchtbar zu machen gesucht.

[1] Dieser wichtige Punkt ist bei den bisherigen Arbeiten über Droysen nirgends deutlich zur Darstellung gekommen. Auch Meister betont einseitig Droysens Abkehr vom „quietistischen Ideal der Objektivität" und rückt, wie Rothacker u. a. Droysen eng zu Gervinus und den übrigen kleindeutschen Historikern (a. a. O. S. 207).

[2] Gelegentlich (Mat. § 91, S. 111) stellt er als Ziel, hindurchzukommen zwischen dem abstrakten und schlecht moralistischen Extrem der Darstellung.

[3] Vgl. die anschauliche Schilderung seines Wesens und seiner Lehrweise bei Dove, Ausgew. Schriftchen, S. 381 ff. und Giesebrechts Nekrolog (Sitz.-Ber. d. Münch. Akad. 1885) bes. S. 219.

Anhang: Die Lehre vom geschichtlichen Verstehen bei H. v. Sybel.

Vergleicht man mit den gedankenreichen Ausführungen der Historik Droysens die Grundsätze, die Heinrich v. Sybel[1], nur wenige Jahre später als Droysens erste Vorlesung über Methodologie und Enzyklopädie der Geschichte, in seiner Rede über die Gesetze des historischen Wissens (1864) entwickelt, so spürt man deutlich die Verschiedenheit der persönlichen Auffassung der Dinge, aber auch die Entwicklung der Zeit[2]. Kurz vor Sybels Rede hatte Droysen seine bekannte Rezension Buckles (1862) erscheinen lassen. Während in der Rede des Jüngeren ein Einfluß von seiten der positivistischen Geschichtsauffassung, mindestens in der Terminologie, nicht zu leugnen ist, hat Droysen in aller Schärfe und Bestimmtheit jede Konzession an diesen seiner Welt- und Geschichtsauffassung entgegengesetzten Standpunkt abgelehnt. Man hat mit Recht auf das Zurücktreten des philosophischen Inter-

[1] H. v. Sybel (1817—95) hat noch keine neuere monographische Würdigung erfahren. Wichtig sind für uns: Die kleinen historischen Schriften 1863, bes. I, S. 345 ff., Vorträge und Aufsätze (Aufs.) 1874; Vorträge und Abhandlungen (Abhdl.) 1897 (Hist. Bibl. 3) mit einer biogr. Einleitung von Varrentrapp, der dort S. 157 ff. eine Bibliographie Sybels bietet; ferner die Äußerungen in der Auseinandersetzung mit Ficker, also: Über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit 1859 (abgedr. Deutsche Akad. Reden hrg. v. Strich 1924, S. 131 ff.) und Die deutsche Nation und das Kaiserreich 1862.

ADB 54, S. 645 ff. (Bailleu). Nekrologe: bes. Meinecke HZ 75, 1895 S. 390 ff. Geistesgeschichtlich interessant sind die Einflüsse, unter denen er aufwuchs: Düsseldorf mit Schadow, Immermann, Felix Mendelssohn, Schulfreundschaft mit Bendemann und Windscheid, Studium bei hauptsächlich Savigny und Ranke, die er beide aufs höchste verehrte. Berlin (vgl. die kurze, der Diss. De Fontibus libri Jordanis 1838, S. 46, angehängte Vita, in der Ranke, Steffens, Ritter, Raumer, Boeckh, Savigny, Rudorff u. a. als Lehrer genannt werden). — Sybel wirkte in Bonn, dann in Marburg, München und schließlich seit 1861 als Nachfolger Dahlmanns wieder in Bonn.

[2] Für die geistesgeschichtliche Stellung Sybels vgl. bes. seine bekannte Abhandlung über den Stand der neueren Geschichtsschreibung (1856), Kl. hist. Schr. I[3], S. 351—364. Dazu: Schmoller, Gedächtnisrede auf H. v. Sybel und H. v. Treitschke (Forsch. z. brand.-preuß. Gesch. IX, 2) 1896; Rothacker, Einl. S. 178 f.; v. Below, Die deutsche Geschichtsschreibung, S. 43, 50 ff.; Fueter, Gesch. d. Historiogr., S. 535 ff.

esses bei dem Historiker der Reichsgründung aufmerksam gemacht[1]; es darf als charakteristisch bezeichnet werden, daß von Sybel überhaupt wenig Äußerungen zu den Grundfragen der historischen Erkenntnis vorliegen. Und wo er sich äußerte, geschah es mit einer gewissen Trockenheit und Nüchternheit, die sehr verschieden ist von dem Schwung und Pathos des Verfassers der Historik, von der Schärfe und Eindringlichkeit von Droysens methodischen und geschichtslogischen Erörterungen. Aber auch von Ranke unterscheidet sich die Art, wie Sybel Prinzipienfragen bespricht; der bei dem Älteren so stark ausgeprägte reflektierende Zug fehlt bei seinem Schüler; der Unterschied im Wesen und im Temperament spricht sich auch in der Stellung zu den zentralen Fragen des Verstehensproblems aus[2]. Sybel hat kein eigentliches Interesse an hermeneutischen Fragen genommen, er steht nicht eigentlich in dem großen Zug der Entwicklung der Theorie im 19. Jahrhundert darin. Trotzdem hat er einmal, wenn auch nur sehr vorübergehend, unsern Problemkreis gestreift; wir wollen uns ganz kurz die entscheidenden Gedanken vergegenwärtigen, die er bei dieser Gelegenheit vorgetragen hat. Sie zeigen uns, daß wieder eine Wende der Zeiten herangenaht war; die Zeit der Entwicklung der Gedankenwelt der deutschen Bewegung ging zur Neige, neue Einflüsse, von innen und von außen, beginnen sich auszuwirken. Wir führen nur bis an diese Linie heran, überschreiten sie aber nicht.

Sybel geht in der Rede, deren Gehalt für unseren Zusammenhang wir hier analysieren wollen[3], von der Tatsache aus,

[1] In der biograph. Einleitung zu Sybels Vortr. u. Abhdl. wird von dem Zurücktreten des philosophischen vor dem geschichtlichen und juristischen Interesse schon während des Studiums berichtet (S. 13 ff). Sybel hörte Steffens, aber vermochte mit dem Gehörten ebensowenig anzufangen wie mit Hegels Schriften. Immerhin betont noch seine erste Doktorthese die Notwendigkeit philosophischer Auffassung für den Geschichtsschreiber: sine philosophia non potest affici historiae scriptor (Diss. S. 48).

[2] Interessant sind die Auseinandersetzungen in dem Briefwechsel Droysen-Sybel (Deutsche Gesch.-Quellen des 19. Jahrh. 25, 26, 1929; vgl. Kap. II). So die Verteidigung Sybels gegen Droysens Tadel mangelnder „Perspektive" in seiner Geschichtsschreibung (II, S. 171); das Urteil Droysens über Sybels „Gesetze" (II, S. 943); vgl. auch S. 479 u. 537.

[3] Sie geht, wie Varrentrapp (Biogr. Einl. S. 18) ausführt, auf Auf-

daß sich mit der lebendigen Entfaltung der Historie im 19. Jahrhundert auch die Reflexion dieser Wissenschaft auf sich selbst, ihre Methoden und Aufgaben, Mittel und Zwecke geregt habe. Aus dem Wettstreit geisteswissenschaftlicher und naturwissenschaftlicher Forschung, in dem diese Forschergeneration schon aufgewachsen ist und der sie tief erfaßte, sieht unser Historiker notwendig die Frage erstehen, wieweit sich die Forschungsmethoden der beiden Wissenschaftsgruppen denn nun eigentlich deckten, wie es mit der Sicherheit der Resultate und der spezifischen Evidenz auf beiden Seiten stünde. Sybel erblickte mit Recht in dem Problem, zu dem er selbst nur damit Stellung zu nehmen sich anschickt, dem Problem der Möglichkeit eines sicheren Erkennens in der Historie, eine Fundamentalfrage der Wissenschaft[1]. Die Aufgabe des Historikers hat nach Sybel verschiedene Seiten: er soll kritischer Forscher[2], politischer Sachverständiger[3], darstellender Künstler[4] sein[5].

---

zeichnungen zurück, die der junge Sybel bei seinem Düsseldorfer Aufenthalt (1838ff.) niederschrieb und seinem Lehrer Loebell vorlegte.

[1] Eine Schilderung der Entwicklung der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert, ihrer Stellung und Bedeutung gibt Sybel in dem bekannten Einleitungsaufsatz der von ihm gegründeten Hist. Zeitschr. (Kl. hist. Schr. I, S. 345 ff.).

[2] „Es gibt keinen echten Historiker ohne genaue und kritisch-regelrechte Feststellung des Tatbestandes" schreibt Sybel im Vorwort zur 2. Aufl. von Loebells Gregor v. Tours 1869, S. VI.

[3] Die Akad. Rede von 1859 fordert als dritte Tätigkeit des Historikers, „in der Mitte liegend zwischen der kritischen Sichtung des Materials und der Bildung der künstlerischen Form" die „geistige Ergreifung und Verarbeitung des Stoffes nach politischen und sittlichen Prinzipien und die Gruppierung und Verbindung der Tatsachen nach organischen, durchgreifenden, einheitlichen Gesichtspunkten" (a. a. O. S. 136). Vgl. dazu unten S. 200, Anm. 3.

[4] Sybel wendet sich gelegentlich ausdrücklich gegen die Auffassung, die die Geschichte nicht als Wissenschaft und Kunst zugleich gelten lassen, sondern aus ihr lediglich eine Wissenschaft machen will (Vortr. u. Abhdl. S. 302). Dabei verweist er wieder auf das Verstehen der menschlichen Persönlichkeit, die nur durch ein dem künstlerischen analoges Verfahren erfaßt werden könne. In dem Anm. 2 genannten Vorwort S. VII wird ausgeführt, daß bleibende Dauer ein historisches Werk gewinne durch „das Gewicht seines geistigen Gehalts und durch den Adel seiner künstlerischen Form".

[5] So Abhdl. S. 311. Etwas anders fordert die Gedächtnisrede auf Ranke eine Vereinigung methodischer Forschung, philosophischer Auffassung

Die geschichtliche Arbeit sieht sich — in diesem Ausgangspunkt ist Sybel mit Droysen einig — vor einem Material, das von dem der Naturforschung verschieden ist[1]. Die letztere arbeitet mit Gegenständen, die der sinnlichen Wahrnehmung offenstehen, während die menschlichen Zustände und Handlungen, die das Objekt der Historie bilden, nur zu einem Teil sinnlich wahrgenommen werden können. Soweit es sich um Stimmungen, Materie, Tendenzen der handelnden Personen handelt, kann, nach Sybel, nur ein geistiges Verständnis in Frage kommen, nicht aber die Beobachtung, die von dem Naturforscher durch Messen und Zählen, Wägen und Rechnen, durch exakte Kontrolle zu einer „möglichst großen Zuverlässigkeit" zu bringen ist. Die Historie sieht sich durchgängig verwiesen auf Rückschlüsse aus den fortwirkenden Folgen und den noch vorliegenden Resten der Vergangenheit oder aber auf Berichte von unmittelbaren Zeugen oder mittelbaren Gewährsmännern. Kann der Historiker wirklich auf reale Überreste rechnen, so sieht Sybel die Sache ziemlich einfach. Der Vergleich mit dem Naturforscher stellt sich charakteristischerweise weiter ein. Mit gleicher Sicherheit, so sagt er, wie der Geologe aus den Petrefakten die frühere Entwicklung der Erdrinde, erschließt der Historiker aus Denkmälern und Urkunden die vergangenen Perioden des Menschenlebens[2]. Freilich wird dann noch die Einschränkung hinzugefügt, die Tatsache der individuellen Willensfreiheit erlaube nicht ganz die gleiche Regelmäßigkeit in der Welt des menschlichen Handelns zu konstatieren wie in der „terrestrischen"; der Rückschluß von den Resten auf die Vergangenheit ist deshalb eben doch nicht ganz so sicher wie im Naturbereich. Ganz droysensch wird aber dafür der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Reste menschlichen Lebens hervorgehoben; auch in dem „Grundriß der Historik" könnte stehen, daß sie „erfüllt sind von den Niederschlägen des gesamten geistigen Dasein"[3]. Sybel sieht

und künstlerischer Reproduktion für die echte Geschichtsschreibung. Ebd. S. 403.

[1] Vgl. die Darlegungen in der Denkschrift über die Gründung der hist. Kommission, Abhdl. S. 338 f.

[2] Der Vergleich mit der Historik von Gatterer und seiner Evidenzlehre (oben Einleitung S. 34) liegt nahe.

[3] Aufs. S. 6.

in den Fällen, in denen derartiges Material vorliegt — und es gibt ja eine ganze Fülle von unmittelbaren Quellen — die einzige Aufgabe in der Kritik ihrer Echtheit. Darauf liegt bei ihm der Hauptakzent in der Erkenntniskritik. Kombination und künstlerische Darstellung treten zurück.

Freilich, die eigentlichen Schwierigkeiten ergeben sich nach Sybel erst dort, wo an die Stelle der Denkmäler die Erzählung tritt[1]. Hier hat die Kritik wichtige Aufgaben. Die Erwägung der Subjektivität aller Berichterstattung mahnt zur Vorsicht. Wenn wirklich, wie Sybel sagt, kein objektiver Tatbestand durch die Auffassung und Darstellung eines Menschengeistes hindurchgeht, ohne aus der Substanz dieses Geistes eine mehr oder minder erhebliche Umwandlung zu erleiden[2], so ergibt sich die Notwendigkeit, Art und Maß der jeweiligen subjektiven Einwirkung genau zu untersuchen. Wahrheitsliebe und — subjektive — Unbefangenheit besagen nichts gegen die fast unvermeidliche Auswirkung der Persönlichkeit des Erzählers, die schon in der Auffassung oder aber in der Wiedererzählung[3] zum Ausdruck kommen wird, auf seinen Bericht; dieser wird immer eine Mischung von Dichtung und Wahrheit darstellen. Den Grund dafür erblickt Sybel vor allem in der affektiven Beteiligung, mit der der Betrachter menschlichen Handlungen gegenüberstehen wird. Im Gegensatz zum Naturforscher wird sich so auch beim Historiker leicht die Sympathie oder Antipathie regen, je nachdem ob das Berichtete mit unsern Strebungen übereinstimmt oder nicht[4]. Die Aufgabe ist nun die — wir dürfen sagen: möglichst getreue — Rekonstruktion des objektiven Tatbestands, durch Eliminierung der subjektiven Elemente und Rückschluß

[1] „In den vergangenen Dingen leben wie ein Mitlebender" — sagt Sybel einmal im Hinblick auf B. G. Niebuhr (Drei Bonner Historiker, Vortr. u. Aufs. S. 25) —, diese Forderung scheint jeder Historiker bei jedem Moment seines Tuns zu erfüllen: „wer aber Ernst mit dem Wort macht, lernt bald, wie schwer und gehaltvoll es ist."

[2] Vgl. auch bes. Abhdl. S. 301 f.

[3] Aufs. S. 12.

[4] Aufs. S. 12. Vgl. aus der Gedächtnisrede auf Ranke (Abhdl. S. 299): Es ist, denke ich, ein Gesetz unserer Natur und folglich auch ein Gesetz der Geschichte, daß der Mensch das menschliche Tun und Leiden mit anderen Gefühlen betrachtet als der Naturforscher seine Metallstufen und Infusorien.

von der Erzählung auf die erste Form des Eindrucks, den die Tatsache im Berichterstatter hervorrief und dadurch auf diese selbst [1]. Sybel teilt also nicht die Skepsis Droysens in bezug auf die Ergründung der Tatsachen; er huldigt einem starken Optimismus in bezug auf die Möglichkeit einer Scheidung und Ablösung des subjektiven Elementes in der Auffassung [2]. Wie denn für die Historik Sybels eine gewisse Vereinfachung und Harmonisierung der Probleme charakteristisch ist, die zeigt, daß hier die Kontinuität der Erörterung der historischen Grundfragen nicht gewahrt ist; die spezifische Aufgabe der hermeneutischen Theorie wird, wie bei Gervinus, nicht recht gewürdigt.

Das alles zeigt sich gleich bei der Besprechung der beiden Hauptaufgaben, deren Durchführung die Möglichkeit eines sicheren Erkennens in der Geschichte sicherstellen soll. Sybel erblickt sie in der Prüfung der Berichterstatter nach dem Wesen ihrer Persönlichkeit und der Prüfung der Tatsachen nach ihrem Zusammenhang und bezeichnet diese als Vorbedingungen jedes historischen Wissens [3]. Die Persönlichkeit des Berichterstatters stellt nach ihm ein Medium dar, welches das klare Licht der wirklichen Tatsache bricht [4]. Um diese Brechung berechnen zu können — und das muß der Historiker, ganz ähnlich wie nach Sybel der Astronom aus der Kenntnis der atmosphärischen Luft die Fehler zu korrigieren hat, die ihm das Bild der Sterne zeigt —, ist es notwendig, die Persönlichkeit des Berichtenden genau zu kennen [5]. Frei-

[1] So Aufs. S. 26, wo ausgeführt wird, es gälte nicht mehr mit den Augen des alten Gewährsmannes, sondern mit zugleich schöpferischer und regeltreuer Phantasie die vergangene Sache selbst zu sehen, wie ein Augenzeuge, wie ein Mitlebender. — Anderwärts (a. a. O. S. 28) wird als das konstitutive Talent des Historikers die Fähigkeit bezeichnet, die Erscheinungen der Geschichte voll und ganz und unmittelbar auf die Seele wirken und hier ihr reines Spiegelbild reflektieren zu lassen.

[2] Sybel erkennt allerdings an, daß die subjektive Note um so schwerer — durch die kritische Reflexion — zu eliminieren sein wird, je mehr das subjektive Bild, das der Betrachtende sich gemacht hat, seiner eigenen Persönlichkeit entspricht. Aufs. S. 12 f.

[3] Aufs. S. 12.

[4] Vgl. wieder Abhdl. S. 301 ff.

[5] Möglichst erschöpfende Kenntnis der äußeren Stellung und der individuellen Natur des Berichterstatters erscheint (Abhdl. S. 302) erwünscht.

lich, der Historiker hat es noch schwerer als der Astronom — wieder ist die naturwissenschaftliche Analogie nicht bis zum letzten zwingend — denn für ihn kommt nicht nur ein, sondern eine ganze Anzahl von Medien in Frage [1], und das kompliziert die Aufgabe; außerdem entzieht sich, wie Sybel in Übereinstimmung mit den großen Verstehensteohretikern ausführt, der Kern jeder Persönlichkeit dem arithmetischen Kalkül wie der sinnlichen Wahrnehmung [2]; also auch die Evidenz steht der mathematischen nach [3]. Es ist darum nicht ganz konsequent und nicht ganz richtig, wenn Sybel schließlich den Historiker doch noch eine exakte Genauigkeit in bezug auf die Erkenntnis erzählter Tatsachen erreichen läßt. Er geht dabei folgendermaßen vor. Das Verstehen mit Freunden, mit einem jeden Menschen, dessen Wesen dem meinigen gleich ist, ist leicht, während dem Fremden und Antipathischen gegenüber schwer und langsam eine Verständigung zustande kommt. Verstehen ist also möglich; bis in alle Einzelheiten, bis in die innersten Tiefen seiner Erwägungen und Entschlüsse hinein kann ich das Wesen eines andern Menschen verstehen. Sybel verweist auf den Dichter und den Künstler, den Pädagogen und den Herrscher, die uns das verstehende Erkennen zeigen durch Nachbildung oder Leitung anderer Menschen. Die Möglichkeit des Verstehens beruht auf der Gleichartigkeit, die Sybel trotz aller individuellen Verschiedenheiten vorfindet. Alle sind Menschen und den Gesetzen der Menschennatur unterworfen [4].

Wenn es auch theoretisch möglich ist, so wird doch praktisch das Verstehen der menschlichen Persönlichkeiten auf Schwierigkeiten stoßen. Sybel spricht von inneren Schranken, die er vor allem in der Abstufung der individuellen Natur, der äußeren Begrenzung und der Unvollständigkeit der historischen Kunde [5] erblickt. So ergibt sich die Notwendigkeit,

[1] Von der Potenzierung des subjektiven Elementes durch die Zwischenstellung mehrerer Mittelsmänner ist Abhdl. S. 301/2 die Rede.

[2] Aufs. S. 10. — Der Kern der menschlichen Persönlichkeit, sagt Sybel einmal, Abhdl. S. 302, läßt sich nicht definieren, wie die chemische Formel eines zusammengesetzten Körpers; er läßt sich nur erfassen durch anschauende Phantasie, also ein dem künstlerischen durchaus analoges Verfahren.

[3] Es ist nicht eine andere, sondern eine minder vollkommene Evidenz.

[4] Aufs. S. 11.

[5] Bei der Besprechung von Giesebrechts Gesch. d. deutschen Kaiser-

noch ein zweites Verfahren zur Ergänzung heranzuziehen; während das erste sich nicht wesentlich von der psychologischen Interpretation der bekannten Hermeneutiker unterscheidet, ist die Auffassung und Charakterisierung des zweiten Weges Sybel eigentümlich, oder besser gesagt: die Zuspitzung ist originell. Sybel geht aus von der bekannten hermeneutischen Erwägung, daß es möglich sei, von dem Einzelnen auf das Ganze Rückschlüsse zu ziehen, wie das Ganze Schlüsse auf die Einzelheit erlaube. Er sieht sie begründet in der Feststellung, daß keine geschichtliche Tatsache isoliert dastehe; es wird also ein allgemeiner Zusammenhang in der geschichtlichen Entwicklung postuliert, in dem jeder Einzelheit ihre Stelle anzuweisen ist[1]. Haben wir einmal eine Einzelheit oder einen einzelnen Zusammenhang richtig aufgefaßt, so können wir uns dadurch weiter führen lassen. Eine solche Kontinuität hatte auch Droysen angenommen, aber die Art, wie sie Sybel auffaßt und bestimmt, ist doch eine davon verschiedene. Wenn er von einer unverbrüchlichen Verbindung in Zeit und Raum, in Ursache und Wirkung spricht, von einer gegenseitigen Entwicklung und Bestimmung der einzelnen Erscheinungen nach festen, erkennbaren Gesetzen[2], so ist hier bereits der Einfluß des naturwissenschaftlichen Erkenntnisideals deutlich. Der Glaube an die absolute Gesetzmäßigkeit der Entwicklung, die gemeinsame Einheit in dem Bestande der irdischen Dinge liegt dieser Verstehenslehre zugrunde. Wir sind damit, wie es bei der Be-

zeit führt Sybel aus, wie bei dem Aussetzen von Überlieferung uns ... nur ein hypothetisches Verfahren bleibe: „Die Kombination, die uns nicht berichtet wird, müssen wir uns durch eigene Erwägung ergänzen aus den zahlreichen Reihen verschiedener Handlungen, eine frühere als Ursache einer späteren, eine spätere als Folge der frühen zu erkennen suchen“ (Abhdl. S. 327).

[1] Aufs. S. 151 ist die Rede von der deutlichen Entwicklung des großen historischen Zusammenhangs, in welchem die Auffassung des Details erst die Möglichkeit zu weiterer Verwertung gewinnt.

[2] „Das historische wie jedes andere Wissen“, heißt es Abhdl. S. 326, „wird zur Wissenschaft erst durch die Erfüllung der Forderung rerum cognoscere causas, durch die Kombination der Einzelheiten nach ihrem ursächlichen Zusammenhang“. — So sieht denn auch Schmoller (Gedächtnisrede S. 14) Sybels große Bedeutung mit darin, daß er „den Schritt von der bloß deskriptiven Wissenschaft zur kausal erklärenden ... in seiner Art vollzog“.

trachtung der hermeneutischen Lehre Steinthals geschehen wird [1], aus dem Bereich der Herrschaft der idealistischen Grundauffassung, wie sie noch in Droysen lebendig war, in eine andere Welt getreten, in der diese nachklingt, aber nicht mehr ausschließlich dominiert. Die Gesetzmäßigkeit also, die den Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung beherrscht, ermöglicht es uns, wofern eine Tatsachenreihe einwandfrei festgestellt ist, die Berichte über die weitere Entwicklung zu kontrollieren, auch wo uns die Persönlichkeit des Berichtenden nicht oder nicht deutlich bekannt werden konnte.

Muß sich doch von dem Zusammenhang aus die Richtigkeit oder Unrichtigkeit unserer Annahme alsbald ergeben: entweder ein begangener Fehler zieht andere nach sich oder der Zusammenhang erscheint zerrissen, und damit ist dann ein Hinweis auf die Stelle gegeben, wo der Fehler liegt. So muß Sybel vom Geschichtsforscher einen offenen Sinn für diesen Zusammenhang der Dinge fordern, seiner Gesetzmäßigkeit muß überall Rechnung getragen werden; um die Schlüsse zu ermöglichen, die uns die Prüfung der Tatsachen nach ihrer Verkettung gestatten [2]. Sie aber und die Berechnung der menschlichen Person — die ebenso dem Zufall enthoben und der Gesetzmäßigkeit unterworfen gedacht werden muß wie jede Tatsache — sind die beiden Quellen der historischen Erkenntnis, die Vorbedingungen jedes historischen Wissens [3]. Sie setzen uns in den Stand, zu einer völlig exakten Kenntnis vorzudringen [4]. Kein Wunder, daß in dieser Historik wieder und wieder das Vorbild der naturwissenschaftlichen Erkenntnis beschworen wird [5]. Die Naturforschung sieht Sybel mit Recht überzeugt davon, daß, was nicht auf gesetzlicher Regel

[1] Siehe unten Kap. III.

[2] Es ist gelegentlich (Die deutsche Nation S. X) die Rede von den Grundsätzen der induktiven Erkenntnis und dem, aus der Summe der einzelnen Tatsachen zu gewinnenden Bild ihres Zusammenhangs. Hieraus muß sich nach Sybel „von selbst das historische Urteil über jedes Detail ergeben, nach dem ewigen Gesetz der Kausalität, daß eine schlechte Wirkung auch eine schlechte Ursache voraussetzt und umgekehrt".

[3] Aufs. S. 12. [4] Aufs. S. 11.

[5] Über den Aufschwung der Naturwissenschaften, die „umfassend ihr Tun über Himmel und Erde erstrecken", vgl. Kl. hist. Schr. I, S. 351.

beruhe oder zu ihr hinführe, dem Wesen der Wissenschaft fremd sei [1]. Er ist entschlossen, das gleiche Erkenntnisideal für die Historie anzuerkennen. Freilich, soweit ist auch in Sybel noch die alte idealistische Tradition lebendig, daß er zugeben muß, die Erkenntnis in der Geschichte sei doch weniger korrekt als in der Physik, weil sie eben mit einem schwer kalkulierbaren Faktor zu rechnen hat: den Neigungen des menschlichen Herzens und den Wünschen der menschlichen Praxis [2]. Es ist aber nicht mehr das Verstehen, das Schleiermacher und Humboldt, Boeckh und Ranke vorgeschwebt hatte, dem Sybel hier das Wort redet, denn wir hören nichts von einer in den Gegenstand sich versenkenden Erkenntnis dieser Neigungen und Strebungen, sondern die Wissenschaft kann, nach Sybel, nicht nach „Neigung und Wünschen", sondern nur nach der „Wahrheit" fragen. „Sichere objektive Erkenntnis braucht sie und die gibt es nur unter den dargelegten Bedingungen." Wenn hier der Begriff des Verstehens aufgenommen wird; der Sinn, in dem es gebraucht wird, ist ein anderer geworden. Wie weit sind wir entfernt von der Historik W. v. Humboldts! Die Phantasie, dort ein unentbehrlicher Faktor für das historische Verstehen, wird hier aus den Grenzen der Wissenschaft verwiesen. Überall sonst, meint Sybel, mag sie ihr Recht haben, nur in der Wissenschaft, in der Erkenntnis der objektiven Wirklichkeit und ihrer Gesetze hat sie keine Stelle [3].

In einem andern Zusammenhang als der Erörterung über die Gesetze des historischen Wissens, die wir hier unserer Analyse zugrunde gelegt haben, bei der Würdigung der Verdienste eines großen Historikers hat Sybel einmal davon gesprochen, daß es nicht genüge, die Tatsachen kritisch zu sichten [4], sondern daß es notwendig sei, ein sachliches Verständnis von ihnen zu gewinnen, ihr reales Wesen, wie Sybel sich ausdrückt [5], zu

[1] Aufs. S. 19. [2] Aufs. S. 19/20.

[3] Aufs. S. 20. — An anderen Stellen freilich wird der Phantasie durchaus Raum gewährt, so in der Rede auf Ranke (Abhdl. S. 303), wo es heißt: Auf jeder Stufe seiner Tätigkeit ist also der Historiker neben dem forschenden Verstande auch an ein, allerdings geregeltes, Wirken der anschauenden Phantasie gewiesen . . . Vgl. oben S. 194, Anm. 1 und S. 195, Anm. 2.

[4] Die Kritik, so wird Abhdl. S. 311 ausgeführt, liefert immer nur einzelne Data, gleichsam die Atome des Tatbestandes.

[5] Aufs. S. 26 f.

ergründen, sonst könne man eigentlich gar nicht sagen, daß man die Tatsachen wirklich sehe. Ein Verhältnis zu ihnen gilt es zu haben. Sybel exemplifiziert an der Maschine, deren Zweck und Konstruktion man verstehen müsse, wenn man ihre Funktion erkennen wolle, und an dem medizinischen Verständnis, das notwendig ist, um eine Geschichte der Medizin zu schreiben. Man kann nicht, so meint hier unser Historiker, politische Geschichte schreiben ohne Kenntnisse des Staates und Rechtes, über verwickelte Konflikte starker Leidenschaften ohne Verständnis des menschlichen Herzens und seiner Bewegung.

Das Irrationale will doch zu seinem Recht kommen. Verständnis für Leidenschaften ist aber nicht in dem Rahmen der strengen Kausalerklärung denkbar, die doch das Ideal der historischen Erkenntnis darstellen soll! Hier ringen in der Lehre Sybels, ganz wie bei Steinthal, alte und neue Auffassung der Dinge miteinander [1]. Es ist im Geist der älteren hermeneutischen Theorie gedacht, wenn Sybel unter Berufung auf Thiers als höchste Erfordernis des Historikers die Einsicht verlangt, die Einsicht in die Höhen und Tiefen der Dinge, die er zu erzählen unternimmt [2]. Unter Absehen von dem naturwissenschaftlich orientierten Erkenntnisideal und in Übereinstimmung mit Humboldt und Droysen, wird schließlich von Sybel ausdrücklich darauf hingewiesen, daß mit der — vor allem durch die Quellenkritik durchzuführenden — Ermittlung des Tatbestands keineswegs die Aufgabe des Historikers abgeschlossen sei, sondern darüber hinaus hat er: aus dem äußeren Bestande auf den innern Gehalt der Fakta zu schließen, den geistigen Zusammenhang zu ermitteln [3] und so, wie Sybel hinzufügt, zu ihrer sittlichen

[1] Siehe unten Kap. III. Jede Kombination, Zusammenfassung und Schlußfolgerung, „ohne die es doch einmal nicht abgeht", wie Sybel in seiner Würdigung von Waitz (Abhdl. S. 311f.) ausführt, jede Auffassung des geistigen Gehalts der Ereignisse ist ein subjektiver Akt des Forschers — daher nicht lehrbar. Lehrbar sei die Objektivität, Gründlichkeit und Vollständigkeit der methodischen Kritik.

[2] Aufs. S. 27.

[3] Siehe oben S. 196, Anm. 1. — Als Forscher hat der Historiker (Abhdl. S. 311) die Pflicht, jede Einwirkung seiner subjektiven Stimmungen zurückzudrängen, die Auffassung zeigt schon mehr den subjektiven Standpunkt, die künstlerische Darstellung schließlich erhält nach Sybel ganz und gar ihr Gepräge von der künstlerischen Persönlichkeit.

Würdigung zu gelangen[1]. Diese Forderungen, die sehr charakteristisch für die Historik dieses Ranke-Schülers sind, sprengen den allzuengen Wissenschaftsbegriff, den der sich ankündigende Positivismus zu entwickeln liebte. Sie beleuchten vor allem auch Sybels Stellung zum Objektivitätsproblem, der wir jetzt noch kurz unsere Aufmerksamkeit schenken wollen. Wir sahen schon, wie nach der Auffassung Sybels von Anfang an ein subjektiver Faktor im historischen Erkennen wirksam ist, den die Historik nach Wesen und Herkunft zu untersuchen und den sie durch methodisches Vorgehen für die Forschung[2] nach Möglichkeit zu eliminieren hat. Wir sahen weiter, daß Sybel ein bestimmtes Verhältnis zum Gegenstande von dem Historiker fordert, das sich praktisch in der Ergreifung und Verarbeitung des Stoffes nach geistigen Prinzipien und in der Gruppierung und Verbindung der Tatsachen nach organischen, durchgreifenden, einheitlichen Gesichtspunkten auswirken soll[3]. Verständnis setzt Interesse, Mitleidenschaft[4] voraus. Das genügt aber nicht, denn es geht um anderes, um mehr: das „gerechte historische Gericht". Charakteristisch für die Art, wie sich Sybel diese Stellungnahme dachte, sind die Ausführungen, die er gelegentlich einer Kritik von Schlossers Geschichte des 18. Jahrhunderts gemacht hat[5]. „Das historische Urteil", so heißt es da, „soll gerecht und

[1] Vgl. unten S. 203 ff. [2] Aufs. S. 27.

[3] Akad. Rede S. 136 (s. oben S. 189, Anm. 1). Diese Verarbeitung ist nach Sybel die vielleicht höchste und schwerste unter allen Funktionen des Historikers, sie ist nach ihm die unerläßliche Voraussetzung sowohl der echten Kunstform als des gerechten historischen Berichts (ebd.). — Gegen Sybels Theorie und Praxis in diesem Punkt wendete sich vor allem der Protest Fickers in dem Streit um die Kaiserpolitik (vgl. Das deutsche Kaiserreich 1862, S. 3 ff. und Deutsches Königtum und Kaisertum 1862), der richtig erkannte, daß über die Stichhaltigkeit einer Auffassung schwerer zu einem Zeugnis zu gelangen sei als über die Richtigkeit einer Tatsache (so übrigens Sybel selbst in der Vorr. zur Gesch. d. Revolutionszeit [S. V]), der aber Wertungen nach — schon vorher feststehenden, situationsbedingten, subjektiven — Maßstäben nicht gelten lassen wollte. Auch F. anerkennt die Notwendigkeit geistiger Verarbeitung der Tatsachen, aber nicht nach „feststehenden politischen und sittlichen Prinzipien", sondern mit dem Ziel des Verständnisses aus der Zeit selbst, „aus rein historischen Erwägungen heraus". — Die gleichen Bedenken in Waitz' Beurteilung (ursprünglich Gött. Gel. Anz., dann Ges. Abhdl. I, S. 533 f.).

[4] Abhdl. S. 299. [5] Neue Jen. Lit.-Ztg. 1844, S. 53 ff. u. Abhdl. S. 37.

unerbittlich sein, der Richter soll mit Ernst, aber, weil er vor allem die positive durch keine Sünde zu vernichtende Seite zu beachten hat, mit Milde und stets ohne Ärger den Spruch erteilen. Mag es in ihm, während er das Unrecht kennenlernt, toben und brausen, man wird das mit Freude am Inhalt des Urteils erkennen; aber dessen beste Kraft und imponierende Ruhe muß verkümmert werden, wenn auch seine Form durch jene Gärung infiziert, wenn es mit Verdrießlichkeit und Leidenschaft hervorgesprudelt wird." — Also, der Historiker erscheint als Richter[1]. Hier scheidet sich der Schüler Rankes von seinem Lehrer[2], der immer betont hat, daß Begreifen und Verstehen, nicht aber Richten und Urteilen Sache des Geschichtsschreibers sei[3]. Es ist nach Sybel erfreulich, wenn es in dem Urteilenden „tobt und braust", nur der Spruch soll Fassung und Abgeklärtheit zeigen. Wenn so von Sybel Urteil und Gericht von dem Historiker verlangt wird, so scheidet er sich doch von der Art wie etwa Schlosser und Gervinus dieses Richteramt auffaßten. „Ich wüßte mir keine lobenswerte Geschichtsschreibung zu denken", so äußert der Historiker der

[1] So ist wohl auch die von Sybel bei seiner Promotion verteidigte These Historiae scriptor scribet cum ira et studio (Diss. S. 48) zu verstehen.

[2] Die Stellung Sybels zu Ranke im allgemeinen zu würdigen, ist hier nicht unsere Aufgabe. Vgl. bes. Antrittsrede (Mon. Ber. der Preuß. Akad. 1876, S. 412 ff.) und die Vorr. zur Gesch. d. Revolutionszeit S. IV ff. und unten S. 204, Anm. 4. Aufschlußreich sind die Bemerkungen in der Rezension der Ranke überaus negativ wertenden Literaturgeschichte von H. Kurz, wo Sybel nach einer Würdigung von Rankes Fähigkeit zu unvergleichlich reiner und weiter Auffassung für Mannigfaltigkeit und Eigentümlichkeit der Erscheinungen und dem Lob seiner Methode ausführt (Hist. Zeitschr. 3, 1860, S. 251 ff.), die allseitige Empfänglichkeit laufe allerdings zuweilen Gefahr, den ethischen Zorn abzuschwächen, der dem vollendeten Historiker nicht fehlen dürfe (S. 256).

[3] Von Schlosser heißt es, Abhdl. S. 32: „Er freut sich keiner Kraft, ohne nach ihrer Anwendung, keiner Blüte, ohne nach ihrer Frucht, keines Genies, ohne nach seiner Tendenz zu fragen: er hat moralische Gesinnung, aber keinen ästhetischen Sinn und diese Unvollkommenheit wird in geistigen Dingen genau gefährlich wie die umgekehrte" — eine Kritik, die lebhaft an die Treitschkes über Gervinus (Deutsche Geschichte V, S. 417 ff.) erinnert. Allerdings erschien es Waitz (Ges. Abh. I, S. 535) so, als ob weder Gibbon noch Schlosser so weit darin gingen, „der subjektiven Anschauung Einfluß auf ihr Urteil einzuräumen", wie Sybel. — Vgl. auch Varrentrapp, Abhdl. S. 44, Anm. 1 über den Unterschied zwischen Sybel und den übrigen „liberalen" Historikern (Droysen?).

Reichsgründung sich in demselben Zusammenhang, „die nicht mit Ehrfurcht und Liebe an ihren Stoff heranträte, mit der Liebe, womit der Künstler jedes individuelle Leben, weil es ein solches ist, mit der Ehrfurcht, womit die Spekulation es betrachtet, weil es an seinem Teil ein Ewiges und Allgemeines repräsentiert“ [1]. — Das klingt wieder sehr viel mehr an Ranke an. Und im Sinne Rankes will Sybel überhaupt der Selbstbehauptung des Historikers seinem Stoff gegenüber als „Gegenwicht“ ein anderes gegenübertreten sehen: die Fähigkeit, wie er sagt, überall sich an den Stoff wegzuschenken, in der Beschauung sich der eigenen Individualität zu entäußern, und so, ehe man ihn beurteilt, den innersten Kern der Dinge sich anzueignen, — den Kern, von dem aus sich die organische Verbindung derselben von selbst löst [1]. Wie der Versuch einer Synthese zwischen zwei innerlich entgegengesetzten Betrachtungsweisen erscheint die Formulierung Sybels, die charakteristisch seine Auffassung von der historischen Erkenntnisweise zum Ausdruck bringt und die für unsern Zusammenhang darum besonders bedeutsam ist, von der kontemplativen Stimmung, die allerdings darauf ausgehe, gegen jedes Objekt feste Stellung zu nehmen, die jedoch als ersten Schritt dazu die reine Freude am Daseienden als solchem betrachtete [2]. Die Erkenntnis, die so auf der reinen Erfassung aufgebaut sein soll, muß sich nun aber auswirken. Sybel rühmt es als erheblichen Fortschritt, daß es mit der „erhabenen, weltbürgerlichen Ruhe“, die einst Joh. Müller in der deutschen Geschichtsschreibung zur Mode gemacht habe, seit dem Beginn der modernen für immer vorbei gewesen sei: es gab nach ihm religiöse und atheistische, protestantische und katholische, liberale und konservative, Geschichtsschreiber aller Parteien, aber es gab keine objektiven, unparteiischen, blut- und nervenlosen Historiker mehr [3]. Weil die Geschichte den Lebenden nähergerückt war, knüpfte sich eine engere Beziehung zwischen Gegenwart und Ver-

[1] Abhdl. S. 31/32. — In einer dem Verhältnis Deutschlands zu Frankreich gewidmeten Rede (Aufs. S. 333 ff.) wird als die nötigste Vorbedingung der erwünschten endlichen Beschwichtigung des Haders die richtige Erkenntnis des Andern, das Verständnis seiner Eigentümlichkeit gefordert.

[2] Abhdl. S. 32.

[3] Kl. hist. Schr. S. 349.

gangenheit[1]. Das hatte nach Sybel die Folge, daß alle Neuerungen der Gegenwart ihre Reflexe und ihre Schatten auf die Darstellung der Vergangenheit zurückwarfen[2]. Sybel sieht darin einen Gewinn. Ausdrücklich heißt es, die neue Geschichtsschreibung seit 1848 zeichne sich vor der früheren aus durch größere und intensivere Klarheit des nationalen Gefühls, praktische Mäßigung und eingehende Sicherung des politischen Urteils, positive Wärme und freien Blick in der sittlichen Auffassung[3]. Eine solche ist möglich, — ohne die Überzeugung von einer sittlichen Weltordnung bekennt Sybel keine geschichtliche Wissenschaft begreifen zu können[4], ja sie überall zur „Klarheit zu bringen" ist dringendstes Bedürfnis — gelten doch gewisse sittliche Grundaxiome als ebenso feststehend und gültig wie die Grundsätze der Logik[5]. So gewiß der echte Historiker nicht ohne sittliche Gesinnung heranreifen kann, so gewiß gibt es keine echte Gesinnung ohne ein bestimmtes Verhältnis[6] zu den großen Fragen der Religion, Politik, der Nationalität[7]. „Vornehme Neutralität" führt ohne Rettung zu Seelenlosigkeit oder Affektionen[8]; Fülle, Wärme und Freiheit werden hier nicht gedeihen. Ein solcher Historiker wird nicht „sittlich begeistern"[9]. Es ist die Rede von einem engen Bündnis von Politik und Wissenschaft[10].

[1] Von tatkräftiger Belebung des Zusammenhangs zwischen Vergangenheit und Gegenwart spricht Sybel, ebd. S. 355.

[2] Ebd. S. 349.

[3] Kl. hist. Schr. S. 357.

[4] Die deutsche Nation S. VI.

[5] Ebd. S. X.

[6] Kl. hist. Schr. S. 359. Vgl. die Bestimmung der Aufgabe des Historikers nach ihren drei Seiten, oben S. 191, Anm. 5.

[7] Hierzu wäre zu bemerken, daß nicht dieses Verhältnis in Frage steht, sondern die Erwägung, wieweit es in die Arbeit des Historikers als solchen eingreifen solle oder dürfe. — Sybel selbst weist darauf hin, daß sich die Anwendung der höchsten Axiome mit der Respektierung der Lage und der Anschauungen jedes Zeitalters vertrage (Die deutsche Nation S. X). Man kann, nach ihm, die Pflicht der Menschenliebe, des Gemeinsinns, des geistigen Fortschritts für absolut erklären, ohne daß die Rede davon wäre, unsere modernen Begriffe von Schön und Häßlich, Konservativ und Liberal usw. den früheren Zeiten aufdringen zu wollen (ebd.).

[8] Kl. hist. Schr. S. 349.

[9] Ebd. S. 350. Von der „ethischen Wirkung" ist im Briefw. mit Droysen (II, S. 172) die Rede. Die an D. bewunderte Fähigkeit, den Leser und Hörer „persönlich zu fassen und durch sein Auftreten in die Sache zu reißen" bekennt da Sybel, nicht zu besitzen.

[10] Ebd. S. 354. Vgl. oben S. 84 ff. die Lehre von Gervinus.

Der Schüler Rankes entfernt sich hier wieder weit von seinem Meister.

Freilich, es gilt bei der Behandlung politischer Fragen technische Reife mit sittlicher Wärme zu vereinen, in dieser Verschmelzung die Temperatur der eignen Gesinnung zu finden[1]. Nicht Extreme, sondern der Ausgleich der Standpunkte, den Sybel in der auf die Revolutionsjahre folgenden Zeit sich anbahnen sieht, ist die Voraussetzung für Blühen und Gedeihen der historischen Bemühungen[2]. Zum ersten Male in der deutschen Geschichtsschreibung sieht Sybel aus der Gemeinschaftlichkeit der beschriebenen Gesinnung heraus in der deutschen Geschichtsschreibung einen festen, den verschiedensten Persönlichkeiten gemeinsamen, zu den mannigfaltigsten Stoffen passenden historischen Stil sich ausbilden[3]. Ausdrücklich erklärt er einmal — und zwar gelegentlich seiner Würdigung Rankes —, es bestehe kein Widerspruch zwischen unparteiischer Erklärung der Dinge nach ihrem geschichtlichen Zusammenhang und den Gefühlen der Bewunderung oder des Abscheus nach ihrer individuellen Erscheinung[4]. Er erläutert diesen Gedanken und führt ihn aus, wenn er sagt: „Unparteilichkeit im rechten Sinn, die das Gegenteil von Gleichgültigkeit ist, ist nur zu erreichen durch die rechte Erkenntnis des Wesentlichen, Gesetzmäßigen, Innerlichsten, durch die Erkenntnis, die durch alle bunte Mannigfaltigkeit der äußeren Erscheinungen hindurch die festen Gesetze des ganzen menschlichen

[1] Kl. hist. Schr. S. 353. [2] Ebd. S. 354.

[3] In seiner Rede über Giesebrecht legt Sybel dar, wie Ranke diesem seinem Schüler seine Aufgabe gestellt habe, nicht von „farbiger Darstellung oder von dem geistigen Gehalt der Ereignisse" sollte die Rede sein, sondern von „kritischer Ermittlung des äußeren Tatbestandes nach den echtesten Quellen . . ." (Abhdl. S. 323 f.).

[4] Abhdl. S. 299. Wobei allerdings festzuhalten ist, daß Sybel es ablehnt, „die Studien über den Gegensatz der Parteien hinaus zu erheben und eine allgemein gültige Anschauung vorzubereiten", wie es nach seinen Worten, die Sybel anführt, Ranke wollte (Gesch. d. Revol.-Zeit S. V); das erscheint ihm ein unmögliches Beginnen. Vgl. ebd. den Protest gegen Rankes für Sybels Geschmack zu transzendente Ideenlehre. „Meinerseits sehe ich die Ideen nicht außerhalb des Menschen" — (wie Ranke es wolle; Sybel beruft sich auf sein Wort, daß „das Eine mit Notwendigkeit das Andere hervorrief", „gleichsam mit Notwendigkeit; so war einmal das Schicksal") — „als dämonische Kräfte, die ihn wider Willen fortstoßen; ich sehe in aller Geschichte die Menschen, die sich das Gedankenbild erschaffen, danach handeln, und dafür einzustehen haben".

Daseins wahrnimmt“ [1]. Hier sehen wir die verschiedenen Elemente der Sybelschen Historik gesammelt und verbunden auftreten und erkennen damit zugleich den Wandel, den die Lehre vom Verstehen bis zu dieser Grundauffassung durchgemacht hat.

So hat sich der Geschichtsschreiber der Reichsgründung die Grundfragen des historischen Verstehens, indem er sie harmonisierte, etwas leichter gemacht, als sie zu nehmen sind. Aber er hat sie sich gestellt. In der Beantwortung, die sie bei ihm erfuhren, mischen sich in eigenartiger Weise Tendenzen geistesgeschichtlich recht verschiedener Gedankenwelten: ein Nachwirken der Ideen der großen idealistisch-romantischen Bewegung und damit ein freilich stark abgeschwächter Einfluß der großen Systeme; am deutlichsten in der Wirkung der Geschichtsauffassung Rankes, — daneben der Impuls der aktivistisch eingestellten, ethisch-pädagogisch bestimmten Geschichtsschreibung der Jahrhundertmitte und schließlich die Bestrebungen der andringenden positivistischen Strömung.

In dem aktiv-voluntaristischen Pathos steht Sybel mit Droysen gegen Ranke, in der psychologisierenden Auffassung („Erschaffen des Gedankenbilds“) wieder weit auch von Droysen weg.

[1] Abhdl. S. 41.

Abteilung II.

III. Kapitel.

Die hermeneutische Lehre Steinthals.

Vier Männer haben, wenn wir zunächst das Verhältnis zu seinem Freunde Lazarus beiseite lassen, auf die sich bildende Gedankenwelt des jungen Steinthal [1] einen tiefen Einfluß geübt, von denen zwei in der Geschichte der hermeneutischen Theorie eine hervorragende Rolle gespielt haben [2]. Diese zwei sind W. v. Humboldt und A. Boeckh. Der dritte Meister ist Hegel.

[1] Über Ch. H. Steinthal (1823—99) vgl. ADB 54, S. 467 ff.; RGG.[2] V, Sp. 783; Ueberweg, Grundriß der Gesch. d. Phil.[12] IV, S. 263, 269.

Die wichtigsten und für unseren Zusammenhang als Hauptquellen in Frage kommenden Schriften St.s sind: De pronomine relativo 1847; Die Sprachwissenschaft W. v. Humboldts und die Hegelsche Philosophie 1848; Die Klassifikation der Sprachen, dargestellt als die Entwicklung der Sprachideen 1850; Der Ursprung der Sprache 1851,[4] 1888; Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Prinzipien und ihr Verhältnis zueinander 1855; Charakteristik der hauptsächl. Typen des Sprachbaus 1860; Geschichte der Sprachwissenschaft 1863/69; Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseit. Beziehungen 1864; Abriß der Sprachwissenschaft I: Einleitung in die Psychologie und Sprachwiss. 1871,[2] 1881; Ausgabe und Erklärung der sprachphil. Werke W. v. Humboldt 1884; Ethik 1885, Zu Bibel und Religionsphilos. 1890; Neue Folge 1895. Dazu seit 1859 mehrere Aufsätze in der von ihm und Lazarus hrg. Zeitschr. f. Völkerpsychologie und der für unsere Zusammenhänge wichtige Vortrag bei den Verhandl. des 32. Philologentags 1877 (1878, S. 25—35).

[2] Die Literatur über Steinthal ist nicht groß. Vgl. Glogau, St.s psychologische Formeln zusammenhängend entwickelt 1876, Ders. Sein Leben und sein Briefwechsel mit H. St. 1906, bes. S. 87 ff.; Th. Achelis, H. S. (Gem.verst. wiss. Vortr. 296) 1898; Frankenberger, Objektiver Geist und Völkerpsychologie von Lazarus bis Wundt (Zeitschr. f. philos. Kritik 154), S. 68 ff.; 151 ff. Sganzini, Die Fortschritte der Völker-

Dazu tritt die Einwirkung des Psychologen Herbart. Die Mischung dieser Einflüsse ist nicht uncharakteristisch, wenn wir bedenken, daß Steinthal zu der Generation gehört, die den Übergang von der großen idealistischen Bewegung zu Beginn des Jahrhunderts zum Realismus seiner Mitte und besonders seines zweiten Drittels darstellt[1]. Er gehört zu den Geistern, die noch eine starke Einwirkung der Denker und Forscher des Idealismus und der Spätromantik erfuhren, die noch eine so tiefgehende Verwandtschaft mit diesen aufweisen, daß deren Weltbild auch für sie noch bestimmend wurde, daß sie ihre eigentümliche Aufgabe in der Entwicklung dessen erblickten, was sie von ihren Lehrern übernommen hatten. In der Wahl der Aufgaben, in der Art ihrer Behandlung, in der Verarbeitung der Lösung ist der Geist der „Großen Systeme" wirksam. So gesellt sich Steinthal innerhalb seiner Generation einer deutlich profilierten Gruppe zu, die weniger das Neue suchte, als das Überkommene auszubauen und weiterzuführen strebte, die dadurch zum Mittler wurde zwischen den Denkern und Forschern unserer großen Zeit und viel späteren Generationen, die an sie anzuknüpfen bemüht sind[2]. Eine Würdigung Ch. H. Steinthals unter diesem Gesichtspunkt fehlt noch[3], wie man denn geistesgeschichtlich für diese Forschergeneration bisher verhältnismäßig geringes Interesse bezeigt hat. Wo man sich seiner erinnert,

psychologie von Lazarus bis Wundt (Neue Berner Abhdl. zur Phil. 2) 1913, bes. Kap. 3. Diese Untersuchung schätzt wohl die Rolle St.s bei der Entstehung der Völkerpsychologie zu niedrig ein. Sie ist wichtig für die Vorgeschichte und Nachwirkung dieser Disziplin.

[1] Die Folge der geistesgeschichtlichen Generationen besonders in dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts sichtbar gemacht zu haben, ist das Verdienst der Diltheys Forschungen (besonders in den Studien über den Aufbau der geistigen Welt) fortsetzenden Darstellung Rothackers in seiner Einleitung in die Geisteswissenschaften. Vgl. dort über Steinthal: S. 80 u. ö. passim.

[2] Wir haben dieser Gruppe Lücke, E. Curtius, Droysen, J. Burckhardt, Lotze, Haym, Trendelenburg — bei aller Verschiedenheit ihrer Stellung und Anschauungen im einzelnen — zuzurechnen.

[3] Der alte Steinthal hat einmal brieflich (15. 3. 1880) einem Schüler gegenüber, der ihn über sein Verhältnis zu Herbart befragte, geäußert: „Was mein Verhalten zu Herbart betrifft, so verfahre ich ihm gegenüber genau so, wie ich es mit Humboldt, Boeckh und Lachmann gehalten habe, auch mit Hegel. Aber diese Arbeit des Durchbrechens wird immer schwerer, geht immer langsamer, je älter man wird" (Glogau, Briefw. S. 99). — Ebd. S. 110 über seine Abhängigkeit von Herbart.

wird er mit seinem Freunde Lazarus[1] als Begründer der Völkerpsychologie, und das heißt meist, als Vorläufer Wundts gewürdigt; er erscheint als Schüler Herbarts als Assoziationspsychologe[2], schließlich erinnert man sich seiner als Sprachforscher[3]. Die Würdigung der Ethik Steinthals haben sich vor allem jüdische Autoren angelegen sein lassen.

Mag vielleicht im ganzen gesehen ein gewisser epigonaler Zug dem Werk Steinthals eignen — ein Schicksal, das er mit manchen seiner Zeit- und Gesinnungsgenossen teilt — so bieten doch seine philosophischen und wissenschaftlichen Anschauungen und Lehren des Fesselnden und Kenntniswerten die Menge. Dabei ist es einmal natürlich das geistesgeschichtliche Interesse, das auf seine Rechnung kommt, wenn der Leser der Auseinandersetzung mit der Spekulation beiwohnt, die der Jünger Hegels, der Zeit seines Lebens diesen Einfluß nicht ganz abgestreift hat, immer von neuem vornimmt, wenn er den Bewunderer Humboldts an diesem Kritik üben und die Leistungen des großen Sprachphilosophen auf diesem seinem eigensten Gebiet analysieren sieht, wenn er den Schüler Boeckhs in dem Prozeß des Auseinanderstrebens der philo-

[1] Über Lazarus: Leicht, Lazarus, der Begründer der Völkerpsychologie 1904 und Sganzini, a. a. O. Kap. II. Lazarus wird zuungunsten Steinthals zweifellos überschätzt (trotz Leicht, a. a. O. S. 5 ff.). Ein ideenreicher Kopf, fehlte es ihm ganz und gar an Solidität, Fleiß und Kenntnissen, und niemand würde sich um seine Ideen und Schriften kümmern, wenn nicht Steinthal, der eigentliche Begründer der Völkerpsychologie, vor allem in seinen sprachwissenschaftlichen Arbeiten, die konkrete Arbeit geleistet hätte; so auch R. M. Meyer, M. Lazarus (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde XIII, S. 320 ff.).

Steinthal hat immer bescheiden gedacht. Wie er sein Verhältnis zu Lazarus sah, ist in der Widmung seiner Einleitung in die Philosophie (1871) zum Ausdruck gebracht. — Man wird in manchem an das Verhältnis Fr. Schlegel-Schleiermacher erinnert (vgl. Wach, Zur Beurteilung Fr. Schlegels, Philos. Anzeiger IV, 1, 1930, S. 13 ff.).

[2] Die Geschichte der Psychologie (Klemm u. a.) schweigt sich ziemlich aus.

[3] In der Geschichte der Sprachwissenschaft hat Steinthal einen festen Platz. Einen Mann von großen philosophischen und kritischen Anlagen, scharfer Denkkraft, reichen Kenntnissen im Gebiet der Linguistik und seinem Sprachsinn, nennt ihn Benfey, Gesch. der Sprachwiss. 1869, S. 787. — Weiter: Delbrück, Einl. in das Studium der indogerm. Sprachen[4] 1904, S. 97 ff. und unten S. 223 ff.

Sprachwissenschaftlich lernte St. vor allem auch bei K. Heyse.

logischen Aufgaben an die universale Tendenz der Enzyklopädie erinnern hört, wenn sich vor ihm die Auseinandersetzung Steinthals mit Pott und Bopp, mit K. F. Becker und Schleicher abspielt, wenn er beachtet, wie geschichtsphilosophisch-anthropologische Bemühungen im Sinne Humboldts sich mit Fragestellungen der Herbartschen Schule zusammenfinden[1] und wie schließlich, aus dem allen zusammengehalten, getragen und belebt von einer starken und feurigen Persönlichkeit, etwas wie ein einheitliches, wenn auch stark konstruktives Bild der Welt, der geistigen Erscheinungen und ihres Zusammenhangs sich vor ihm erhebt. Und doch wäre dieser Hinblick nur einer, denn nicht nur in geistesgeschichtlicher, sondern auch in systematischer Hinsicht vermögen wir nicht unbedeutende Anregungen aus dem Werke Steinthals zu entnehmen. Freilich, es kann nicht unsere Aufgabe sein, das hier ins Einzelne gehend nachzuweisen, aber wir werden doch in unserer Darlegung ein wenig mehr, als es vielleicht unumgänglich notwendig wäre, den Gesamtzusammenhang seiner Lehre durchblicken lassen bei der Betrachtung der uns hier vor allem interessierenden Lehre vom Verstehen.

Dabei soll gleich bemerkt werden, daß die Durcharbeitung der Schriften Steinthals nicht immer eine erquickliche Aufgabe ist, denn, so klar im allgemeinen die Disposition im großen angegeben und durchgeführt ist — im Einzelnen findet sich, besonders in den früheren Werken, neben sehr zahlreichen Wiederholungen, Verschlingungen und Verschachtelungen des Gedankenganges durchaus nicht immer ein klarer und einwandfreier Ausdruck, der uns unmittelbar den leitenden Gedanken erkennen ließe. Die Einleitung in die Psychologie bedeutet hier einen entschiedenen Fortschritt gegenüber den vorangehenden Arbeiten. Trotzdem hat Steinthal niemals die Klarheit und systematische Schärfe seines Lehrers Boeckh oder Herbarts erreicht; wir können das am besten bei der Behandlung unseres speziellen Themas durch Steinthal beobachten.

[1] Mit Recht bemerkt Rothacker (in der Einl. in die Geisteswiss. S. 180), die Umgebung der Lazarus-Steinthalschen Forschungen, ihre Beziehungen zu Hegel und der Sprachwissenschaft werde für gewöhnlich vernachlässigt gegenüber der Herbartschen Psychologie, die der Völkerpsychologie zufällig die Formeln lieferte. (Vgl. oben S. 207, Anm. 3.) Dazu Leicht, a. a. O. S. 66 ff.

Einmal, gelegentlich einer Rede vor einer Philologenversammlung, hat Steinthal systematisch eine Theorie der Interpretation entwickelt, aber er hat sie nicht, was nahegelegen hätte, in Zusammenhang mit der Theorie des Verstehens gebracht, die in seinen sprachwissenschaftlichen und psychologischen Arbeiten vorgetragen wird. Er lehnt sich darin stark an Boeckh an, von dessen Standpunkt sich wieder seine sprachtheoretischen Erörterungen vielfach weit entfernen. So erscheint seine Auslegungslehre, eben infolge ihrer nahen Orientierung an der Theorie des philologischen Großmeisters, straff gegliedert in sich, aber ohne Beziehung zu den Bemerkungen, die er, mehr oder weniger lose dem Problem des Verstehens in seinen sprachphilosophischen und psychologischen Untersuchungen immer wieder gewidmet hat.

Da wir in unserer Untersuchung gerade bestrebt sind, die Zusammenhänge in der Geschichte der hermeneutischen Theorie deutlich heraustreten zu lassen, werden wir bei unserer Betrachtung das noch nicht gründlicher dargestellte Verhältnis Steinthals zu seinen Lehrern auf diesem Gebiete in den Vordergrund stellen, vor allem das zu dem am meisten von ihm verehrten und bewunderten W. v. Humboldt, und die systematischen Erörterungen dahineinarbeiten. Wie kaum eine Schrift des Begründers der Völkerpsychologie Humboldts Namen unerwähnt läßt, die meisten seiner Arbeiten vielmehr mit Zitaten aus seinen Werken reich gespickt sind, so hat Steinthal selbst gefordert, daß keine sprachwissenschaftliche Frage zum mindesten diskutiert werden dürfe, ohne Humboldts Meinung zuvor dazu zu hören[1]. Die Auseinandersetzung mit ihm, die sich durch alle, besonders die früheren Schriften hinzieht, erscheint konzentriert an einzelnen Stellen, die wir im folgenden besonders heranzuziehen haben werden. Sie beweisen uns, daß die Autorität Humboldts für Steinthal keineswegs allein auf seinen Untersuchungen zur Sprache und zu den Sprachen beruht, sondern daß die tiefe Zustimmung — wieder vor allem des jungen Steinthal — seiner geistigen Gesamtauffassung[2] gegolten hat. Gerade das läßt uns den Einfluß Humboldts auf den regen

[1] Entw. d. Schrift S. 31.

[2] „Jeder Satz aus dem Mittelpunkt einer ernsten, intellektuell großen, sittlich tiefen Weltanschauung stammend" — so charakterisiert Steinthal (Ausg. u. Erkl. der Werke H.s) diese Gesamtauffassung.

Geist seines Bewunderers besonders hoch einschätzen, daß wir es hier nicht mit der Übernahme einzelner Lehren zu tun haben, auch nicht mit dem kalten Respekt vor einer Gesamtleistung, wie Steinthal sie etwa Hegel gegenüber an den Tag legt, auch nicht mit der Fruktifizierung einer Methode, wie sie von Herbart dem angehenden Psychologen dargeboten wurde, sondern: Humboldt hat das Bild der geistigen Welt bestimmt, das im Kopf dieses vielseitig und reich begabten, strebsamen und energischen Menschen entstand; keiner ist dem Weisen von Tegel — trotz Kritik und Vorbehalten — ein treuerer Schüler gewesen als Steinthal [1]. Das zweite selbständige Werk, das Steinthal schrieb, zeigt ihn, nachdem schon die Dissertation dem Meister gehuldigt hatte, in der Auseinandersetzung mit ihm [2]. Daß er ihn in einem Atem mit Hegel [3] nennt, um dann beider Anschauungen immer wieder einander gegenüberzustellen, beweist — die äußere Veranlassung spielt natürlich auch eine Rolle —, wie die in beiden Denkern repräsentierten Mächte dem Anfänger schon in ihrer Verschiedenheit, ja Gegensätzlichkeit deutlich zu werden beginnen, daß er die Notwendigkeit der Entscheidung spürt und daß er sie nicht aus der Erörterung von Einzelproblemen, sondern in der Durchdenkung der Grundfragen durchführen will.

Gleich die erste grundsätzliche Würdigung der geschichtsphilosophischen Lehren Humboldts, die Steinthal in der er-

[1] „Ich darf", heißt es noch in dem Vorwort zur Ausgabe der sprachphilosophischen Werke Humboldts (1884), die das Verhältnis Steinthals zu dem Älteren schön beleuchtet, „wahrheitsgemäß bekennen, zu allen Zeiten war meine Achtung vor diesem Denker größer als meine Kritik, und größer als meine Achtung war meine Liebe zu ihm". — Vgl. Briefw. mit Glogau, S. 105, 109 ff.

[2] Steinthal hat vielfach (vgl. noch das genannte Vorwort S. 2/3) die Schwierigkeit betont, die die Werke Humboldts dem Verständnis bieten. Aber es ist für unseren Zusammenhang interessant, daß er betont, es komme dabei nichts vor, was nicht in den — individuell zu modifizierenden — Methoden der Interpretation vorgesehen sei, die in Boeckhs Theorie derselben behandelt worden seien (vgl. unten S. 323 ff.).

[3] Die Einwirkung der idealistischen Philosophie vor allem Schellings und Hegels auf jüdische Denker (Formstecher, Hirsch usw.) hat — besonders für den religionsphilosophischen Problemkreis — neuerdings H. J. Schoeps beleuchtet und analysiert: Geschichte der jüdischen Religionssystematik im 19. Jahrh. Leipziger Diss. 1932. Vgl. auch für den Einfluß Hirschs auf Steinthal dessen Zeugnis: Ein jüd. Rel.-philosoph unseres Jahrhunderts (Über Juden und Judentum 1906, bes. S. 198).

wähnten Schrift bietet[1], setzt — das ist für unsern Zusammenhang immerhin interessant — mit einer Analyse seines Verstehensbegriffs ein[2]. Und zwar ist es das erkenntnistheoretische Moment im engeren Sinne, das ihn daran interessiert. Er beruft sich auf die Stelle der Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers, in der ausgeführt wird, der Historiker müsse, um für die Betrachtung der verschlungenen Begebenheiten der Weltgeschichte die Form mitzubringen, durch die sie allein Zusammenhang erhalten könnten, diese von ihnen selbst abziehen. Es ist ein doppeltes, was diese Stelle Steinthal lehrt[3]. Einmal interpretiert er sie — zweifellos etwas gewaltsam und nicht ganz richtig — in dem Sinne, daß sie den hermeneutischen Zirkel zum Ausdruck bringe, den er bei Boeckh besprochen findet und den er, wie viele, im Wesen des Verstehens begründet sieht. Wenn Steinthal aber in diesem Zusammenhang weiter den Satz prägt, alles menschliche Wissen sei Verstehen, so kann das nur so aufzufassen sein, daß — und damit kommen wir zu dem Zweiten, was er durch die zitierte Humboldt-Stelle belegt sieht — daß alle menschliche Erkenntnis eine Synthese aus dem Vorgefundenen und dem Mitgebrachten, aus empirischen und apriorischen Elementen darstellt, eine These, die den Mittelpunkt seiner Wissenschaftslehre ausmacht und auf die er häufig zu sprechen kommt[4]. Diese Überzeugung vom „zweipoligen" Charakter des Erkennens hat sich der junge Steinthal vor allem im Gegensatz zu Hegels „reinem Denken" gebildet, dem er die Vernachlässigung des Erfahrungs-

[1] Humboldt stellt für Steinthal trotz allem nicht schon einen Abschluß dar: „Groß ist Humboldt durch das, was er getan hat; eben so groß ist er durch das, was er uns als Aufgabe hinterlassen hat." Ursp. d. Spr. S. 7 ff.

[2] Vgl. hier Das Verstehen I, Kap. IV, bes. S. 251 ff.

[3] Sie legt natürlich von dem kantischen Einfluß auf Humboldt (über diesen Spranger, W. v. H. und die Humanitätsidee S. 121 ff., Cassirer, Philos. der symbol. Formen 1, S. 98 ff. und Das Verstehen I, S. 236, 250, 255) Zeugnis ab. Die Lehre von der Spontaneität und schöpferischen Kraft des Geistes ist, wie wir früher sahen, eine fundamentale Überzeugung Humboldts.

[4] Vgl. auch Philol., Gesch. u. Psychol. S. 2 f.; dort S. 6 die „Doppelseitigkeit" (Zweipoligkeit) alles Erkennens und die Ablehnung einer Trennung von 1. apriori und aposteriori, 2. kausalgenetisch und teleologisch-ästhetisch, 3. synthetisch und analytisch.

stoffes vorwirft, die Humboldt sich niemals zuschulden kommen ließ. Das gilt wieder nicht nur für die Betrachtung der Sprache, für deren Erforschung Humboldt mit seiner Berücksichtigung beider Erkenntnisquellen erst die tieferen Voraussetzungen geschaffen habe, sondern für seine Gesamtarbeit am Aufbau der geistigen Welt. Es ist das alles sehr charakteristisch für die geistesgeschichtliche Stellung Steinthals. Das Zusammen- und Ausgewogensein empirischer und apriorischer Elemente im Aufbau der Erkenntnis, das ihm als Ideal vorschwebte, soll ebenso den über das Einzelne, den „Stoff" hinwegfliegenden falschen Idealismus wie den in ihm ertrinkenden Empirismus überwinden[1]. Und in der Tat erscheinen in der Lehre Steinthals spekulativ-apriorische und induktiv-aposteriorische Gesichtspunkte in interessanter Weise vereinigt. Ich möchte dabei gleich als typisch verzeichnen, daß Steinthal bei aller Bewunderung und Übereinstimmung schon in der frühen Schrift, von der hier die Rede ist, Humboldt vorhält, er mache einen Einschnitt zwischen Wesen und Erscheinung der Dinge, zwischen Kraft und Äußerung, so, daß erstere, als mystisches Etwas — „das dunkelste Nichts" — im Transzendenten verborgen bleiben mußte[2]. Also die Metaphysik Humboldts lehnt Steinthal im Interesse seiner doppelpoligen Erkenntnislehre ab, er will die genannten Vorstellungen Humboldts einmal mit dem Nachwirken kantischer Einflüsse[3], sodann aber mit einer „Sehnsucht nach dem Unendlichen", „Überirdischen" erklären, die besonders dem alternden Humboldt in so starkem Maße eigen gewesen sei[4]. Die Zeit für eine Metaphysik im Sinne und Geschmack des deutschen Idealismus war nicht mehr[5] —

[1] Vgl. die Widerlegung des reinen Empirismus: Gramm. S. XV. „Wir sind hinaus über den Gegensatz von Theorie und Empirie", ebd. S. XVII. Vgl. Gramm. S. 51 f. den Anschluß an das Erkenntnisideal Lotzes — er erscheint Gramm. S. XX als der „größte Denker unserer Zeit" — und Trendelenburgs. (Vgl. dazu die bei Wach, Die Typenlehre T.s und ihr Einfluß auf Dilthey 1926 gegebenen Hinweise).

[2] Klass. S. 15. „Was kann ein Wesen sein, das nicht erscheint?" Klass. S. 17. Als „Mystizismus" (S. 21) muß eine solche Ansicht Steinthal erscheinen. Er nennt das auch „Formalismus" (Hypostasierung von Formeln): Phil., Gesch., Psych., S. 63 ff.

[3] Klass. S. 19, 21. [4] W. v. Humboldt, S. 28.

[5] Vgl. die zurückhaltenden Bemerkungen über das „absolut Reale" in dem wichtigen Aufsatz zur Religionsphilosophie, ZfV. IX. S. 19 u. a. und die Äußerungen im Briefw. mit Glogau (17. 1. 1876), S. 91 („Ich habe

die Droysen, Trendelenburg, Haym, auch Lotze stellten sich, so stark die philosophische Ader in ihnen immer sein mochte, diesen Problemen vorsichtiger, zurückhaltender gegenüber als die Zeitgenossen der großen Idealphilosophen [1].

Die erste Auseinandersetzung Steinthals mit dem Schöpfer der Sprachphilosophie steht übrigens noch stärker unter dem Einfluß der spekulativen Philosophie Hegels als seine späteren immer deutlicher empirisch gehaltenen Darlegungen. So charakterisiert er [2] die von ihm mit Wärme vertretene zweipolige Erkenntnislehre, in der denkende Anschauung und anschauendes Denken zu ihrem Rechte kommen sollen, und die er die wahrhaft spekulative nennt, als die Methode, welche die Gegensätze gerade so aufhebt, wie das Leben der Dinge selbst es tut, denn sie ist die den „Sachen innewohnende und von uns denkend angeschaute Methode" [3].

Das Ideal einer doppelpoligen Methode, die Erfahrung und Denken, um es einmal kurz so zu bezeichnen, gleichermaßen gerecht wird, wird nicht zufällig von einem jungen Denker aufgestellt, der zugleich Forscher ist. Von zwei Seiten her zieht die geistige Arbeit Steinthals von Anfang an ihre Nahrung: aus der Reflexion und aus der konkreten Beschäftigung mit besonders einem Gegenstand aus der empirischen, näher der geschichtlichen Welt. Philosophische Besinnung und Sprachforschung sind die zwei Quellen, aus denen er immer wieder Erkenntnis und Wissen schöpft. Von Hause aus ist sein Interesse gleich lebendig auf alle Äußerungen des menschlichen Geistes gerichtet — der spätere Begründer der Völkerpsychologie kennt als Schüler Boeckhs die innere Einheit, die die verschiedenen Seiten seiner Objektivationen zusammenhält; nicht zufällig aber erwählt er die Sprache zum bevorzugten Gegenstand seiner Forschung. Daß Humboldt, sein großer Lehrmeister, ihrem Studium seine beste Kraft gewidmet hat, spielt gewiß

mit meinem Absagebrief an alles Transzendente lange gezögert ... Ich kann alle Ideen stürzen sehen; die Ideale und die Erfahrung bleiben mir ...") und S. 121.

[1] Dem „Zurückweichen der Spekulation in den Einzelwissenschaften" geht parallel die Empirisierung der Philosophie selbst.

[2] Klassif. S. 30.

[3] „Humboldt durchdrang das Wesen der Einzelheit nicht in der Weise, um in ihr die konkrete Allgemeinheit zu erkennen", bemerkt Steinthal, Klassif. S. 16.

eine Rolle. Die Sprache nimmt aber auch eine Sonderstellung unter den geistigen Äußerungen ein, sie ist wie das universalste, so auch das differenzierteste Organ, durch das der Geist zu uns spricht — wie Dilthey es einmal formuliert hat: daß in der Sprache allein das menschliche Innere seinen vollständigen, erschöpfenden und objektiv verständlichen Ausdruck finde[1]. Das Wesen des Geistes zu ergründen ist Steinthals Ziel gewesen, aus der Besinnung über seine Struktur wie aus dem Verständnis seiner empirischen Äußerungen hat er dazu gelangen wollen. In der Sprache fand er, seinem Meister folgend, den Geist der Menschheit, der menschlichen Gruppen, ich möchte sagen: gleichsam konzentriert, an ihr hat er, wie an einem ungeheuren Beispiel, die Fruchtbarkeit seiner Methode aufzeigen wollen, die apriorisch-aposteriorisch der Sprache zugleich das Geheimnis ihres Werdens und ihres Seins zu entreißen suchte. An Humboldt, sehen wir, tadelt der junge Steinthal die Zerreißung von Wesen und Erscheinung — er will die Transzendenz zur Immanenz machen: in den Sprachen die Sprache, nicht hinter ihnen. Als Substanz, meint er, habe Humboldt die Sprache gefaßt, er will ihren Begriff als Subjektivität fassen: die Entwicklung ihrer Idee im Bewußtsein der Völker will er zeigen[2], wobei er aber weniger an eine Phänomenologie im Stile Hegels denkt als mehr an eine transparent-typisierende genetische Betrachtung der Spracherscheinungen, wie er sie später in seinem berühmten Abriß der Sprachwissenschaft versucht hat.

Steinthal folgt Humboldt bei der allgemeinen Betrachtung des menschlichen Entwicklungsganges, die diesem vorschwebt. Und er hebt selbst zwei Punkte heraus, die ihm dabei besonders wichtig sind[3]: es ist einmal der Zusammenhang der verschiedenen Stufen der Entwicklung, den Steinthal eben weniger in einer transzendenten Einheit erblicken will als vielmehr in der allmählich forschreitenden durchdringenden Idee, die an den sich vollendenden Äuße-

[1] Entsteh. d. Herm. S. 189. — Als das „deutlichste und allgemeinste Mittel, die Erwerbungen der Vergangenheit den Genossen der Gegenwart verdichtet zu überliefern", wird die Sprache (Phil. Gesch. Psychol. S. 45) bezeichnet. — Vgl. Das Verstehen I, S. 33 Anm. 2 und unten S. 165 Anm. 2.

[2] Klassif. S. 57. Vgl. unten S. 223 ff.

[3] W. v. Humboldt, S. 57.

rungen zum Ausdruck kommt. Der zweite Punkt ist besonders für unser Thema wichtig. Er betrifft das Verhältnis des Einzelindividuums zur Gesamtheit, ein geschichtsphilosophisches Problem von höchster Bedeutung. Wie Humboldt, so sieht auch Steinthal, der spätere Begründer der Völkerpsychologie, diesen Zusammenhang sehr eng; wie der Meister, so zieht auch er daraus neben allgemein philosophischen, ethischen und psychologischen auch soziologische und erkenntnistheoretische Konsequenzen. Aber auch hier verzichtet er auf die metaphysische Unterbauung, die bei dem Älteren der Gedanke der Verbindung der Einzelnen erfährt. Um so eindringlicher sucht er in prinzipiellen und wieder in sprachphilosophischen Untersuchungen die Zusammenhänge aufzuhellen, und wir werden sehen, wie gerade hier das Problem des Verstehens sich stellt.

So zeigt es sich, wie vielfältig die Verbindungsfäden sind, die schon nach seinem eignen Zeugnis die Lehre Steinthals mit den Anschauungen W. v. Humboldts verbinden. Bemerkenswert ist nun, daß gerade ein Gedankenzusammenhang von dem Jüngeren nicht aufgenommen worden ist[1], der im Denken Humboldts eine große Rolle gespielt hat und, wie wir früher sahen, besonders eng mit seiner Lehre vom Verstehen zusammenhing: wir meinen die charakterologischen Studien Humboldts. Freilich: Steinthal fehlte von Hause aus das bohrende psychologische Interesse Humboldts, zumal für die Einzel-Individualität. Die Funktion der seelischen Kräfte interessierte ihn vorwiegend im Hinblick auf den Erkenntnisprozeß, das Problem des Aufbaus und der Entwicklung des Charakters hat ihn nicht beschäftigt[2].

[1] Vgl. aber Klassif. S. 37.

[2] Steinthal, dem, wie gesagt, zweifellos ein primär psychologisches Interesse abgesprochen werden muß, ist als einer der ersten und der wenigen seiner Generation dem Zauber einer Strömung erlegen, die später zur ausgesprochenen Mode entarten sollte: jener Richtung, die eine ganz bestimmt gefaßte Psychologie zur Grundwissenschaft zu erheben bestrebt war. So beobachten wir, was durchaus paradox genannt werden muß, daß im Vergleich zu den großen Psychologen Schleiermacher und Humboldt Steinthal einen unvergleichlich viel größeren Gebrauch von — psychologischen Formeln macht. Im Vergleich zu späteren, die wirklich in der Welt dieser Formeln lebten, wirkt ihr Gebrauch bei Steinthal dank der charakterisierten, damit nicht übereinstimmenden Grundanschauungen merkwürdig hybrid. — Es geht ihm darin ähnlich, wie etwa in der Historik Sybel (siehe oben Kap. II, Anhang).

Dazu kommt ein weiteres. Humboldts Psychologie war, wenn man so sagen darf, synthetisch gerichtet; Steinthals Psychologie ist analytisch. Bei ihm hat — ihm Gefolge Herbarts — das Studium der seelischen Funktionen und Prozesse schon die Richtung auf Elementaranalyse genommen, die sich dann immer stärker durchgesetzt hat. Die charakterologischen Bemühungen, die natürlich ohne Analyse auch nicht auskommen, geben aber gerade auf das, was wir heute Struktur nennen, nicht auf Elemente bzw. Elementarkompositionen. Vor allem aber ist Humboldts Auffassung vom Seelenleben der Gedanke fremd, der die in diesem Punkte ganz von Herbart abhängige Psychologie Steinthals beherrscht: das Erkenntnisideal einer Mechanik der psychischen Vorgänge und Erscheinungen[1]. Das Bestreben, die Entwicklungsgeschichte der Seele zu ergründen, teilen sie, aber die genetische Betrachtung, für die gerade Humboldt gern eingetreten ist, sieht bei beiden doch sehr verschieden aus. Die Feinheit der Analyse, die Steinthal in seiner „Grammatik" und in der „Einleitung" an den Tag legt, fehlt den Humboldtschen Erörterungen in ihrem synthetischen, immer auf Strukturaufweise abzielenden Charakter — aber dafür ist die Schilderung der seelischen Wirklichkeit auch bei ihm noch frei von den vielfach schematisierenden Prinzipien und Gesetzen (Theorie der Apperzeption), in die die mechanische Auffassung des Späteren sie einspannt. Allerdings bricht auch noch in der Auffassung der Psychologie und ihrer Aufgaben bei Steinthal die idealistische Weltauffassung durch: der Geist ist ihr Gegenstand und zwar in der Hinsicht, die er mit den „Naturwesen" teilt: der gleichbleibenden allgemeinen Gesetzmäßigkeit der psychi-

[1] „Worauf es in der Psychologie ankommt", sagt die Programmschrift (ZfV. I, S. 70), „das ist wesentlich dasselbe, wonach auch die Naturwissenschaften streben und was ihnen so gut gelingt, nämlich die Dinge aufzulösen in Verhältnisse". — Ebenda wird die Psychologie Herbarts empfohlen, aber nicht ohne Vorbehalt. Ihr Hauptverdienst sei die Auflösung der Seelenvermögen und ihre Rückführung auf Vorstellungsverhältnisse. — Vgl. auch ZfV. I, S. 21 f.

Sehr deutlich auch Phil., Gesch., Psychol. S. 52 f.: „Auch die Erscheinungen des seelischen Lebens sind, wie die des materiellen Lebens, in der Tat schließlich Verhältnisse und Bewegungen zwischen gewissen einfachsten seelischen Elementen, geistigen Atomen". (!) — Um Auflösung von „Verdichtungen" handelt es sich für die Psychologie. So a. a. O. S. 64.

schen Prozesse; aber der Geist ist nicht nur Spitze der Natur, er ist, wie noch zu zeigen sein wird, mehr, er ist frei, schöpferisch. So hat die Psychologie die Aufgabe, die Durchdringung dieser beiden Seiten des geistigen Lebens, die als Gebundenheit des Gesetzes und Freiheit der Entwicklung bezeichnet werden, aufzuweisen[1]. So ist doch ein Unterschied zwischen den natürlichen und den psychischen Prozessen: in letzteren liegt der Keim zu einem Fortschritt, das ist ein idealistischer Zug auch noch in der Psychologie Steinthals. Während also in der dem Individualpsychologischen gewidmeten Arbeit deutlich eine Divergenz der beiden Philosophen nach Interesse, Auffassung und Methode so zum Ausdruck kommt, schließen sich die Steinthalschen Forschungen zur Kollektivpsychologie wieder näher an die Intentionen, die Verfahrungsweise und Anregungen W. v. Humboldts an[2]. Wir gedachten dieser früher.

Steinthal hat in engstem Zusammenarbeiten mit seinem Freund und Schwager Lazarus ja die Disziplin erst begründen wollen, die er „Völkerpsychologie" nennt[3]. Er erblickte in den Völkern Einheiten, die andere Kollektivindividualitäten nicht aufwiesen[4]: eigentümliche körperliche Verhältnisse, die

[1] ZfV. I, S. 15 ff.

[2] Eine monographische Untersuchung über den Zusammenhang zwischen Humboldt und den späteren philosophischen, psychologischen, ethnologischen und soziologischen Bemühungen um die Kollektivindividualitäten fehlt leider; sie ist eine ebenso interessante wie notwendige Aufgabe. Vgl einstweilen Geck, Sozialpsychologie in Deutschland 1829 (Archiv f. Rechts- u. Wirtsch.-Phil. 22, 1928, bes. S. 546 ff.) u. Stoltenberg, Kurzer Abriß e. Gesch. d. deutschen Soziologie (Weltwirtsch. Archiv 31, 1, 1930, bes. S. 66 ff.).

[3] ZfV. I; XVII, S. 233—64 eine Auseinandersetzung mit Wundt. Sganzini, a. a. O. Kap. II u. III, Leicht, a. a. O. S. 5 ff. u. 68 ff. Wundt hat mehrfach seiner Vorgänger gedacht (Völk.-Psychol. I, I bes. S. 17, und Über Ziele u. Wege d. Völk.-Psychol. in: Phil. Stud. IV 1888). Er hat dabei den im Grund individualistischen Grundzug der Steinthalschen Kollektivpsychologie besonders betont und seine „Völkerpsychologie" dagegen gestellt. Wir können den Gegensatz nicht ganz so scharf sehen. Vgl. die wenig später oben im Text angeführten Äußerungen Steinthals. Zu Wundts Volksgeistbegriff: W. Brönner, Zur Theorie der Kollektiv-psychischen Erscheinungen (Würzburger Diss. 1910, bes. S. 2 ff.).

[4] Die Volksgemeinschaft nennt Steinthal im Unterschied von allen „freien Kulturgemeinschaften" die „absolut notwendige und im Vergleich mit ihnen allerwesentlichste" (ZfV. I, S. 5).

leibliche und die umgebende Natur bilden die Grundlage dieser Individualität, deren geistiges Wesen zwar nicht durch diese psychischen Grundlagen bestimmt, aber mit ihnen in Wechselwirkung zu denken sind[1]. Die Völkerpsychologie, deren Gegenstand eben diese geistige Individualität der Völker ist, vermag uns, nach Steinthal, stärker in die Wirklichkeit des Lebens zu versetzen als die individuelle, denn der einzelne Mensch ist nur eine Abstraktion, eine vielleicht notwendige, wissenschaftliche Fiktion[2].

Bekannt ist das Programm, das der erste Band der zur Pflege der neuen Disziplin gegründeten Zeitschrift für Völkerpsychologie umriß und das Steinthal und Lazarus dann im Einzelnen in mehreren großen Arbeiten und Abhandlungen auszubilden und gegen Angriffe[3] zu verteidigen bestrebt waren[4]. Der Wissenschaft vom Volksgeist, eben der Völkerpsychologie, wird die Aufgabe gestellt, das Wesen des Volksgeistes und sein Tun psychologisch zu erkennen, die Ge-

[1] Gramm. S. 389.

[2] Steinthal zitiert gelegentlich (ZfV. I, S. 4) Herbarts Wort, die Psychologie bleibe immer einseitig, solange sie den Menschen als alleinstehend betrachte. Er weist scheinbar alle Konstruktion der Kollektivpsychologie auf individualpsychologischer Grundlage ab und stellt schon — vor Wundt und in Übereinstimmung mit den Soziologen — „ganz eigentümliche psychologische Verhältnisse, Ereignisse und Schöpfungen heraus, die gar nicht den Menschen als Einzelnen betreffen, nicht von ihm als solchem ausgehen". Damit ist die Verschiedenheit von kollektivem und individuellem Geist deutlich erkannt (ZfV. I, S. 4/5). — Freilich manchmal äußert er sich auch anders. So betont die Programmabhandlung der Zeitschrift (a. a. O. S. 10 f.), da der Volkgeist kein von dem der einzelnen abgesondertes Dasein habe, weise er „natürlich nur (!) dieselben" Grundprozesse (Hemmung, Verschmelzung, Apperzeption etc.) auf, die die individuelle Psychologie in diesen erforsche, nur komplizierter und ausgedehnter seien sie hier (S. 11). Man wundert sich deshalb nicht, wenn es in diesem Zusammenhang direkt heißt, die Individualpsychologie enthalte die Grundlage der Völkerpsychologie.

Das Verhältnis von Gesamtheit und Einzelnem — seine Klärung ist nach Steinthal eine Hauptaufgabe der Völkerpsychologie — wird übrigens ZfV. I, S. 30 f. u. 52 besprochen. Vgl. auch Lazarus, ZfV. II, S. 393—453, u. III, S. 7 ff.; 83 ff.

[3] Vgl. die ablehnende Stellung Diltheys (Ges. Schr. I, S. 40 ff.), über die Frankenberger, a. a. O. S. 82 Anm. 1 Aufschlußreiches mitteilt. Ebd. S. 151 ff. Erörterung der wichtigsten zeitgenössischen und späteren Kritik an der „Völkerpsychologie".

[4] Als ihre Vorgänger betrachten beide: Humboldt, Ritter, Herbart (ZfV. 1, S. 14 ff.; XVII, S. 235).

setze[1] zu entdecken, nach denen die geistige Tätigkeit eines Volkes vor sich geht, die Gründe der Entstehung, der Entwicklung und des Untergangs der Völker aufzuweisen[2]. Wieder treffen wir hier auf den Begriff des Volksgeistes, der in der romantischen Strömung eine so starke Rolle gespielt hat[3]. Aber hier hat er sich gewandelt[4]. Nicht ein „phantastisches Bild" der inneren Eigentümlichkeit eines Volkes, erst recht kein sachleerer Name soll er sein, sondern, wie die Unterzeichner des Programmaufsatzes der Zeitschrift sagen, „der Quell, das Subjekt aller inneren und höheren Tätigkeit" soll damit bezeichnet werden[5]. Nach diesem Subjekt in seiner Totalität, nach den Gesetzen seiner Entwicklung sucht die neue Wissenschaft. Der Programmaufsatz betont ausdrücklich[6], daß eigentlich nicht die Erkenntnis der Seele und das heißt der Substanz und Qualität derselben die Hauptaufgabe der Völkerpsychologie sei, sondern die Darstellung des psychischen Prozesses und Progresses soll im Vordergrund stehen[7]. Um die Seele, als eine reale Substanz, ein reales Etwas, hat sich die Metaphysik zu bekümmern. Die Völkerpsychologie ist Volksgeistlehre in dem engeren Sinn

[1] In welchem Sinne diese Gesetzlichkeit zu verstehen ist, zeigt die folgende Äußerung: „Sodann hat die Blüte der Naturwissenschaften selbst die Überzeugung auch über ihre eigenen Kreise hinaus verbreitet, eigentliches Wissen nur da zu erkennen, wo man nicht bloß die ganzen und zusammenhängenden Erscheinungen, sondern auch die einzelnen, elementaren Teile derselben, nicht bloß die Tatsachen, sondern auch die Ursachen, nicht bloß die zusammengesetzten Ereignisse, sondern auch die elementaren Prozesse und deren Gesetzmäßigkeit zu durchdringen im Stand ist." So Lazarus, ZfV. III, S. 387.

[2] ZfV. I, S. 7. Gegen Geschichtsphilosophie: ZfV. I, S. 19 f. Ebd. S. 23: Nicht spekulativ, sondern empirisch soll dabei vorgegangen werden.

[3] Vgl. Das Verstehen I, S. 106, Anm. 2 und 188 f., bes. Anm. 2.

[4] Frankenberger, a. a. O. S. 70 ff.

[5] ZfV. I, S. 7.

[6] „Eine substantielle Volksseele gibt es nicht", so Steinthal in Philos. Gesch. u. Psych. S. 37. „Seele ist die Substanz, in der die geistigen Erzeugnisse ihr ideales Dasein haben", wird — nicht ohne terminologischen Widerspruch — ebd. S. 67 definiert. — Wundt hat später statt Volksgeist wieder Volksseele gesetzt; auch er hat diesen Begriff lediglich „aktuell", nicht substantiell nehmen wollen. Über den Begriff Volk ZfV. I, S. 32 ff., bes. S. 35. „Volk" wird das erste Erzeugnis des Volksgeistes genannt. — Vgl. ZfV. I, S. 7 ff. u. XVII, S. 245.

[7] Vgl. dazu Glogau, St.'s psycholog. Formeln zusammenhängend untersucht 1876 und Révész Gesch. des Seelenbegriffs 1917, S. 231 ff.

der Erforschung der Tätigkeit des als einheitlich gefaßten Subjektes und der Gesetze dieser Tätigkeit[1]. — Wir sehen, der Volksgeistbegriff ist gegenüber der Romantik weitgehend entmetaphysiziert, empirisiert. Aber er ist auch nicht rein empirisch-heuristisch, denn ausdrücklich sagt die Programmabhandlung, daß es sich beim Volksgeist nicht um die Summe der individuellen Geister handeln könne, sondern dieser Begriff bezeichne eben das, was die Vielheit der Individuen zur Einheit mache, der Volksgeist ist „das Band, das Prinzip, die Idee des Volkes“[2]. Gegenüber der Fassung dieses Prinzips in der idealistisch-romantischen Epoche, beispielsweise also bei Herder, Humboldt, Boeckh erscheint hier das Hauptgewicht auf das dynamische Moment gelegt: die Einheit des Volksgeistes, das ist die Einheit des Inhalts und der Form der Tätigkeit des Volkes, die Einheit der gemeinschaftlichen Erzeugung und Erhaltung[3] der Elemente seines geistigen Lebens[4]. So gehört zum Volksgeist notwendig die Produktivität, die sich in bleibenden Objektivationen niederschlägt. Die geistigen Hervorbringungen, von denen Steinthal gelegentlich aufzählt[5]: Sprache, Sitten und Gewohnheiten, Institutionen und Taten, Überlieferungen und Gesänge, sind nur aus ihm zu verstehen. Seit Herder hatte man diesen Zusammenhängen in den einzelnen Geistesgebieten nachgespürt, die Philosophie, besonders die Wissenschaftslehre und die Philosophie der Geschichte hatte die Struktur dieser Gebilde und ihr Verhältnis zur Subjektivität aufzuklären versucht. Die Frühromantik und die spätromantische Wissenschaft haben, im unmittelbaren Anschluß an Herder, die Hervorbringungen des Volksgeistes als sol-

[1] ZfV. I, S. 27.

[2] Die Art der Einheit des Volksgeistes veranschaulicht, worauf auch Frankenberger (a. a. O. S. 72) hinweist, Lazarus in sehr interessanter Weise mit vier Analogien: ZfV. II, S. 408 ff.

[3] Man könnte dabei an die moderne Lehre von der Integration (Smend) denken.

[4] Gramm. S. 390; ZfV. I, S. 29. Frankenberger vergleicht mit Recht Herbarts und Lazarus' von Dilthey später übernommene Lehre von der artikulierten Einheit des erworbenen seelischen Zusammenhanges.

[5] Gramm. S. 391. Die Programmschrift behandelt der Reihe nach als „Elemente des Volksgeistes“: Sprache, Mythos, Religion, Poesie, Künste — als die „intellektuelle“ Seite; Sitte, Gesetz — als praktische, gesellschaftliche Institutionen, ZfV. I, S. 40—60.

cher zu würdigen gesucht[1]: wir haben bei Boeckh die Auswirkungen für die Verstehenslehre aufgewiesen[2]. Während Humboldt die Grenze zwischen Subjektivität und Objektivitäten möglichst flüssig zu halten sucht und für die geistigen Formen — typisch in seiner Lehre von der Sprache — die unaufhörliche Produktivität des Volksgeistes gleichsam gleitend übergehen läßt in die, ebenfalls fortgesetztem Wandel unterworfenen Gebilde, hatte Hegel strengere Scheidungen in seiner Geistlehre angebahnt. Der Begriff des objektiven Geistes war von ihm entwickelt worden. An ihn knüpfen die Begründer der Völkerpsychologie wieder an. Wir brauchen bei den Einzelheiten hier nicht zu verweilen, eine ausgezeichnete Untersuchung hat gerade diese Zusammenhänge deutlich aufgezeigt[3]. Mag die Auffassung des objektiven Geistes gegenüber Hegel stark empirisiert sein; — Steinthal verleugnet seine Mittelstellung auch hier nicht: wenn er die verschiedenen „Objektiven Elemente" (Sprache, Religion usw.) für die verschiedenen Formen und Stufen des Selbstbewußtseins eines Volkes erklärt, wenn er den Volksgeist von den untersten Stufen eines wirren empirischen Selbstbewußtseins zu dem reinen der Wissenschaft und Philosophie aufsteigen sieht[4], ist er der Phänomenologie des Geistes noch spürbar nahe. Es ist kein Wunder, daß bei einer so umfassenden Aufgabe, wie sie der Völkerpsychologie von ihren Gründern gestellt wurde[5], der Widerspruch sich regte[6], zumal in der Fassung der Doppelaufgabe, die die Programmschrift den beiden Disziplinen der Völkerpsychologie gibt: der synthetischen, die die allgemeine Erscheinung Volksgeist zu untersuchen hat, und der deskriptiven, die die besonderen Volksgeister studiert[7]. —

[1] Vgl. Rothacker, Einleitung S. 79f.

[2] Das Verstehen I, S. 188f.

[3] Eingehend entwickelt Lazarus den Begriff des objektiven Geistes in seinen grundsätzlichen Ausführungen ZfV. III, S. 41ff., 53ff., dazu die schon öfter gen. Abhandlung Frankenbergers, a. a. O. bes. S. 75ff., 160ff.

[4] ZfV. I, S. 38.

[5] Die interessante Aufgabe: „den jeweiligen Horizont einer Zeit ergründen zu helfen", wird ZfV. I, S. 61f. formuliert.

[6] Vgl. die Auseinandersetzung mit den Kritikern (Paul, Wundt), ZfV. XVII, S. 233ff.

[7] ZfV. I, S. 27 u. 63. Dort heißen sie: ethnologische oder politische Psychologie und physische Ethnologie. Vgl. auch

Inwiefern ist nun die Konzeption der Völkerpsychologie für die Lehre vom Verstehen von Bedeutung? In ihrer Theorie vom objektiven Geist ist der Gedanke von dessen Mitteilbarkeit eingeschlossen. Die geistigen Äußerungen verselbständigen sich[1]. Es ist ein Verdienst der Begründer der Völkerpsychologie, die Tatsache der Verselbständigung des Ausdrucks deutlich gemacht zu haben. Der Mensch, so formuliert Lazarus einmal diesen Gedanken, der in irgendwelcher historischen Zeit und Stellung in das Leben eintritt, findet neben der objektiv gegebenen Welt der Natur zugleich in dem objektiven Geist eine zweite, eine Welt des Gedankens[2]. Ein besonderes Erkenntnisverfahren erschließt sie: Das Verstehen. Wir kommen wieder darauf zurück.

Versuchen wir im Folgenden — denn die Kenntnis dieser Ideen ist für unseren Zusammenhang unerläßlich — uns zunächst noch kurz über die Abweichungen Rechenschaft zu geben, die Steinthals Lehre von der Sprache — wie wir sahen, der vielleicht bedeutungsvollsten Objektivation des Geistes — von der Humboldtschen unterscheiden[3]. Steinthal

Gramm. S. 391. Dazu Frankenberger, a. a. O. S. 80 ff. über den Streit mit Geschichtsphilosophie und Historik. Wundt hat später die zweite Aufgabe fallen gelassen.

Noch heutigen Tages sind darum eigentlich Studien zur Erfassung und Beschreibung des Geistes fremder Völker und Kulturen, wie sie von Philologen, Ethnologen, Reisenden, Schriftstellern in Menge dargeboten werden, heimatlos: eine — differentielle — Völkerpsychologie gibt es bei uns — im Gegensatz zu den westlichen Ländern — nicht.

[1] Der geistige Inhalt steht „unter eigenen Gesetzen, die von jedem subjektiven Geist unabhängig sind". Die Trennung, die später Dilthey durchführte, ist bei Steinthal (und Lazarus) noch nicht durchgeführt. Sie hielten, für das Erkennen jedenfalls, an dem Rückgang in die psychologische Subjektivität fest.

[2] ZfV. III, S. 56. Hier lassen sich Fäden zur Verstehenslehre Droysens (siehe oben Kap. II) spinnen.

[3] Die Lehre Humboldts, die wir früher kurz zusammenfaßten (Das Verstehen I Kap. IV, S. 252 ff.), ist von ihm gleichsam in drei Stufen vorgetragen worden. Vgl. W. W. IV (Über das vergleich. Sprachstudium), V (Grundzüge des allgem. Sprachtypus) und VI (Über die Verschiedenheit des menschl. Sprachbaus) bzw. VII (Das Kawiwerk). Eine befriedigende Gesamtdarstellung, geschweige genetische Untersuchung der Sprachlehre Humboldts fehlt immer noch. (Vgl. aber die S. 224, Anm. 2 gen. Lit.).

Vgl. auch die Rezension Steinthals von Schleichers Die deutsche Sprache ZfV. II, S. 224 ff. Für das Verhältnis Steinthals zu Herbart:

definiert die Sprache als Äußerung der bewußten inneren, seelischen und geistigen Bewegungen, Zustände und Verhältnisse durch den Laut[1]. Er betont den psychophysischen Charakter der Sprache: sie gehört, weil sie dem ganzen, einheitlichen Wesen des Menschen entspringt, dem Reiche des Körperlichen und dem des Geistigen an[2]. Ihre Entstehung im Individuum gehört der Geschichte der Seele[3] an, aber, da Seelentätigkeit und Körperbewegung durch die „Reflexion" und „Assoziation" genannten Erscheinungen eng verbunden erscheinen, muß ihr Einsatz auch in der physischen Reihe einen Einschnitt bezeichnen — Sprache scheidet die menschliche Natur von der tierischen. Die Tierseele ist Reflex des tierischen Leibes, beim Menschen reflektiert der Leib die Seele[4]. Die Herrschaft

---

Misteli, H.s Sprachauffassung ZfV. XII, S. 407 ff. ZfV. XVII. Auseinandersetzungen mit Steinthal haben in der weiteren Entwicklung der Sprachphilos. vor allem Paul (Prinzipien der Sprachgesch.[3] 1898 S 8 ff.) und Marty von seinem empiristisch-psychologischen Ausgangspunkt aus geführt (Ursprung der Sprache 1875; dazu Bespr. in der ZfV. IX, S. 172 ff. [Tobler]). Über seine Lehre und ihr Verhältnis zu der Steinthals: Funke, Innere Sprachform 1924 S. 111 ff.

[1] Gramm. S, 137. Vgl. auch Glogau, St.s Formeln S. 88 ff.

[2] Gegen die naturwissenschaftliche Betrachtung der Sprache, die er in Becker vorbereitet und besonders bei Schleicher und Max Müller durchgeführt sah, wendet sich Steinthal Phil.-Gesch. Psych. S. 17 ff.; 23 ff. — Das trägt ihm übrigens das Lob Boeckhs ein, der (Enzyklopädie S. 766) mit voller Zustimmung Steinthals Satz zitiert: „Durchweg zeigt die Sprache geistiges Wesen und in keinem Punkte hat man ihr Naturbestimmtheit nachgewiesen" (siehe aber oben S. 217). Boeckh selbst präzisiert in diesem Zusammenhang seine Ansicht so: „Die Sprache ist auch in Rücksicht ihrer Naturseite ein Erzeugnis des menschlichen Geistes, nicht der Natur; aber der Geist hat sie der Natur gemäß erzeugt." (Ebd.)

Für den Zusammenhang, bes. die Entwicklung der sprachphilosophischen Anschauungen im 19. Jahrhundert vgl. Delbrück, Einleitung, hier bes. Kap. 3—5; ferner Cassirer, Philos. der symbol. Formen I, 1923, Kap. I; Fiesel, Die Sprachphilosophie der Romantik, 1927, wo lehrreich, wenn auch etwas konstruktiv, die Entwicklung der Anschauungen von der Entstehung, dem Wesen und der Bedeutung der Sprache in der Früh-, Spät- und Nachromantik dargelegt wird. Für die Sprachphil. der Gegenwart, für die mit bestimmten Ausnahmen (vgl. S. 223, Anm. 3) eine Rückwendung zu Humboldt charakteristisch ist, vgl. Ipsen, Philos. Forschungsber. 6, 1930, auch Funke, Studien zur Gesch. der Sprachphil. 1927 und Weisgerber, „Sprache" im Handwörterbuch der Soziologie 1931, S. 592 ff.

[3] Gramm. S. 235 ff.

[4] Gramm. S. 291.

der Seele über den Körper, die auf dieser Stufe erreicht wird, bricht, wie Steinthal sagt, in Tönen aus. Darin spricht sich die Freiheit aus, die Steinthal ganz im Geist der idealistischen Philosophie als Wesen der Sprache bezeichnet [1]. Die Fähigkeit des Ausdrucks in artikuliertem Ton aber genügt noch nicht zur Sprache, sie muß von Bewußtsein begleitet sein — und insofern eine Seelenregung wie Gefühl, Empfindung und Anschauung nach Steinthal schon Bewußtsein ist, von „Bewußtsein des Bewußtseins", Selbstbewußtsein —: Die Seele wird Geist [2].

Weil die Seelentätigkeit materieller Stützen bedarf, verbindet sich die Anschauung mit dem Laut. Der Laut, als ein aus dem Innern stammendes, ihm „abgerungenes" äußeres Zeichen der Anschauung, wird zur Stütze für die „Anschauung der Anschauung", die Vorstellung, die Steinthal wiederum als die Bedeutung des Lautzeichens bezeichnet [3]. Der Laut stellt die äußere Sprachform dar, die Vorstellung gehört zum Stoff des Bewußtseins, die Verbindung zwischen Laut und Bedeutung ist die innere Sprachform [4]. Das sind die drei konstitutiven Elemente der Sprache. Im übrigen ist das Verhältnis von Laut und Anschauung kein festes, sondern die Arten der Verbindung stellen, wie Steinthal einmal sagt, die zu immer höherer Form und geistiger Gestalt führende Stufenentwicklung der inneren Sprachform dar [5]. Jedenfalls erscheinen Laut und innere Sprachform

[1] Gramm. S. 291/2.

[2] Gramm. S. 295. „Das Wirken des instinktiven Selbstbewußtseins, der Sprache, ist die Tätigkeit der Seele, sich in Geist, bewußtes Selbstbewußtsein umzusetzen." Gramm. S. 300. — Diese Formulierung ist wohl dem Gedanken nach, nicht aber dem Ausdruck nach Humboldtisch: sie hegelisiert.

[3] Gramm. S. 303.

[4] Gramm. S. 310 u. 355 ff. — Diesen nicht nur für seine Sprachtheorie sondern ebenso für seine Anthropologie und Ästhetik — woher er wohl stammen dürfte — charakteristischen Kernbegriff kennen dem Sinne nach schon die früheren sprachkundlichen Arbeiten Humboldts. Er wird entwickelt aber erst im Kawiwerk. Vgl. Das Verstehen I, S. 251, Anm. 1. Für die Neuaufnahme dieses Begriffs — Martys „figürliche innere Form" meint etwas anderes (Funke, Innere Sprachform, vgl. auch S. 113 ff.) — in der Gegenwart vgl.: Porzig, Der Begriff d. inn. Spr.-form (Indogerman. Forsch. 41, 1923, S. 150 ff.); Weisgerber, Das Probl. d. inn. Spr.form (Germ.-Rom. Mon. 15. 1927, S. 291 ff.).

Vgl. die — noch ungedruckte — Leipz. Diss. von R. Schwinger, Innere Form (Def. des Begriffs nach seiner Gesch. von' Shaftesbury bis Humboldt) 1932.

[5] Steinthal unterscheidet (Gramm. S. 306—314): eine „pathogno-

in der Sprache aufs engste zusammengeschlossen. Steinthal kann diese daher — etwas schwerfällig — definieren als das „pathologische artikulierte Tönen der Vorstellung und, vermittelst derselben, der Intelligenz und des Gefühls, des menschlichen Innern überhaupt“ [1]. Gerade in der Lehre von der inneren Sprachform als Energie und Entelechie lehnt Steinthal sich unverkennbar weitgehendst an Humboldt an. Der erste Punkt des Unterschiedes von Humboldt und Steinthal betrifft die Auffassung des Verhältnisses von Geist und Sprache [2]. Wenn Steinthal an Humboldts Stellungnahme die Auseinanderreißung der beiden tadelt, so sehen wir hier an einem konkreten Beispiel die Abneigung gegen die metaphysische Auffassung dieser Beziehung, die der Ältere beliebt hatte. Wenn er die richtige Bestimmung, nämlich die ihrer Einheit, daneben, besonders in den eigentlichen Forschungen des Philosophen, gelegentlich angedeutet findet, so erklärt Steinthal diese Inkonsequenz durch die Divergenz, in der sich bei seinem Lehrer Theorie und Praxis gelegentlich befinden, und den gelegentlich mangelnden Zusammenhang der Gedanken innerhalb der ersteren. Wir kommen darauf noch zu sprechen. Der zweite entscheidende Punkt ist die Bestimmung des Verhältnisses von Sprache und Denken [3]. Steinthal hat mehrfach und nicht ohne Scharfsinn die Widersprüche und Dunkelheiten aufzuzeigen versucht, die Humboldts Lehre in der Beantwortung dieser wichtigen Frage aufweist. Er sieht den Grundfehler in der Erkennung der Verschiedenheit der logischen und grammatischen Formen, die seinen Vorgänger an der richtigen Auffassung und Bewertung der Tatsache der Verschiedenheit der Sprachen und des Verhältnisses der Grammatiken zueinander und zum Wesen der Sprache hindern mußte [4]. Seine Kritik setzt besonders an den vielfach

mische“ Stufe (Sprache als reiner Ausdruck, Reflex der Gefühle; „Scheine“, nicht Zeichen eines Innern), eine charakterisierende Stufe (die Worte bedeuten Anschauungen durch Angabe eines charakteristischen Merkmals derselben) und eine dritte, in der (in geschichtlicher Zeit) Laut und Bedeutung ohne Vermittlung verbunden werden, bloß nach dem Gesetz der Assoziation, also dem psychischen Mechanismus: die innere Sprachform ist hier: bloßer Berührungspunkt von Laut und Bedeutung.

[1] Gramm. S. 346. Vgl. ZfV. II, S. 230 f.

[2] Klass. S. 25 ff. [3] Klass. S. 28 ff.

[4] Vgl. Gramm. S. 53, 95 ff.; 107 ff.; 152 ff.

schillernden Bestimmungen des wichtigen Begriffes der inneren Sprachform ein, den konzipiert zu haben er stets als Humboldts großes Verdienst, den aber nicht klar genug durchgedacht und durchgeführt zu haben er als einen Grundfehler angesehen hat. Das Problem der Verschiedenheit und Identität der inneren Sprachform habe Humboldt nicht geklärt[1]. So wird auch die Stellungnahme Humboldts zum dritten Punkt, der Auffassung des Verhältnisses der einzelnen Sprachen untereinander und zu dem „allgemeinen Sprachwesen" seinen Folger nicht befriedigen können[2]. Dieser weist nach, wie sich der Verfasser des Kawi-Werkes niemals deutlich entschieden habe zwischen Anschauungen, die schlechterdings unvereinbar erscheinen müssen, wie die Lehre von der Individualität der Sprachen, also qualitativer Verschiedenheiten und die Theorie einer Stufenentwicklung, die mit quantitativen Unterschieden arbeiten will[3]. Die Bewertung der Rolle des Genialen verrät deutlich das Schwanken zwischen qualitativer und quantitativer Auffassung des Prozesses der Sprachentwicklung. Und gerade hier macht sich die Humboldtsche Neigung zu transzendentalen Vorstellungen bemerkbar: — „das Allgemeine," so sagt Steintal, „bleibt ihm immer ein Jenseitiges"[4]. Die Sprache und ihr Fortschreiten ist ihm solch ein Jenseitiges. Diesen Anschauungen will der, der idealistischen Metaphysik fernergerückte Forscher die These von der Einheit von Einzelnem und Allgemeinem gegenüberstellen, die auch das Bild vom Verhältnis der Einzelsprachen zum „Sprachwesen" verändern muß. Gegenüber der metaphysizierenden Verwischung der empirischen Grundunterschiede in der Erscheinungswelt der Sprache, die auch die Typen zurückführen will auf eine substruierte, womöglich substantielle Einheit, betont der Begründer der Völkerpsychologie den prinzipiellen, den absoluten Unterschied[5]. Klassen, nicht Stufen findet der von der Empirie ausgehende Forscher vor. Eine allgemeine Sprachlehre, die die Differenzen relativiert, ist nicht mehr möglich; W. v. Humboldt, der ihr durch seine eignen tiefdringenden und feinsinnigen Analysen der verschiedenen Typen des Sprachbaues den Boden

[1] Ursprung, S. 22 ff. Vgl. Gramm. Vorrede S. XX ff.
[2] Klass. S. 34 ff. Vgl. auch die launige Betrachtung Über den Idealismus in der Sprachwissenschaft: ZfV. 1, S. 294 ff.
[3] Klass. S. 35. [4] Klass. S. 37. [5] Klass. S. 49.

entzog, hat nur seiner metaphysisch bestimmten Theorie zuliebe die Resultate seiner Forschung in Frage gestellt[1].

Steinthal hat für die ihm vorschwebende Umgestaltung der Humboldtschen Lehre vom Verhältnis von Sprechen und Sprache die Formulierung geprägt, er wolle die „Substanz" — Sprache als die Erscheinung transzendierende Einheit — in der „Subjektivität flüssig machen"[2]. Also, die Entwicklung der Sprache vollzieht sich in dem Sprachbewußtsein — und zwar allein in ihm — jedes Einzelnen. Volksbewußtsein ist, wie Steinthal sagt, die Sprachidee in besonderer Form der Verwirklichung. Alle Sprachen zusammen bilden den Organismus der Sprachidee, sind seine Glieder[3].

Es kann keine Frage sein, daß Steinthal dadurch einen wirklichen Fortschritt über Humboldt hinaus erzielt hat, daß er gezeigt hat, daß auch in der Entwicklung der Sprache die Dinge komplizierter liegen, als daß wir eine einfache, einheitliche Entwicklung konstruieren könnten, wie die Geschichtsphilosophie des Idealismus sie annahm[4]. „Der Geist", so sagt er, „wendet sich nach allen Seiten, schreitet vor-, seit- und rückwärts". Wie das allgemeine Wesen, nach Steinthal[5], sich „aus sich selbst entwickelt, und jedes Glied wieder zum Mittelpunkt zurücknimmt, in dem Ganzen sich selbst erfahrend", so auch die Sprache. Mag sich so „im Ganzen und Großen" eine Stufenleiter ergeben — Steinthal ist zu sehr Empiriker, um nicht zuzugeben, daß die Entscheidung im einzelnen oft schwierig, das Verhältnis von „höher" und „niedriger" nicht immer eindeutig zu bestimmen sein wird.

Das Kriterium der Bewertung als höherer oder niederer Form kann Steinthal nicht, wie Humboldt, an einem reinen Sprachideal messen. Aber wie dieser sieht er das Entscheidende in der jeweiligen Ausbildung des inneren Sprach-

[1] Klass. S. 56.

[2] Klass. S. 58. Vgl. Phil. Gesch.-Psych. S. 66. Was Hegel gegen Spinoza bemerkte: die Substanz müsse in den Prozeß aufgelöst werden, dürfte ihm bei der Formulierung dieser Forderung vorbildlich gewesen sein.

[3] Klass. S. 65.

[4] Im Grunde ist der Protest Steinthals verwandt mit Rankes Abneigung gegen Hegels einheitliche Konstruktion der Gesamtentwicklung.

[5] Klass. S. 65.

sinns, und das heißt ihm der Grad der Klarheit des Bewußtseins und in den Kategorien, die ein Volk zu bilden vermag und in denen es sich seine Anschauungen zur Vorstellung bringt[1]. Steinthal faßt nämlich alles Fortschreiten im Bereich des Geistes nur als die Entdeckung eines Momentes, das immer, wenn auch vorher unbewußt, vorhanden war, das durch das Licht des Bewußtseins, das darauf fällt, aus der „Verborgenheit der Möglichkeit in die Wirklichkeit tritt". Wir verfolgen hier nicht, wie die Gruppierung und Klassifikation der Sprachen auf physiologische und morphologische Merkmale hin vorgenommen wird; das Verhältnis von Stoff und Form, von Subjekt und Prädikat, ist das formelle, die Stellung (Nebensetzung, Anfügung, Anbildung im Humboldtschen Sinne) ist das morphologische Kriterium[2].

Wir heben vielmehr noch einen wichtigen Punkt der Sprachtheorie heraus, der das Verhältnis Steinthals zu Humboldt zu beleuchten geeignet ist. Kaum eine Erkenntnis Humboldts ist von dem Begründer der Völkerpsychologie so hoch eingeschätzt worden, als seine Lehre von dem selbsttätigen, ewigen Hervorgehen der Sprache. Er vergleicht die Bedeutung dieses Satzes mit der des cartesianischen Satzes: cogito ergo sum[3]. Und warum legt ihr der Sprachforscher eine so außerordentliche Bedeutung bei? Weil dadurch die alte Streitfrage über den Ursprung der Sprache[4] aus der Welt geschafft wird. Die Sprache ist also nicht erschaffen, sondern ewig neu sich erzeugend und schaffend: sie ist, abgesehen davon, daß sie Werk, daß sie Resultat ist, Tätigkeit, Selbsttätigkeit[5]. Nicht reine Selbsttätigkeit: die Sprache ist, wie Humboldt es einmal ausdrückt, frei, aber die Sprachen sind gebunden. Sie erscheinen bedingt durch die geschichtliche Um-

[1] Klass. S. 71. — „Wie die verschiedenen Bildungen der Natur verschiedene Stufen einer Entwicklungsbahn, so sind die verschiedenen Sprachen Stufen oder Fußstapfen der Sprachidee." Klassif. S. 65.

[2] Klass. S. 71 ff. [3] Ursprung S. 7.

[4] Ursprung S. 27—74 äußert sich Steinthal über Herder und Hamann. — Eine Erörterung der Stellung zu diesem Problem in den verschiedenen Phasen der geistesgeschichtlichen Entwicklung von Hamann-Herder bis zur positivistischen Sprachwissenschaft bei Fiesel, Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik, S. 47 ff.; 154 ff.; 224 ff. und — im antinativistischen Sinn — bei Marty-Funke (Studien zur Gesch. der Sprachphil. S. 51 ff.).

[5] Gramm. S. 227 ff., bes. S. 233 ff.

gebung, in der sie auftreten[1]. In der Erkenntnis dieser Doppelnatur der freien und gebundenen, der göttlichen und menschlichen Natur der Sprache erblickt Steinthal eine von Humboldts tiefsten Einsichten, der er sich begeistert anschließt. Und nun stellen wir sogleich den Zusammenhang her, der die enge Verbindung zwischen den eben von uns erörterten Fragen und dem Problem des Verstehens zeigt.

Die Doppelnatur der Sprache offenbart sich, wie wieder Humboldt aufs deutlichste gezeigt hat, in der Tatsache, daß schon im ersten Sprechen das Wort nicht bloß dem Redenden, sondern auch dem Hörenden, dem Verstehenden gehört[2]. Das Verstehen nimmt also, darin folgt Steinthal Humboldts Anschauung[3], seinen Ausgang von einer Kluft, einem Widerspruch, der eine Vermittlung erheischt[4]. Der Widerspruch nun zwischen — lebendigem — Sprecher und — totem — Gesprochenem (Wort), von dem oben die Rede war, wird von Steinthal — auch das im Sinne Humboldts — auf eine tiefer liegende Problematik zurückgeführt: auf das soziologische Verhältnis des Einzelnen zu der Gesamtheit, zu der er gehört, von der er sich aber, als Individualität, auch abhebt[5]. Die Tatsache, daß in der Rede des Einzelnen — auch — die Gruppe spricht, zu der er gehört, aber wiederum eben nicht nur diese, sondern auch die Natur des Einzelnen, der da redet, weist auf diese Grundsituation, deren erkenntnistheoretische Seite eben die Problematik des Verstehens darstellt[6]. — Wir entwickeln jetzt noch nicht Steinthals

[1] Ursprung S. 9: „Unterschied entsteht, wenn ein und dieselbe Kraft unter verschiedenen Umständen wirkt" (S. 4). Man wird hier an die unübertrefflichen Darlegungen Humboldts (etwa: Die Versch. d. menschl. Sprachbaus [W. W. VI, bes. S. 184 ff.]) erinnert, die heute von der Sprachsoziologie wieder aufgenommen werden.

[2] Vgl. etwa die entsprechenden Darlegungen im Kawi-Werk (W. W. VII, S. 56 ff.).

[3] Gramm. S. 315 ff.

[4] Ursprung S. 71. Vgl. Das Verstehen I, S. 252, Anm. 2.

[5] Steinthal hat selbst in einer interessanten und scheinbar wenig beachteten Abhandlung für das Altertum die Phasen der Emanzipation des Individuums skizziert: Der Durchbruch der subjektiven Persönlichkeit bei den Griechen (ZfV. II, S. 279 ff.).

[6] In den Geschichten der Soziologie fehlt der Name Steinthal, trotzdem dieser schon dadurch Aufmerksamkeit beansprucht, daß — ohne daß es im Einzelnen bisher beleuchtet worden wäre — Simmel in

Lehre vom Verstehen, sondern betrachten die allgemeine Lösung, die dem prinzipiellen Problem von Humboldt und von Steinthal gegeben wird[1]. Der Philosoph der Humanität findet sie in der Einheit der menschlicheu Natur, die den Gegensatz von Subjekt und im Objekt in dem doppelten Sinne, von dem eben die Rede war, und den Gegensatz von Aktivität und Passivität verschwinden läßt. Die Geschiedenheit der Individuen ist ihm keine absolute, er sieht diese Spaltung in einem Höheren aufgehoben, das allerdings der Sphäre des menschlichen Daseins transzendent ist. Steinthal wirft Humboldt vor, er habe den „Widerspruch" zwischen dem menschlichen und übermenschlichen Ursprung der Sprache nicht gelöst[2]. Vor allem wendet er sich, wir deuteten schon darauf hin, scharf gegen die Scheidung von Sprache und Geist eines Volkes, die der Verfasser des Kawi-Werkes trennt, sich darauf berufend, daß nicht nur ein Volk sich seine Sprache schaffe, sondern auch diese den Geist beeinflusse —, und gegen das Postulat einer höheren Einheit dieser zwei Prinzipien, das in dem Wesen des menschlichen Geistes zu suchen sei[3]. Das ist Steinthal zu viel Metaphysik. Er macht auch hier einen stärker am Empirischen orientierten Standpunkt geltend. Sprache und Geist sind nicht zweierlei, das sich in einem dritten versöhnt, sondern sie sind eins: beide entspringen zugleich, wie er sagt; denn „indem die Sprache entsteht, ist es eben der Geist, der sich gebildet hat"[4]. Steinthal bezeichnet selbst den Charakter der Lösung, die er dem Problem des Ursprungs der Sprache geben will: psychologisch soll es gelöst werden und zu fassen ist es als die Aufgabe, die Entstehung des Geistes aus der Natur darzulegen[5]. Physiologie und Psychologie müssen das embryonale Leben der Sprache aufklären, alsdann löst sie die na-

wichtigen Punkten von ihm beeinflußt worden ist. Knapp erwähnt ihn Stoltenberg, Kurzer Abriß einer Gesch. d. dtschen Soz. (Weltwirtschaftl. Archiv 31, 1, 1930, S. 71) und Geck a. a. O. S. 546 ff.

[1] Ursprung S. 12. Die Linien zur soziologisch fundierten Verstehenslehre Schleiermachers (Das Verstehen I, Kap. 2, S. 112 ff.) und Droysens (oben Kap. 2, S. 176) sind deutlich zu ziehen.

[2] Ursprung S. 15. [3] Ursprung S. 16.

[4] Ursprung S. 19: „Indem Sprache wird, entsteht der menschliche Geist". Vgl. auch Entw. d. Schrift, S. 38 f.

[5] Ursprung S. 20. Vgl. dazu unsere Erörterung unten S. 247 f.

turgeschichtliche Betrachtung ab, die Bau und Verbreitung der wirklichen Sprachen studiert: die Klassifikation ist eine Beantwortung der Ursprungsfrage, denn sie hat die stufenweise Verwirklichung der Sprachidee in den verschiedenen Sprachformen der Erde aufzuweisen. Endlich sind diese in ihrem geschichtlichen Wandel zu erforschen und auf ihre Differenzierung zu untersuchen[1]. Das ist sein Programm.

Also an die Stelle der alten metaphysischen Lösung des Problems vom Ursprung der Sprache, die dieses in Humboldts transzendentaler Betrachtung gefunden hatte, setzt der Begründer der Völkerpsychologie eine andere Auffassung, nach der in jeder Sprache die Sprachidee liegt, jede aus ihr stammt — wir dürfen wohl sagen: unmittelbar aus ihr stammt —; so ist sie „jede Sprache und alle Sprache" in einem"[2]!

Wir haben überhaupt den eigentlich entscheidenden und alle einzelnen Bedenken und Abweichungen in sich schließenden Einwand, den Steinthal seinem bewunderten Lehrer gegenüber erhoben hat, in seinem Vorwurf zu sehen, bei Humboldt decke sich vielfach Theorie und Praxis nicht. Was aber von dem Jüngeren interessanterweise nicht als eine Inkonsequenz der praktischen Anwendung aufgefaßt wird, sondern umgekehrt als ein Beweis für Irrtümer in den theoretischen Erwägungen, die durch die Übung von Forschung und Erkenntnis widerlegt würden. So neigt Steinthal dazu, dem empirischen Sprachforscher gegenüber dem systematisierenden, deduktiv verfahrenden Sprachphilosophen vielfach recht zu geben und die Resultate jenes gegen die Forderungen dieses sicherzustellen[3]. Eine ähnliche Stellungnahme zeigt seine Beurteilung der Abneigung Humboldts gegen alle Systeme. Er erklärt sie sich aus der Hochwertung alles Individuell-Persönlichen, das sich nicht schematisieren lassen wolle und der von Humboldt der Individualität imputierten „Demut", die keine absoluten Setzungen, wie ein System, wagen dürfe. Humboldt hat das System letztlich nicht überwunden, meint Steinthal, sondern ist ihm, weil er es nur infolge der Unvollkommenheit der Persönlichkeit für unerreichbar gehalten hat, unterworfen geblieben. Die Flucht vor dem System, bei der er

[1] Ursprung S. 25. Vgl. Gramm., S. 234f.

[2] Zu der theologischen Einkleidung des Gedankens vgl. Ursprung, S. 17ff., 24ff.

[3] Klass. S. 20.

den Verfasser des Kawi-Werkes sieht, hat in diesem die Scheu vor festen Begriffen erzeugt, „die in diesen Werken so oft den strengen Gedankenzusammenhang vermissen läßt". Steinthal faßt diesen Vorwurf dahin zusammen: Humboldt habe in seinen theoretischen Reflexionen im strengen und tiefen Sinne des Wortes keinen „Stil"[1]. In der Praxis aber, da sieht er „Klarheit, Form, Genie".

Wir haben damit endgültig die wichtigsten, für unsern Zusammenhang relevanten Punkte besprochen, die auf eine Verbindung zwischen dem Verfasser des Kawi-Werkes und dem Begründer der Völkerpsychologie deuten, und zugleich die Hauptanschauungen darzulegen versucht, mit denen wir seine Verstehenslehre zusammenzusehen haben. In deren Besprechung aber können wir nicht eintreten, ohne zuvor noch auf einen andern geistesgeschichtlichen Zusammenhang wenigstens einen Blick geworfen zu haben. Neben Humboldt, hatten wir gesehen, galt Steinthals Verehrung einem zweiten Meister der Hermeneutik, dem großen Philologen A. Boeckh[2]. Schon die erste Abhandlung nennt ihn als den, qui primus philologiam ad artem rationemque redegit[3]; der Enzyklopädie hat Steinthal drei darstellende und eine kritische Arbeit in der Zeitschrift für Völkerpsychologie gewidmet[4]. Dort sucht er der Gesamtintention

[1] Klass. S. 22.

[2] Siehe oben S. 206, Steinthal hörte in seinen Studienjahren bei Boeckh (Holzmann in ADB. 54, S. 471). Boeckh selbst hat Steinthals Leistungen hoch geschätzt. „Am besten" schreibt er (Enzyklopädie[2] S. 68), „hat meine Theorie Steinthal verstanden." Charakteristisch dort auch die Bemerkung: „Ich habe zwar nicht wie er die Psychologie hereingezogen; allein diese Methode ist mit meiner Theorie vereinbar. Mir liegt eine solche Beziehung ferner, weil meine philosophischen Prinzipien von den seinigen etwas abweichen . . ." Lebhaft ist die Zustimmung Boeckhs zu Steinthals Verteidigung der idealistischen Sprachanschauung gegen seine Gegner (siehe oben S. 224, Anm. 2. Enz. S. 766). Seine Arbeit über den Ursprung der Sprache nennt Boeckh „die gründlichste und tiefste Untersuchung dieses Gegenstandes" (Enz. S. 821).

[3] Pronomen p. 110.

[4] Das Widmungsschreiben seiner Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern (1863) an Boeckh betont, daß Steinthal dem Meister der Philologie neben W. v. Humboldt seine wissenschaftlichen Grundideen zu verdanken bekenne. Seine eigene Entwicklung will er als ein fortschreitendes Verständnis der Ideen Boeckhs auffassen, durch ihn habe er erst gelernt, sich aus Humboldts Buchstaben seinen Geist

des großen Altertumsforschers gerecht zu werden. Er steht ihr mit hoher Bewunderung, aber auch nicht ohne das Gefühl des Abstandes gegenüber. So bemerkt er zu Boeckhs These, die Wissenschaft sei nur Eine ungeteilte, die begriffliche Erkenntnis des Universums —: „klingt uns das heute nicht wie eine Geister-Stimme aus der Höhe? — oder soll ich sagen: aus dem Grabe?" Und zur Beruhigung der andersdenkenden Zeitgenossen fügt er hinzu: „Seid nur ruhig. Diese Stimme wird auch das Prinzip der Teilung anerkennen innerhalb der Einheit"[1]. Urbanität, Humanität und Liebenswürdigkeit rühmt er an den Darlegungen des Meisters, dessen dialektische Gewandtheit ihn mit Bewunderung erfüllt[2]. Er hebt die hohe Selbstironie hervor, die aus dem „klaren Bewußtsein des Endlichen vom Unendlichen" folge und als Ausdruck der Erhabenheit aufzufassen ist gegenüber der — wohlbewußten — Schwäche des Menschlichen. Aus dieser Grundstimmung sieht Steinthal die Konzeption der Idee der Philologie im Sinne Boeckhs hervorgegangen, die er nicht nur neben der Philosophie der Geschichte in gleicher Würde stehen sieht, sondern die, nach ihm, kurzweg die wahre Auffassung des Menschen lehrt[3]. Steinthal entwickelt ihre Grundsätze in dem ersten der erwähnten Aufsätze[4] und macht dabei insbesondere auf den systematischen Zusammenhang aufmerksam, in den die einzelnen Disziplinen und Abteilungen, Tätigkeiten und Methoden der Philologie miteinander gesetzt werden[5]. Boeckh ist ihm auch als Philosoph selbständig[6], so stark er die Beziehung zu Schleiermacher empfindet. Im Geist der Schiller und Goethe, Schelling, Fr. A. Wolf und Fr. Schlegel sieht er den großen Philologen herangewachsen, den er mehr als einen Zeit-, denn als Artgenossen der Romantik betrachten

---

erstehen zu lassen. Boeckhs Auffassung der Philologie ist die seine; wir kommen im Text alsbald darauf zurück.

[1] ZfV. X, S. 238 f. [2] Ebd. S. 240, 250.

[3] Ebd. Über die Gleichsetzung von Philologie und Geschichte vgl. Philol. Gesch. u. Psych. S. 29. Dazu auch unten Kap. IV.

[4] Vgl. ZfV. IX, S. 5 ff.

[5] ZfV. S. 253 u. ö. Vgl. auch XI, S. 84.

[6] „Denn mit der umfassendsten Kenntnis der Einzelheiten verband er eine durchdringende philosophische Auffassung. Indem er einerseits die Summanden sorgfältig berechnete und mit Genauigkeit aufstellte, verstand er es auch, das allgemeine, ideengestaltende Fazit zu ziehen." ZfV. XI, S. 81.

möchte[1]. „Romantiker", sagt Steinthal ausdrücklich, „war er niemals". Der klarste Ausdruck des wissenschaftlichen Geistes der deutschen Philologie ist für Steinthal[2] die Enzyklopädie. Fast sieht er in ihr erreicht, was einst A. F. Bernhardi mit Worten, die er zweimal wörtlich anführt, gefordert habe[3].

Im Einzelnen freilich weicht Steinthal in verschiedenen Bestimmungen charakteristisch von Boeckhs Lehre und Auffassung ab. So schon, was uns besonders interessiert, in der Fassung der Aufgabe und Gliederung der Enzyklopädie der Philologie[4]. Steinthal will in der Enzyklopädie die Darstellung von Form, Methode und Prinzip, also den „apriorischen" Momenten der Philologie sehen[5], sie selbst ist ihm der Inbegriff der konkreten Ergebnisse der Forschung in den einzelnen Disziplinen[6]. Die Enzyklopädie soll zerfallen in (allgemeiner Teil) Methodik der Philologie — Theorie der Interpretation und Theorie der Kritik — und (spezieller Teil)[7] das, was Steinthal Konstruktionslehre oder Historik nennt, eine regulative und konstitutive Disziplin, die „allgemeine Altertumslehre" und Historik (im engeren Sinne) umfaßt, wie: Aufweisung der Stufen der Entwicklung des Geistes im allgemeinen, Wesen des Fortschritts und Bildung besonderer Disziplinen: Hilfsmittel, Gesichtspunkte, Probleme, bisherige Lei-

[1] ZfV. S. 253 f. Es ist charakteristisch, welche Färbung das Wort „Romantik" bei Steinthal bereits hat.

[2] ZfV. XI, S. 81.

[3] ZfV. X, S. 243, XI, S. 80 f. Über A. F. Bernhardi — nicht zu verwechseln mit G. Bernhardy (unten Kap. IV, S. 251 ff.) — handelt die Breslauer Dissertation von Braeuer, A. F. B., der Sprachphilosoph der älteren Romantik (1921).

[4] ZfV. X, S. 82 ff. — Steinthal las in Berlin seit dem Winter 1869/70 u. a. Methodologie und Enzyklopädie der Philologie. Es wäre wichtig diese Vorlesungen, auf die sich der Briefwechsel mit Glogau S. 107 bezieht, kennenzulernen. Auf Anfrage teilt die Bibliothek zu Jerusalem, die den Nachlaß Steinthals verwaltet, mir mit, daß sie leider nicht über diese Hefte verfügt (20. März 1932).

[5] Vgl. auch für das Folgende: Phil. Gesch. u. Psych. bes. S. 28 ff.

[6] ZfV. XI, S. 93. — Vgl. hierzu die Darlegungen unseres IV. Kapitels, daß die Entwicklung der Hermeneutik in der Wissenschaftslehre der Philologie verfolgt.

[7] Der besondere Teil zerfällt in so viele spezielle Theorien, als es spezifische philologische Disziplinen gibt. A. a. O. S. 92.

stungen [1]. Die Aufgaben des allgemeinen Teils der Enzyklopädie der Philologie hat Steinthal etwas ausführlicher präzisiert, als er vor Männern des Faches seinen Vortrag über die Arten und Formen der Interpretation gehalten hat [2], auf den wir jetzt näher einzugehen haben. An der Prüfung von Ast, Schleiermacher und Boeckh, so sagt er da, sei ihm seine Ansicht erwachsen. Steinthal rechtfertigt in diesem Zusammenhang vor allem seine Annahme einer besonderen Methode der Konstruktion der philologischen Disziplinen, die, wie wir sahen, mit der Theorie der Kritik und der Interpretation die drei formalen philologischen Funktionen ausmacht. Sie hat den Umkreis, die Kategorie zu bearbeiten, in die ein Werk — und immer nur auf ein einzelnes Werk kann sich die Interpretation richten — hineingehört [3]. Die Interpretation hat natürlich — Steinthal wird hier an Boeckhs generische Auslegung gedacht haben — die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Kreise zu berücksichtigen, aber die Bildung dieses Kreises ist, so heißt es in dem erwähnten Vortrag, Sache der Konstruktion.

Die Interpretation selbst, als deren Objekt das eine vorliegende Redewerk anzusehen ist, ist die Operation, durch die ein Verständnis erreicht wird; sie ist der Weg zum Verstehen. Wir interpretieren oder deuten, sagt Steinthal, um zu verstehen [4]. Im Verständnis haben wir zunächst ein Ziel zu sehen; ist es erreicht, so ist das Verständnis Ergebnis geworden. Deutung wird definiert als die Tätigkeit, durch welche wir uns in den Besitz des Verständnisses setzen.

Die Grundlage aller Verständigung zwischen Menschen ist für Steinthal, der das fast noch nachdrücklicher betont als Humboldt, die Sympathie [5]. Sie, die gelegentlich als ein Ineinander-Fühlen bezeichnet wird [6], entwickelt sich, wenn wir einmal einen fiktiven Urzustand konstruieren wollen, in und aus dem Zusammenleben der gleichorganisierten Menschen als

[1] ZfV. XI, S. 94; vgl. Philol.-Tag S. 27.

[2] Vgl. oben S. 206, Anm. 1. Philol. Tag S. 26. — Vermutlich bezieht sich hierauf das, was Glogau (Briefw. S. 103) über einen Vortrag Steinthals über die Interpretation sagt.

[3] Philol. Tag S. 28. [4] Philol. Tag S. 28.

[5] Einl. in die Psychol. S. 374 ff., 353 ff., 387.

[6] Einl. S. 355. Man beachte den Anklang an den später wichtigen Begriff „Einfühlung". Dazu M. Geiger, Über das Wesen und die Bedeutung der Einfühlung (IV. Kongr. f. exper. Psych. 1910 S. 29 ff.)

einem „Zusammenarbeiten, Genießen und Ineinanderdenken“[1]. Man apperzipiert, sagt Steinthal, nicht bloß das Bewußtsein des andern, sondern fühlt es auch in der eigenen Seele. Die Seelen finden sich[2]. Weil alles gemeinsam ist und diese Sympathie waltet, kann es dazu kommen, daß, als die Gemeinsamkeit nicht sosehr der Arbeit und des Bedürfnisses, sondern der Freude und des Schmerzes zum Ausdruck drängt und ihn sich im artikulierten Laute schafft, auch eine Kommunikation dieser Sprache möglich war[3]. Wie sollte, meint der Begründer der Völkerpsychologie, was in Gemeinschaft erzeugt ist, nicht verstanden werden? Wohlgemerkt: im Anfang, als das Dasein noch so primitiv war, daß die Gleichheit nicht die Ausnahme, sondern die Regel war und kaum jemand etwas Besonderes für sich gehabt haben mochte, da war auch die Verständigung nicht auf die wenigen Hauptmittel beschränkt, auf die wir uns heute angewiesen sehen — vor allem ist damit die Sprache gemeint —, sondern mit allen Sinnen sprach der Urmensch und — wurde er verstanden[4]. Keiner, sagt Steinthal, und hierin würde ihm Humboldt voll zugestimmt haben, sprach bloß aus sich; sondern so lebte man ineinander, daß jeder aus sich und der Seele des andern zugleich sprach, und, fügt er hinzu, so lernte jeder sich im andern verstehen[5]. Nicht Mitteilung ist nämlich nach Steinthal das erste — absichtslos wird die Sprache zum Werkzeug der Mitteilung[6] —, sondern Selbstausdruck, Selbstbewußtsein[7]. An und in dem Selbstausdruck aber erwächst das Selbstverständnis[8].

[1] „Man war physiologisch durch Geburt gleich organisiert und man stand denselben Objekten gegenüber; also war man auch in gleicher Weise von den Objekten affiziert und hatte auf diese Assoziationen in gleicher Form reflektiert.“ Einl. S. 386. „Die Grundlage der Sympathie bildet die Gleichheit der mit Übermacht herrrschenden Vorstellungen.“ Einl. S. 387. — In demselben Sinn hat später Dilthey geurteilt: „Auch das Verstehen ist von dem Maß der Sympathie abhängig, und ganz unsympathische Menschen verstehen wir überhaupt nicht mehr“ (Beitr. z. Stud. d. Indiv. 1896, S. 310). Vgl. zum Problemgeschichtlichen: Das Verstehen I, S. 78, Anm. 2, S. 96.

[2] Einl. S. 355.

[3] Einl. S. 386, Gramm. S. 317.

[4] Einl. S. 387.

[5] Vgl. Gesch. d. Sprachwiss. S. 5. „Der sprechende und verstehende Volksgeist“ (S. 9).

[6] Gramm. S. 316/17.

[7] Gramm. S. 315 f.

[8] „Tatsächliche Mitteilung muß ungewollt stattgefunden haben, ehe die

Steinthal betont den günstigen Einfluß, der in dem Mitteilen und im Verstandenwerden nicht nur für die Sprache, sondern für den Sprechenden selbst liegt [1].

Sympathie also ist die Grundlage für alles Verständnis. Die Tragweite dieses Grundsatzes für die Steinthalsche Lehre vom Verstehen erkennen wir deutlich, wenn wir uns seinen lapidaren Satz vergegenwärtigen: „das aber heißt verstehen: reproduzieren, nachmachen“ [2]. Steinthal erklärt diesen Satz nicht näher, aber selbst wenn wir ihn wohlwollend interpretieren, sehen wir hier Anschauungen durchscheinen, die in der hermeneutischen Theorie Schleiermachers, Humboldts und Boeckhs überwunden schienen. Die Erkenntnis von der Produktivität des Verstehens, von seiner Unmittelbarkeit — sie scheint vergessen oder verlassen zugunsten der alten primitiven Reproduktionsidee. Der Gedanke von der Sympathie als Grundlage des Verstehens — in dem weiteren Sinn des Interesses zweifellos richtig und wichtig — wird von unserem Autor aufgenommen und dahin bestimmt, daß das Verständnis nur soweit reicht als diese. Er verweist darauf, daß im Streit der Parteien so häufig der Ruf ertöne: ihr versteht uns nicht [3].

Der scheinbare Gegensatz zwischen Steinthals Lehre von der Gleichorganisiertheit und Sympathie der Menschen und der von dem sie trennenden Abstand, der eine Brücke erfordert, wird aufgehoben durch die Annahme, daß mit der wachsenden Ausbildung und Verfeinerung des Geistes das

Absicht dazu erwachen konnte.“ Einl. S. 386. „Die Sprache ist ... wesentlich und zunächst ein Selbstbewußtsein, d. h. eine Mitteilung an den Sprechenden selbst, eine Darstellung und Auffassung zuerst für und durch den Redenden selbst, und dann erst für andere.“ Gramm. S. 315. — Nach Herbart, mit dessen Ansicht sich Steinthal hier Gramm. S. 316 auseinandersetzt, setzt, wo das Verständnis ausbleibt, die „Absichtlichkeit des Sprechens“ ein.

[1] Gramm. S. 318.

[2] Gramm. S. 317. — „Jeder tut und leidet das, was er alle um sich herum tun und leiden sieht.“ Einl. S. 284.

Ich denke, es ist der Einfluß Steinthals, der den frühen Simmel (vgl. die erste Aufl. der Probleme der Gesch.-Philos. 1892) ganz in diesem Sinne sich aussprechen läßt. Vgl. auch die spätere Modifikation unter dem Einfluß Diltheys und Husserls, vielleicht auch schon der Neukantianer in den späteren Auflagen des genannten Werkes und dem Vortrag Vom Wesen des historischen Verstehens 1918. Vgl. die noch ungedruckte Leipziger Diss. von Loose, Die Religions-Soziologie G. Simmels 1932).

[3] Gramm. S. 318. Einl. S. 387.

Gefühl zurückgetreten sei, das eine so wichtige Rolle in der primitiven Kommunikation spielt, daß mit der Vervollkommnung der Lautsprache die Mimik mehr und mehr überflüssig werde [1] — also durch die genetische Betrachtung, für die eine maximale Gleichheit am Anfang steht, die aber die Entwicklung als eine durch die Kultur bedingte steigende Entfremdung und Entfernung der Menschen von einander faßt; der Sprache kommt dabei eine immer bedeutungsvoller werdende Vermittlerrolle zu [2]. Den Humboldtschen Gedanken, daß die Sprache, indem sie an der Überbrückung der Distanz zwischen den Menschen arbeite, die Kluft vergrößere — alles Verstehen (durch das Medium der Sprache) zugleich ein Mißverstehen [3] —, hat Steinthal nicht aufgenommen.

Der Begründer der Völkerpsychologie unterscheidet nun im Aufbau seiner hermeneutischen Lehre methodisch ein doppeltes Verstehen; das Verstehen schlechthin, das „gemeine" Verstehen, und das philologische Verstehen. Betrachten wir zunächst einmal das erstere. Es ist allgemein menschlich, mit dem Begriff der Sprache notwendig gegeben, wie Steinthal des öfteren — im Anschluß an Humboldt — betont und ausgeführt hat [4]. In jedem Augenblick, so sagt er, wird innerhalb der Menschheit unzählig vieles verstanden: Natur- und Bedürfnisrede, Not- und Umgangssprache, künstlerische Rede eines Gedichts oder eines Volksvertreters. Wer vollsinnig ist und gesunden Geistes und in menschlicher Gesellschaft lebt, der versteht, nach Steinthal, auch. Es handelt sich um einen Prozeß: daß gehörte Sprechlaute oder gesehene Schriftzeichen in dem Lesenden oder Hörenden dieselben Gedanken erregen, durch die sie im Sprechenden oder Schreibenden veranlaßt waren. Steinthal bezeichnet ihn als einen psychologischen. Er ist nicht einfach, und die Psychologie wird allerlei Mühe haben ihn zu erklä-

[1] Gramm. S. 318. Einl. S. 387.

[2] ZfV. I, S. 3 f. — Phil. Gesch. u. Psychol. (S. 35) werden die drei Hinsichten der menschlichen Existenz wie folgt entwickelt: Der Mensch steht rechtlich der Natur gegenüber, zweitens aber steht er nicht allein, sondern mit vielen Seinesgleichen, die eine Gesellschaft bilden, verbunden und verkehrend, drittens ist er ein selbstbewußtes Wesen.

[3] Das Verstehen I, S. 255.

[4] Den Hervorgang des künstlich und methodisch geregelten Verstehens aus dem im Umgang geübten hat vor allem Dilthey fein beschrieben. Ges. Schr. V. 317 ff.; vgl. auch Das Verstehen I, Einleitung.

ren, aber er ist mit dem Leben schlechthin gegeben. Wenn er von bestimmten Bedingungen abhängig ist, so sind diese mit der menschlichen Organisation und dem geselligen Leben, der sozialen Situation, gegeben. Hierin liegt für Steinthal ein Hauptunterschied zum philologischen Verstehen, denn bei diesem müssen die Bedingungen künstlich herbeigeschafft werden. Steinthal spitzt die Differenz auf den Satz zu: das gemeine — unmittelbare — Verstehen ist ein Ereignis; das philologische — vermittelte — ist eine Tat. Aber es besteht noch ein weiterer Unterschied. Die dem Philologen zugemutete Tätigkeit besteht darin, zu dem Laut, der ihm gegeben ist, den Sinn, der diesem mitgegeben wurde und der dem Interpreten der Möglichkeit nach zugänglich ist, zu erschließen. Das erfordert aber eine gewisse Produktivität, denn gegeben ist eben einzig der Laut, ein „Fragezeichen", eine „Null", wie Steinthal sagt. Insofern also die Bestimmung nur mit Hilfe von Deduktion und Vergleichung gefunden werden kann, kommt dem philologischen Verstehen ein synthetischer Charakter zu. Das Mitgeteilte wird also von ihm — während das gemeine Verstehen nur ein Einzelnes erfaßt — in seinem allseitigen Zusammenhang mit den allgemeinen Mächten, die das Bewußtsein konstituieren, erkannt. Dieser Vermittlungscharakter ist das zweite Kennzeichen des philologischen Verstehens. Das dritte erblickt Steinthal darin, daß es sich stets wird bemühen müssen, sich die Bedingungen zu vergegenwärtigen, unter denen im Urheber der Rede Laut (Sprachton) und Gedankeninhalt erzeugt wurden; es hat also nicht nur von dem ersteren zum letzteren zurückzugehen, sondern sich auch den Fortschritt vom letzteren zum ersteren im Geiste des Autors deutlich zu machen. Steinthal nimmt wohl an — ausdrücklich äußert er sich darüber nicht —, daß das beim gemeinen Verstehen — so — nicht notwendig sei. Jedenfalls sehen wir ein, daß das philologische aus allen dargelegten Gründen das reichere sein muß; Steinthal kann daher auch sagen, daß der Philologe einen Autor besser verstehe, als dieser sich selbst oder die Zeitgenossen schlechthin ihn verstanden haben, eben dadurch, daß er zu klarem Bewußtsein erhebt, was in jenem nur unmittelbar und tatsächlich — so Steinthal — vorhanden war[1].

[1] Vgl. Das Verstehen I, S. 225, Anm. 3.

Was nun die Formen der Interpretation anlangt, so unterscheidet Steinthal ihrer sechs[1]. Er erweitert damit die Zahl der Auslegungsarten, von denen Schleiermacher zwei, Boeckh vier angenommen hatte. Vergegenwärtigen wir sie uns kurz. Mit den meisten Theologen und Philologen ist Steinthal darin einig, daß die grundlegende Arbeit des Interpreten die Bestimmung des Sinnes der Worte, Sätze und Satzverbindungen sein muß. Man nennt sie grammatische Auslegung, weil sie, wie unser Autor sagt, den geschriebenen Sprachlaut deutet, d. h. den Sinn der Rede entziffert, insoweit er in den Sprachelementen liegt. Charakteristisch für eine hermeneutische Theorie ist nun aber, wie wir beobachtet haben, die Begründung und Art der Ergänzung dieser grundlegenden ersten Form der Interpretation. Steinthal geht davon aus, daß jede Mitteilung als eine Hindeutung auf Erscheinungen der körperlichen oder geistigen Umgebung aufzufassen sei. Erst durch Beziehung des Gesagten auf die realen Verhältnisse erhält die Rede ihren konkreten Sinn. Das Wort ist nur ein — abstrakter — Teil der Hindeutung, die in ihr enthalten ist.

Die Voraussetzung für das Verständnis ist also die Kenntnis der allgemeinen Lebensverhältnisse, in denen die Redner und die ursprünglichen Hörer atmeten, dachten und fühlten. Sie muß der Philologe zu erreichen suchen. Steinthal bezeichnet diese Form der Auslegung als interpretatio rerum, sachliche Auslegung. Sie hat nicht — das ist Aufgabe der Konstruktion — antiquarische und historische Kenntnisse zu entwickeln, so wenig wie die grammatische Interpretation Etymologie und Grammatik konstruieren soll, sondern ihre Aufgabe ist die Erklärung der Rede aus dem gesamten Kreis von objektiven und subjektiven Elementen des Nationalgeistes. Darunter versteht Steinthal Anschauungen, Begriffe, Ansichten und Urteile, wie sie sich unter dem Einfluß von Natur und Geschichte, Einrichtungen und Zuständen im Volksgeist gebildet haben[2]. Besonders die „reflektierteren" Autoren bedürfen dieser Art der Auslegung, denn bei ihnen begegnen uns immer wieder Anspielungen, Termini, Schlagwörter. Grammatische und sachliche Interpretation helfen uns also zur Auffindung des Zusammenhanges, der uns erst den Sinn einer Stelle erschließt. Insofern er die erstere nun

[1] Philol. Tag S. 29. [2] Siehe oben S. 220.

in bezug auf die Herstellung dieses Zusammenhanges auf sprachliche Stützen angewiesen sieht, glaubt Steinthal eine ergänzende und von ihm verselbständigte Art der Auslegung in der stilistischen annehmen zu sollen. Sie hat das Ganze eines Redewerkes in seiner Gliederung zu betrachten, seine Grundgedanken und seine Einheit zu erweisen, also — diese Bestimmung erinnert an Schleiermacher — die Komposition des Werkes zu ergründen und aus ihr den einzelnen Gedanken, den Bau der Sätze und die Wahl der Worte begreiflich zu machen.

Die besprochenen drei Arten der Interpretation rücken für Steinthal insofern eng zusammen, als sie, im Hinblick auf die Frage, wer es ist, der spricht, aus dem „Gemeingeist" erklären. Die Rede muß aber auch nach dem Grundsatz duo cum dicunt idem, non est idem auch in ihrer Bedingtheit durch individuelle Eigentümlichkeit betrachtet werden. Die individuelle Interpretation[1] richtet sich auf die Herausarbeitung der eigentümlichen Denk- und Darstellungsweise eines Autors. Sie geht für gewöhnlich nahe zusammen mit einer der drei bisher behandelten Auslegungsweisen, die sie modifiziert, indem sie die persönliche Sprach- und Stilbehandlung, den individuellen Sachhorizont zur Geltung kommen läßt. Wie Boeckh[2], so hebt Steinthal die interessante doppelstöckige Interpretation beim Drama besonders hervor, die die Individualität des Dichters und seiner Figur zu berücksichtigen hat. Mit Recht weist er einerseits darauf hin, wie der ihr eigene Vorstellungshorizont fast bedeutsamer für den Charakter einer Rolle ist als das Wort, da dieses sich erst aus jenem ergibt, betont er andrerseits, daß sich auf dem Gebiet des „Sachlichen" am ehesten eine individuelle Abweichung vom Allgemeinen ergibt, in der Persönlichkeit im Gegensatz zu ihrer Umgebung eigentümliche Gefühle und Urteile sich entwickeln. Damit hängt aber ein Weiteres zusammen. Das historische Moment muß zu seinem Rechte kommen[3]. Mögen wir sprachlich, sachlich oder stilistisch aus dem Kollektiv- oder Individualgeist auslegen, der geschichtliche Hintergrund, die geschichtliche Entwicklung können dabei niemals gleichgültig sein. Die historische Begrenzung durch den Horizont der Zeit trifft ebenso eine Satzkonstruktion, wie die

[1] Vgl. Das Verstehen I, S. 205, Anm. 3.
[2] Das Verstehen I, S. 206, Anm. 3.
[3] Das Verstehen I, S. 77, Anm. 4 und S. 202, Anm. 1.

sittliche Vorstellung, die kulturellen Einrichtungen — kurz alle geistigen Formen. Sogar die letzte Erscheinung der Individualität wird durch den geschichtlichen Faktor bedingt: ihre Stellung und Wertung erscheint verschieden in den verschiedenen Phasen der menschlichen Geschichte. Steinthal setzt darum die historische Interpretation als fünfte an.

Sehr eigenartig und bezeichnend ist nun aber die sechste und letzte Auslegungsweise, der wir in diesem hermeneutischen System begegnen. Ihre Konzeption und Konstruktion wird weitgehend durch die einigermaßen ausführlich von uns herausgearbeiteten Grundgedanken der Steinthalschen Lehre beleuchtet; sie zeigt in höchst interessanter Weise, wie die hermeneutische Theorie sich über die Gestalt, die sie in der klassischen Zeit der großen Systeme erhalten hat, hinauszuentwickeln im Begriff ist. Wenn wir hören, daß Steinthal als sechste Art der Interpretation die psychologische ansetzt, so scheint das zunächst nur den Anschluß an die Wolf-Schleiermacher-Boeckhsche Lehre zu bedeuten, und wir müssen uns höchstens wundern, neben der individuellen noch dieser vielfach in der Geschichte der Verstehenslehre damit identifizierten Auslegungsweise zu begegnen. Aber: psychologisch auslegen heißt dem Begründer der Völkerpsychologie doch noch etwas anderes als Schleiermacher, dem er allerdings, was bisher noch nicht gewürdigt worden ist, weitgehendst folgt[1]. Die bisher betrachteten Formen der Interpretation erzielen zwar ein Verständnis, aber noch kein vollständiges; Steinthal scheidet von dem erkennenden Verstehen, das in ihnen bewirkt wird, ein begreifendes, das über die bloße Auffassung des Gegebenen hinausführt[2].

Es vollzieht sich in der psychologischen und das heißt: in der „kausalen" Betrachtung des Redewerkes. Steinthal will durch sie — in der Absicht den Früheren gleich, in dem Verfahren von ihnen unterschieden — die Genesis des Werkes begreifen, in den schöpferischen Akt eindringen, dem es sein Dasein verdankt. Er wagt den kühnen Satz: „denn ich verstehe am besten, was und wie etwas ist, wenn ich begreife, warum es so ist." Darum gilt es in die — „Mechanik" des

[1] Siehe oben S. 231, Anm. 1.

[2] ZfV. XVII, S. 242 wird gesagt, die Theorie der Interpretation werde schon lange ausgebaut, sei aber noch nicht vollendet, sie werde dann eine psychologische sein müssen.

schriftstellernden Geistes einzudringen, was die psychologische Interpretation tut, indem sie die sämtlichen verschiedenartigen Momente, die in der Konzeption und Ausbildung zusammenwirken, betrachtet und in ihrem Wechselspiel, in ihrer Durchdringung zu erfassen sucht[1]. Die psychologische Auslegungsweise setzt so die anderen voraus, sie aber bringt auch erst alle zu ihrer vollen Feinheit, wie Steinthal sagt. So mag die individuelle Interpretation die Wortwahl, den Sprachgebrauch eines Autors, sein Verhältnis zu den literarischen Formen, deutlich machen, aber zu der Feststellung muß die Erklärung treten: warum wählte er neue Worte, neue Formen, legte er den alten neue Bedeutungen bei. Zur einfachen Observation mag die Feststellung des Verhältnisses gerechnet werden, in dem der Gedankenkreis, die Weltanschauung eines Autors zu der seiner Umgebung, der Nation, steht. Psychologisch ist auch hier das warum und woher aufzuklären: aus der Weite, Schärfe oder Stumpfheit des Blickes des Autors sind, wie Steinthal sagt, die Stärken und Schwächen zu erklären[2]. Aus der Artung und Richtung seines Blikkes lernen wir die bevorzugten Gegenstände seines Interesses, seine Sympathien und Antipathien, die Einflüsse, denen er unterworfen war, kennen. Der Zusammenhang zwischen Schöpfer und Werk wird so erst wahrhaft beleuchtet und aufgedeckt. Steinthal betont, daß hier die Harmonie, die zum Klassisch-Vollendeten gehöre, ja nicht die Regel sei, sondern vielfach die stärksten Diskrepanzen zwischen dem Charakter des Werks und der Persönlichkeit des Autors zu beobachten wären. Das Wesen der Komposition selbst wird dadurch verdeutlicht: wir verstehen, warum hier Leichtigkeit im Fortgang der Entwicklung, dort Ringen mit dem Stoff, Abgerissenheit sich zeigt; wir würdigen jetzt erst Objektivität und Subjektivität eines Werkes: Entäußerung oder Selbstdarstellung des Autors; wir verstehen die Stimmung: Ironie, Heiterkeit, Faszination, sie und ihre Wirkung sind in diesem Zusammenhang begründet. Das Gemüt, sagt Steinthal, erklärt den Stil; aber es verlangt selbst auch eine Erklärung: das muß doch wohl psychologische Deutung heißen.

Diese Gedankengänge sind der Schleiermacherschen

[1] Philol. Tag S. 33. [2] Ebd. S. 34.

Lehre von der Meditation, Komposition usw. in der Tat nahe verwandt[1]. Wenn freilich Steinthal sich ausdrücklich darauf beruft, die psychologische Deutung solle im Sinne des großen Theologen das Werk, wie die einzelnen Gedanken und ihre Verbindung als ein „hervorbrechendes Lebensmoment" zu würdigen suchen, so fehlt bei ihm einerseits die zusammenhängende, von Schleiermacher so unnachahmlich gezeichnete Entwicklung des geistigen, besonders künstlerischen Schaffensprozesses, andrerseits fehlt die individualpsychologische Grundlegung, die bei dem Älteren in der Metaphysik verwurzelt und in der Ethik begründet erscheint. Bei Steinthal ist, so sahen wir ja schon, die gewaltige Einheit, die die Systeme der idealistischen Epoche zusammenhielt, nicht mehr vorhanden. Seine Lehren stehen — obwohl es an Verbindungen zwischen ihnen nicht fehlt — mehr *nebeneinander*, als daß sie so streng auseinander abgeleitet würden wie in den Systemen Fichtes oder Hegels, daß sie so unauflöslich ineinander verschlungen wären wie in dem Gesamtwerk Schellings, Humboldts oder Schleiermachers. So erscheinen auch die Sätze seiner hermeneutischen Theorie, in denen an sich die Tradition der großen Systeme durchaus lebendig ist, wenn auch nicht gerade isoliert, so doch zerteilt, thesenartig hingestellt — abrupter als etwa die in der Einheit der idealistischen Grundkonzeption zusammengehaltenen hermeneutischen Sätze Boeckhs.

Aber in einem weiteren Punkt tritt der *Unterschied* der Betrachtungsweise Steinthals gegenüber der Schleiermacherschen Lehre, der er hier so weitgehend folgt, noch deutlicher hervor. Notwendigerweise mußte unserm Autor am Herzen liegen, das Verhältnis aufzuklären, in dem die Komposition geistiger Werke zu dem alles beherrschenden Assoziationsgesetz steht; einen solchen Mechanismus der psychischen Erscheinungen hatte die frühere hermeneutische Theorie nicht gekannt, ihr hatte daher auch der schöpferische Vorgang der geistigen Hervorbringung nicht unter diesem Aspekt problematisch zu sein brauchen. Steinthal konstatiert ausdrücklich eine Divergenz zwischen der *Reflexion*, die in eine bestimmte Richtung orientiert, an der Logik ausgerichtet, auf bestimmte

[1] *Schleiermachers* Hermeneutik muß es sich so gefallen lassen, in eine psychologische Mechanik überführt zu werden. Vgl. Das Verstehen I, Kap. II, bes. S. 146ff.

Kompositionsformen angewiesen ist und dem seelischen Mechanismus, der ihr durchaus nicht immer das darbietet, was sie braucht. Diese Divergenz tritt zum Beispiel da hervor, wo wir beobachten, daß nach der Anlage der Komposition auf einzelne Satzteile oder Worte eine bestimmte Betonung zu fallen hätte — entsprechend ihrem Verhältnis zum Grundgedanken des Werkes. Diese Akzentuierung wird aber durchkreuzt von einer andern: im Bewußtsein des Autors hat sich das Gewichtsverhältnis verschoben; dem sein Seelenleben beherrschenden Gesetz folgend, hat er den Akzent auf andere, unter dem eben entwickelten, objektiven Gesichtspunkt vielleicht nebensächlich erscheinende Stellen fallen lassen. So nimmt denn, sagt Steinthal, der Gedankengang eine Wendung, die nach einfacher Interpretation unverständlich wird, und die nur durch psychologische Deutung aufgeklärt wird.

Die psychologische Auslegung, die die Aufgabe hat, uns die Genesis eines Werkes einsichtig zu machen, krönt die ganze Interpretationsbemühung[1]. Sie verleiht dem philologischen Verstehen noch einen besondern Vorzug gegenüber dem gemeinen. Das letztere kann nur etwas auffassen, — es faßt Wahres und Falsches gleicherweise auf; es ist richtig oder falsch, aber niemals wahr. Das philologische Verständnis aber ist mehr als Auffassen, es ist Erkenntnis und Begreifen, es kann darum wahr sein. Mit der Wertung des Erkannten hat das nichts zu tun; das wahre und tiefe Verstehen ist an sich ein Wert, abgesehen vom Wert des Verstandenen. Dieses Verstehen erscheint als ein schöpferischer Prozeß.

Noch ein letztes Mal wollen wir hier den grundlegenden Unterschied betonen, der in der hermeneutischen Theorie zum Ausdruck kommen muß, je nachdem ob eine Auffassung des Seelenlebens, der geistigen Erscheinungen und ihrer Regelhaftigkeit im Sinne der großen Systeme im Hintergrund steht oder aber der Gedanke der psychischen Mechanik leitend ist,

[1] Eine Auseinandersetzung mit Steinthal über generische Interpretation nimmt Boeckh Enzyklopädie S. 743 vor. Steinthal hatte gegen Boeckhs „eidographische" Methode eingewendet, daß man „die literarischen Gattungen als Ideen ansehe und diesen eine innewohnende Kraft zuschreibe, sich zu verwirklichen". Dagegen verteidigt sich Boeckh mit einer genauen Bestimmung des Verhältnisses von Geist, Ideen und Formen. — Vgl. neuerdings Viëtor, Probl. der literar. Gattungsgeschichte (Dtsche Viertelj. IX, 3, 1931, S. 425 ff.).

den wir bei Steinthal dominieren sehen. So dürfen wir sagen: die hermeneutische Theorie Steinthals müßte, wenn er ganz konsequent gedacht hätte, anders aussehen, als es, unter der Nachwirkung der Früheren, der Fall ist; die Lehre von der psychologischen Auslegung ist darum so interessant, weil sie uns das besonders deutlich vor Augen führt. Hier tut sich noch in den Kategorien Schleiermachers eine Gedankenführung in ganz anderer Richtung vor uns auf. Aber sie deutet sich nur an, sie ist nicht entwickelt.

Unverkennbar ist, wenn wir auf das Gesamtdenken H. Steinthals sehen, in ihm der idealistische Grundimpuls[1]. Das die großen Systeme beherrschende Bewußtsein der Souveränität und Spontaneität des Geistes, der Freiheit, ist noch nicht geschwunden. Die Welt wird von diesem Denker, wie von seinem Zeitgenossen J. G. Droysen, aufgeteilt in die beiden großen Sphären der Natur und des Geistes.

Beide sind Erscheinungsweisen das absolut Realen[2]. Das Erscheinen ist nicht, wie Steinthal sagt[3], ein Ausstrahlen, ein Glorienschein oder Nebelschein, eine Umhüllung des Realen, sondern die Tatsache des Erscheinens ist eine Modifikation am Realen[4]. Ob das Reale in seinem absoluten Wesen noch Höheres vermag als zu erscheinen, wissen wir nicht[5]. In dem Gebiet des Geistes integriert jedenfalls das Einzelne inniger dem Ganzen als in der Natursphäre[6]. „In allem Erkennen", sagt Steinthal einmal[7], „gibt es Subjekt und Objekt. Letzteres ist

[1] Vgl. Zur Rel.-Phil. VIII, S. 274 ff., bes. ZfV. IX, S. 5 ff. — Und etwa die Besprechung von Lotzes Mikrokosmos ZfV. IV, S. 115 ff. — Für die antipositivistische Stellung die sehr charakteristische Rezension von Scherers Gesch. d. deutschen Sprache (ZfV., V. S. 464 ff.): „Ich meine allen Ernstes, Buckles und Comtes Weisheit haben wir uns schon an den Schuhsohlen abgetreten" (S. 470). Vgl. dort die Verteidigung der Ideen gegenüber der alles determinierenden Kausalbetrachtung. — Gegen Buckle: Phil. Gesch.-Psych. S. 54 ff. (nur empirische Regeln, keine Gesetze; mangelnde Einsicht in die Weise der Verknüpfung der Ideen in den Geisteswissenschaften); dort. S. 56 und 74 Verweis auf Droysen (s. oben Kap. II, S. 154 f.).

[2] ZfV. IX, S. 1 f., bes. 14. [3] ZfV. IX. S. 15.

[4] Ich möchte auch hier wieder einen Ansatz für die Entstehung von Simmels eigenartiger Kategorienlehre sehen, deren Psychologismus auch im übrigen auf eine Verwandtschaft mit Steinthal weist.

[5] A. a. o. S. 19. Vgl. auch die Definition S. 23. Dazu Phil. Gesch. u. Psych. S. 15 und S. 2.

[6] Vgl. ZfV. XVII, S. 241 f. [7] ZfV. IX, S. 1 ff.

zwiefach: Natur und Geschichte. Ersteres ist gleich: es ist der Geist". Der Geist aber ist auch das Objekt der Geschichtserkenntnis. Die Wissenschaft von dem Geist als dem Subjekt schlechthin ist dann die Psychologie[1]. Steinthal ist soweit abhängig vom Denken seiner Zeit, die nicht mehr die des spekulativen Idealismus war, daß er Gesetzlichkeit und Notwendigkeit sowohl auf seiten der Natur wie auf seiten des Geistes herrschen läßt — das ist die „Naturverwandtschaft des Geistes"[2]. Der Bereich des Geistes ist aber auch der der Freiheit, in dem eine zusammenhängende Reihe von Schöpfungen fortschreitend Neues werden läßt, nicht nur anderes, sondern mehr[3]. So ist der Geist der Indifferenzpunkt, in dem die Natur ihre höchste Spitze erreicht und sich damit über sich hinaushebt[4].

Den gesamten Bereich der geistigen Erscheinungen hat Steinthal grundsätzlich der forschenden Erkenntnis erschließen wollen und zwar durch die Rückführung derselben auf Vorgänge und Verhältnisse der Seele, die sie geschaffen[5]. Folgt er mit

[1] Vgl. wieder bes. Phil. Gesch. u. Psych. S. 2, 14 ff. u. ö.

[2] ZfV. I, S. 17; IV, S. 507.

[3] ZfV. I, S. 15 ff. — Die psychischen Elemente und Prozesse unterscheiden sich dadurch von den natürlichen, daß in ihnen der Keim zum Fortschritt angelegt ist. In der Natur: stets gleiche Bedingungen, stets gleiche Erfolge, daher Kreislauf; im Psychischen: Erfolg mit Fortschritt. (Vgl. auch über den Fortschritt: Rel.-Phil. S. 35.)

Interessant ist die Bestimmung der Ethnologie als der Wissenschaft von den geistigen Erscheinungen, die nicht Gegenstand der Physiologie und nicht der Geschichte (weil ohne Entwicklung) sein können (z. B. kulturarme Völker), Phil. Gesch. u. Psych. S. 30 ff.

[4] Die Psychologie hat darum eben nicht nur das Vorhandensein der beiden Sphären, sondern auch die Durchdringung von Gebundenheit des Gesetzes und Freiheit der Entwicklung nachzuweisen (ZfV. I, S. 17).

[5] Steinthal legt Phil. Gesch. u. Psych. S. 48 ff. sehr präzise dar, wie mit der Ableitung der geistigen Erscheinungen einer Zeit oder eines Volkes aus dem (Volks-)Geist noch nicht viel gewonnen ist, wenn die Aufgabe dabei rein historisch gefaßt wird. Ihre Vollendung kann alle solche Erkenntnis erst durch die psychologische Vertiefung erfahren; es muß, wie er in diesem Zusammenhang sagt, zur ästhetischen Konstruktion nach Ideen und zur Erklärung aus Entwicklungsgesetzen des Geistes die Erklärung aus der Seele, nach psychologischen Gesetzen, hinzutreten (a. a. O. S. 50). — „Seele" heißt (Phil. Gesch. u. Psych. S. 15): „Die psychischen Gesetze sind einerseits das Realprinzip der geistigen Erscheinungen, welche Objekt der Geschichte sind, und andrerseits das Erkenntnis-Prinzip der Geschichte". — Mit seinen charakterisierenden Kategorien stellt auch der Historiker noch dem Psychologen Aufgaben. Die „Ideen" (die den

dieser Absicht — wenn auch mit weit mehr Einseitigkeit als jene — wohl noch Humboldt und Schleiermacher, so trennt ihn von diesen, wie wir sahen, seine Auffassung von der Natur des seelischen Lebens und seiner Erkenntnis. Seelische und geistige Strukturen hatten die Urheber der großen Systeme verstehen wollen[1] — das kann jetzt, wo die Analyse einseitig in den Vordergrund tritt, nicht mehr die Aufgabe sein. Die Lehre vom Verstehen, die bei Schleiermacher so universal konzipiert erschien, die noch bei Boeckh im Zentrum der geisteswissenschaftlichen Forschung stand, verengt sich wieder zu einer Theorie der philologischen Interpretation, die lediglich durch den Zusammenhang mit der Sprachphilosophie Humboldts und der Methodenlehre Boeckhs etwas von dem alten Glanz behält.

Immerhin, die Lehre Steinthals ist nicht ohne Einfluß geblieben. Eine Untersuchung darüber, wie weit dieser sich eigentlich erstreckt, fehlt noch; sie würde manchen lehrreichen Zusammenhang aufdecken können[2]. Daß die Philosophie und Psychologie Wundts nicht ohne Steinthal zu denken ist, wurde schon hervorgehoben, Dilthey dürfte von Steinthal gelernt

Geist — einer Epoche etwa — konstituieren) dürfen nicht als wirkende Ursachen angesehen werden („Formalismus", vgl. oben S. 213, Anm. 2), sondern müssen genetisch-psychologisch verstanden werden. S. auch unten Anm. 1. Die Psychologie wird zur „Prinzipienlehre der Geschichte" (a. a. O. S. 65).

[1] Wir sahen, welche Rolle die Ideenlehre in dem Bilde Humboldts von der geistigen Welt spielt — hier werden sie ihres Glanzes und ihrer Kraft entkleidet, denn (Phil. Gesch. u. Psych. S. 69) „was man die Kraft und Herrschaft der Ideen nennt, ist nur ein besonders hervortretender Punkt jenes Gemeingeistes, dem der Einzelgeist seinen bestimmten Inhalt wie seine Form verdankt. Hier sei nur daran erinnert, daß Ideen, welche sein sollen, notwendig Ideen eines Subjekts, in einer Seele, einem Bewußtsein sich finden müssen". — Steinthal weist das Ungenügen der Geschichtsbetrachtung am Faden der Ideen (s. oben Anm. 5) an Gervinus' Grundzügen der Historik nach.

Vgl. zur Ideenlehre der Völkerpsychologen noch: Lazarus' Rektoratsrede und Goldfriedrich, Die Ideenlehre Kap. 5, bes. S. 266 ff., 284.

[2] Mit Steinthal teilen die Überzeugung von der Psychologie als Prinzipienlehre bekanntlich — neben Wundt — H. Paul (vgl. bes. Aufg. u. Meth. der Geschichtswissenschaften 1920, S. 14; Auseinandersetzung mit Steinthal: Prinz. d. Sprachgesch. [3] 1898, Einl. § 6) und Lamprecht (vgl. etwa: Mod. Gesch.-Wiss. 1905). Für Dilthey ist in diesem Zusammenhang bes. auf die „Einleitung" (bes. Schr. I), die „Ideen" und „Beitr. zum Stud. der Individualität" (bes. Schr. V, S. 139 ff., 241 ff.) zu verweisen.

haben; man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß Simmel mancherlei Anregungen von seiten der Völkerpsychologie empfangen haben muß; Steinthals Einfluß in der Literaturwissenschaft und Religionswissenschaft ist unverkennbar; in der Sprachwissenschaft ist er überaus stark gewesen. Auch die Geschichte der hermeneutischen Theorie muß, so sehen wir, diesen Namen aufbehalten, an den sich die Bewahrung und — in gewissen Grenzen — Fortentwicklung der großen Tradition auf diesem Gebiete knüpft.

IV. Kapitel.

Die philologische und archäologische Hermeneutik.

A. Die philologische Hermeneutik.

1. Die hermeneutische Lehre Bernhardys.

Wir erinnern uns, daß Boeckhs „Enzyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften" mit ihrer klassischen Theorie der Hermeneutik erst posthum (1877), von einem seiner Schüler bearbeitet, der Öffentlichkeit übergeben worden ist. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß Gottfried Bernhardy[1] seine Grundlinien zur Enzyklopädie der Philologie 1832 mit den Worten eröffnete: Es ist eine bekannte Tatsache, daß wir gegenwärtig kein enzyklopädisches Werk über die Philologie besitzen[2]. Während wir in Boeckh

[1] Gottfried B. (1800—1875) wirkte in Berlin und — als Nachfolger Reisigs — in Halle. (Vgl. über ihn ADB. 2, S. 462 ff.) — „Einen der bedeutendsten Philologen" nennt ihn Urlichs, Gesch. d. Philol. (Handb. d. Altertumswiss. I), S. 124. Bursian, Gesch. d. klass. Philologie II 1883, S. 776 ff. bezeichnet Bernhardy als einen der letzten persönlichen Schüler Wolfs, dem er in der Auffassung seiner Wissenschaft im Ganzen sowie in Durchdringung und Beherrschung des Stoffes im Einzelnen nachgeeifert habe, und als eifrigen Schüler Hegels. — B.'s Hauptverdienst liegt auf dem Gebiet der griech. und röm. Literaturgeschichte.

[2] Als Nachtrag zu unsern früher (Das Verstehen I, bes. S. 22 u. 49 und Kap. I und III und oben in der Einleitung S. 33) gegebenen Nachweisungen vergegenwärtigen wir uns kurz den Stand der philologischen Enzyklopädie und der Auffassung vom Wesen und der Rolle der Hermeneutik in der Philologie der Zeit.

Die Anknüpfung an die allgemeine Hermeneutik der Chr. Wolffschen Schule ist deutlich in der „Enzykl. aller philol. Wissenschaften" von Erd.

den Erben und Vollender der Intentionen Fr. A. Wolfs erblicken[1], konnte Bernhardy noch bedauernd feststellen, daß dessen Darstellung der Altertumswissenschaft keinen Ausleger ge-

Jul. Koch (1793), der sich direkt auf Meiers Versuch einer allgem. Auslegungskunst (Das Verstehen I, S. 16) einerseits, auf den Theologen Ernesti (ebd. II, Kap. I), andrerseits bezieht. Das Werkchen ging aus dem Verlangen hervor, die Sulzersche Wissenschaftslehre („Kurzer Inbegriff aller Wissenschaft" 1745) hinsichtlich der Philologica zu verbessern, bzw. sie zu ersetzen. Ausdrücklich bemängelt der Verf. die bisher überhaupt mangelnde Verbindung von Hermeneutik, Kritik und Grammatik (S. X). Über das Verhältnis zu seinem Lehrer F. A. Wolf (die Enzykl. lag noch nicht vor): vgl. S. XI f. Koch unterscheidet Vorbereitungs- und Fakultäts-Wissenschaften (Geschichte und Philosophie und Theologie, Rechte, Medizin, Kameralia). Die Geschichte hat die drei obengen. Hilfswissenschaften. §§ 18 ff. entwickeln Grundsätze der Hermeneutik. Sie gründet auf der Voraussetzung, daß jede Sprache auf allgemeinen Gesetzen beruht, die beim Ausdruck und Verständnis sich geltend machen müssen, enthält die Grundsätze zur Auffindung des wahren Sinns der Rede. „Mit gewissen Worten .. eines Andern denselben Sinn verbinden, welchen dieser damit verbindet, heißt jemanden verstehen." „Mit Gründen beweisen, daß man jemanden richtig verstanden habe, heißt erklären" (S. 31). Es gibt nach Koch eine allgemeine Hermeneutik, die die Grundsätze enthält, nach welchen der Wortausdruck in jeder Menschensprache erklärt werden muß und eine besondere, die eben dieses in Ansehung einer bestimmten, durch gewisse Eigentümlichkeiten von den übrigen verschiedenen Sprache lehrt (S. 32). Die Hermeneutik der Alten ist schwieriger als irgendeine andere besondere H. Es gibt wie bei jeder H. allgem. Grundsätze (Sprachgebrauch der Nation) und besondere (Einzelautoren). Über Verstehen und Erklären: S. 32 f. — 1798 erscheint die Encyclopaedia philol. von G. G. Fülleborn. Sie ist wesentlich starrer (lateinisch abgefaßt) und konventioneller als die Kochsche. § 52 wird in hergebrachter Weise die subtilitas intelligendi et explicandi abgehandelt. Mit Manutius wird die dreifache Aufgabe dem Interpreten vindiziert: considerare verba, sententiam, sententiae causam (S. 42). Über sensus und significatio § 54, über allg. und hist. Interpretation und andere Einzelanweisungen §§ 58 ff.

In der Enzykl. und Methodol. des humanist. Studiums von J. H. Chr. Barby (1805), die im übrigen schematisch und wenig durchgliedert ist, werden Kritik und Hermeneutik sehr ausführlich behandelt (die Hälfte des Buches: S. 141 ff.). Grundsätze der Hermeneutik S. 231 ff. Barby folgt Koch in wesentlichen Zügen. Über Nutzen der H., Erfordernisse eines Auslegers, Auffinden von significatio und sensus (allegorisch und historisch), letzterer: grammatisch, historisch, logisch (S. 244 ff.); etwas origineller sind die Anweisungen zur Erklärung (S. 250 ff.) und ästhetisch-kritischen Würdigung (S. 265 ff.).

[1] Das erste ausführliche Echo auf das Erscheinen von Boeckhs Enzykl. ist die ganz und gar an diese sich anlehnende Schrift von Heerdegen, Die Idee der Philologie 1879.

funden habe, der ihren Gehalt zu entwickeln, zu berichtigen und fortzubilden gesucht hätte — genau das, was wir in Boeckhs Werk zu sehen uns gewöhnt haben. Bernhardy wußte, die Lösung der großen Aufgabe konnte nur einem Meister gelingen, der, wie er sagt, am Ende seiner Laufbahn sich entschließen könnte, „mit rühmlicher Unbefangenheit des Gemüts seine Lehrjahre, Freuden und Leiden, Erwartungen und Irrgänge, Wahrheiten und Wünsche, gleichsam in veredeltem Ana niederzulegen“ [1]. Der Meister, an den er wohl bei der Niederschrift dieser Worte dachte, hat diesen Wunsch — noch nach seinem Tode — in dem großen Werk erfüllt, das, bis heute unübertroffen als das Einzelwerk eines Mannes, eine solche reiche Werkstätte darstellt, in die, wie Bernhardy sagt, die Kunstgenossen wandern, um sich mit der praktischen Fülle von Erfahrungen, Begriffen und mannigfaltiger Anregung auszustatten [2]. Damals sprudelte wohl der Born dieser Anregungen schon in den Vorlesungen, die der gefeierte Lehrer über die Enzyklopädie und Methodologie der Philologie hielt, — eine Ausarbeitung aber lag, wie gesagt, nicht vor.

So unternahm es Bernhardy, in seinen Grundlinien die Prinzipien der Philologie darzustellen, gestützt auf die Lehren seines Führers Fr. A. Wolf und — dürfen wir sagen — nicht unbeeinflußt von der Anregung Boeckhs, zu dessen Füßen er gesessen [3]. Boeckh selbst hat Bernhardys Werk als die beste Bearbeitung der Enzyklopädie bezeichnet [4]. Wie haben ihm vor allem deshalb Aufmerksamkeit zu schenken, weil es für die dreißiger Jahre die repräsentative Darstellung der Verstehenslehre in der klassischen Philologie ist und ihm darum in der Geschichte der hermeneutischen Theorie ein Platz gebührt, so gewiß die „Grundlinien“ hinter dem später erschienenen Werke Boeckhs zurückstehen. Das Verhältnis ist in vieler Hinsicht ähnlich wie das zwischen der Hermeneutik Schleiermachers und der Lückes [5].

[1] Enz. S. V. [2] Ebd.

[3] Bernhardy hat von 1817 an in Berlin Fr. A. Wolf (eine Würdigung: Enz. S. 415, vgl. S. 71, 53, 2 f.) und vor allem auch Boeckh gehört; dreieinhalb Jahre war er Mitglied des Seminars (ADB. 2, S. 462), in dessen Leitung er 1828 den Leiter unterstützte (Hoffmann, A. Boeckh, S. 69).

[4] Boeckh, Meth. u. Enz. S. 38.

[5] Vgl. Das Verstehen II, Kap. I, 5. — Ich trage hier zu der dort (S. 153, Anm. 1) angegeb. Lit. nach: Sander, Fr. Lücke 1891.

Trotzdem uns das philosophische Interesse und entsprechende Studien Bernhardys bezeugt sind, spürt man in seiner Darstellung doch recht wenig von philosophischem Geist. Die Durchdenkung der Grundgedanken, der Zusammenhang der einzelnen Lehren und ihre Begründung — alles das, was das Boeckhsche Werk auszeichnet, ist bei Bernhardy sehr viel schwächer, so gewiß der Darstellung Wolfs gegenüber die seine an systematischer Strenge, an Fülle und Anschaulichkeit gewonnen hat. Boeckhs Werk ruht auf einem philosophisch gefestigten Fundament; die Arbeit des Jüngeren, nicht mehr unter den gleichen Einflüssen Herangewachsenen, ist nüchterner, eine Note empirischer. Sie ist trockener und unbehilflicher. Die Definition, die die Einleitung eröffnet, mag das bezeugen; sie lautet: „Die Enzyklopädie der Philologie ist ein wissenschaftlicher Überblick der Kenntnisse, der Hilfsmittel und der Methodik, welche den Organismus des griechischen und römischen Altertums zur Anschauung führen“ [1]. Ihr kann, nach der Ansicht Bernhardys, kein normativer Wert zukommen, sondern nur ein historischer, insofern sie lediglich das im Verlauf der Entwicklung Gewonnene zur Darstellung bringen kann. Die Geschichte der Studien, die sich mit dem Altertum beschäftigen, zeigt uns, nach Bernhardy, „subjektiv“ eine bedeutende Vieldeutigkeit und Unsicherheit der Betrachtung, aber auch im „Objektiven“, das das Altertum an sich darstellt, erscheint es schwer, den Zwiespalt der Urteile zu überwinden. Hat nicht jede der neueren Nationen ihre individuelle Weise, die Alten zu verstehen [2]? Bernhardy will eine doppelte Betrachtungsweise des Altertums unterscheiden, eine äußere und eine innere [3]. Die äußere bestimmt sich nach dem Material: den in Schrift und Kunstdenkmälern enthaltenen Resten. Die schriftlichen Quellen scheidet Bernhardy in unmittelbare, die rein mit der philologischen Technik zu bearbeiten sind und in mittelbare, die nur mit Hilfe von Fachkenntnissen zu erschließen sind. Es ergeben sich ihm auf diese Weise drei Zweige der Altertumsforschung [4]: die rein geistige Forschung, die realen und praktischen Altertümer und die Kunstwissen-

[1] Enz. S. 1. [2] Enz. S. 32. [3] Enz. S. 33.

[4] Enz. S. 34. Die „Grundlinien“ selbst gliedert Bernhardy in A. Elemente der Philologie (Hermeneutik, Kritik), B. Organon (Grammatik), C. Reale Wissenschaften, D. Beiwerke (Kunst, Lit.-Gesch.).

schaft [1]. Wir haben hier keinen Anlaß auf die Ausführungen Bernhardys zur materiellen Altertumslehre — um einen Boeckhschen Ausdruck zu gebrauchen — einzugehen [2]. Natürlich ist auch ihm die Beschäftigung mit der Antike durch den hohen Bildungszweck gerechtfertigt, der ihr innewohnt [3]. Die Philologie, die sich dieser Beschäftigung widmet, sieht sich vor gewissen Schwierigkeiten: soll sie doch durch die Fülle des Stoffes hindurch einen möglichst klaren Eindruck des Ganzen zu erzielen trachten, wobei aber der Philolog sich klar sein muß, daß diese Gesamtanschauung niemals ein fertig zu überliefernder Besitz sein kann, sondern immer neu gewonnen werden muß [4]. Dieser letztere Gesichtspunkt ist interessant. Bernhardy zieht aus ihm auch methodische Konsequenzen: die Philologie schließt wohl eine gegliederte Zahl von Einzeldisziplinen ein, aber ihr Letztes gibt sie nicht in einer Lehre oder Wissenschaft vom Altertum, sondern in vermehrter Anschaulichkeit. Die einzelnen Fächer lassen sich nicht aus einem obersten Prinzip ableiten, sie stellen einen Zyklus dar.

So unterscheidet Bernhardy ein doppeltes Element in der Forschung des Altertums: ein formales und ein inhaltliches [5]. Während das letztere, die Kunde des antiken Lebens in all seinen Ausprägungen einschließend, uns in diesem Zusammenhang nicht zu beschäftigen hat, müssen wir die formalen Forschungselemente etwas genauer betrachten [6]. Zu ihnen gehören in erster Linie Hermeneutik und Kritik. Bernhardy sieht in ihnen nicht nur die Pforte, die zum Heiligsten der eigentlichen Altertumsforschung führt, den Vorhof sozusagen, sondern betont, daß sie bis zu den höchsten und letzten Erkenntnissen zu leiten hätten.

Sie sind einerseits — und in dieser Bestimmung haben wir einen originalen Gedanken Bernhardys zu sehen — von der ge-

[1] Vgl. S. 339 ff., dazu unten Abschn. B.

[2] Vgl. Enz. S. 36 ff.

[3] Somit wird dem Altertum, weil es ein notwendiges Element der Humanität erschöpft hat, sein Recht für jede fernere Entwicklung der europäischen Gesittung zugestanden. Enz. S. 48.

[4] Enz. S. 49. [5] Enz. S. 47 ff.

[6] Scharfe Kritik bei dem Philologen Reichardt, in seiner im Folgenden (S. 266 ff.) zu besprechenden Schrift über die Gliederung der Philologie.

samten Empirie abhängig und andererseits zur Gewinnung der höchsten Anschauung des Ganzen unerläßlich. Daher tragen sie einen eigentümlichen Charakter, der darin zum Ausdruck kommt, daß sie einerseits durchaus nicht der Regel und Technik ermangeln, andrerseits aber auch nie ein fertiges System darstellen[1]. Während Hermeneutik und Kritik[2] nach Bernhardy rein formale Prinzipien zur Durchführung bringen, arbeitet die dritte Disziplin, die Grammatik, an einem reichen „formalen Stoff"; sie stützt die beiden andern und bildet zugleich den Schlüssel zum philologischen Material[3]. Sie beruht aber auch auf den beiden, die daher „lebendige Formen und Leiter der Philologie" sein müssen[4]. Trotzdem Bernhardy ihre lange Übung und Ausbildung in der Philologie hervorhebt und sogar davon spricht, daß eigentlich nur auf diesem Gebiet eine durchgebildete Technik und „gewissermaßen ein Stil" in diesen Disziplinen hervorgebracht worden sei — womit er wohl der theologischen Hermeneutik, die er wenig zu kennen scheint, Unrecht tut, von der juristischen nicht zu reden —, trotzdem ist das Bild, das sie bietet, nach ihm kein sehr glänzendes. „Die Praxis", so sagt Bernhardy, „überwiegt und unterrichtet allein durch die Massen ihrer Empirie; die Theorie schleicht ihr dürftig und unbedeutend nach, ja zum größeren Teile fehlt ihr selbst ein loser Umriß"[5]. Den tieferen Grund

[1] Enz. S. 50.

[2] Eine Theorie der Kritik entwickelt Bernhardy Enz. S. 111—165. Er läßt sie — das „formalste Element der Philologie" — beruhen auf einem Zwiespalt und Mißverhältnis zwischen ihrem Objekt und der Subjektivität. Ersteres sei gegeben, wenn auch als eine Tatsache von problematischem Werte, die Subjektivität des Kritikers dringt in den Text ein, gewinnt eine „negative Gewißheit" über das Unechte, gelangt aber nicht zu einer letzten Gewißheit (S. 123).

[3] Vgl. Enz. S. 165—262. Als Organon der formalen Propädeutik (a. a. O. S. 167) hat die Grammatik nach Bernhardy vier Teile zu enthalten: allgemeine, philosophische (logische) und besondere Grammatik, und eine Lehre von der Komposition.

[4] Enz. S. 58.

[5] Die Geschichte der hermeneutischen Theorie, die Bernhardy zeichnet (Grundl. S. 59 ff), erfährt einen Einschnitt durch die Tätigkeit Ernestis, der eine Vermittelung zwischen theologischer und philosophischer Interpretation betrieben habe. Durch seine Nachfolger Morus, Semler, Eichhorn sei die Methode weiter ausgebildet worden, daneben aber ein „subjektives Bestreben" hergegangen, d. h. wohl praktische individuelle

für diese Verhältnisse haben wir schon angedeutet, die Uferlosigkeit des Stoffes und der subjektive Charakter seiner Verknüpfung zu dem höheren Ganzen tragen die Schuld daran. Aber im Gegensatz zu anderen hermeneutischen Theoretikern sieht Bernhardy in der Unvollendbarkeit und Subjektivität der Hermeneutik keine Unvollkommenheit, sondern einen wesensnotwendigen Zug[1]. Wie zwischen den materialen Disziplinen und den formalen eine Ergänzung und Wechselwirkung stattfindet, so auch zwischen Hermeneutik und Kritik, von denen die erste, nach Bernhardy, die Reinheit der philologischen Bahn bewirkt, die letztere auf den vollen Gehalt und Bezug der vorhandenen Texte[2] gerichtet ist[3]. Die

Bemühungen, — von Gesner eingeführt, von Heyne begründet. (Vgl. dazu Das Verstehen I, Einl. und Kap. I.) Bernhardy vermißt das Gleichgewicht der Methode, ein Verhältnis der Form zum Inhalte und Wechselwirkung zwischen beiden. Ästhetische Reflexion, Lehre und Genuß sei als Aufgabe des Interpreten betrachtet worden. Die kommentierende Beschäftigung mit den Klassikern sei neu aufgelebt (Wolf, Voß, Huschke, Heindorf), und in ihrem Gefolge das Bedürfnis nach einer künstlerischen Hermeneutik, die den „antiken Organismus" wiederherstelle. Die Methodik aber sieht Bernhardy, nach seinen Worten, „beim Widerspruch von Kräften und Manieren weder zum Geleise noch zum Gipfel gelangt, und von allgemeiner Anerkennung sehr entfernt" (S. 69). Vgl. übrigens den Widerspruch Bernhardys gegen das von Goethe (in seinem „Winckelmann") ausgesprochene Lob der Philologie (Enz. S. 29), deren Mangel an philosophischer Durchdringung eine Schwäche sei, die jeder auf seine Weise beschönige.

[1] Mit ihm befindet sich hier in Übereinstimmung Usener, der Philol. u. Geschichtswiss. 1882 S. 32) dieselbe Anschauung vertritt.

[2] Bernhardy betont selbst, daß bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die Philologie dank ihrer Einengung in die zünftig begrenzten Gebiete der Hermeneutik, Kritik und der Antiquitäten die Kunst eigentlich ausgeschlossen habe (Enz. S. 340 ff.). Winckelmann wurde, so meint er, der erste Ausleger der Kunst. Die Kunst-Wissenschaft hat sich im Anschluß an seine Forschungen und Lehren entwickelt. Bernhardy zögert, die Beschäftigung mit ihr — die inzwischen als Archäologie eine selbständige Disziplin geworden (vgl. wieder unten Abschn. B) — in den philologischen Aufgabenbereich einzubeziehen; er rechnet sie zu den „Beiwerken der Philologie". Die Aufgabe einer besonderen Auslegungstechnik und -theorie für dieses Gebiet hat er jedenfalls noch nicht ins Auge gefaßt; das Schema, das er gibt, ist nach dem Muster der philologischen „Elemente" gearbeitet: es beginnt mit der Verarbeitung des Stoffes nach historischen und örtlichen Gesichtspunkten (Kunstgeschichte und -geographie), berücksichtigt dann die Technik und geht schließlich zum Inhaltlichen über (Kunst-Mythologie als Lehre von den bevorzugten Gegenständen der antiken Kunst). Originell ist, daß Bernhardy

diplomatische Kritik geht voran, die die Basis für alles weitere schafft, mit Hilfe der Grammatik und anderer Kenntnisse das Denkmal in möglichst günstigen Zustand versetzt und die „Authentie" erörtert. Sie wird von der Hermeneutik abgelöst. Ihre Aufgabe bestimmt Bernhardy zunächst einmal ganz allgemein dahin, daß sie das von der Kritik bearbeitete Zeugnis übernähme, es mit Hilfe der Grammatik in seine Bestandteile auflöse, den materiellen Inhalt aus der Realienwissenschaft nachweise und „mit der geistigen Einheit diese Außenseiten abschließe" [1]. Davon wird im Einzelnen noch die Rede sein. Jedenfalls ist das Verhältnis von Hermeneutik und Kritik nicht eins der absoluten Gegenseitigkeit, insofern zwar die Kritik durchaus auf die Ergänzung durch die hermeneutische Arbeit angewiesen erscheint — „sie kann nicht über gewisse Grenzen hinausgehen", wie Bernhardy sagt —, die Hermeneutik aber „ihrer selbst mächtig ist". Diese durchdringt den Ausdruck und Zweck der Schriften und zwar bis zu den „feinsten Andeutungen des Geistes"; sie nimmt also doch wohl einen höheren Rang ein [2]. Eingeschränkt sieht sie unser Philologe merkwürdigerweise durch die Fülle der ihr zur Verfügung stehenden Hilfsmittel, die schwer eine objektive und der Zeit entsprechende Anwendung zustande kommen ließen. Ganz eigenartig ist schließlich der letzte Unterschied, der zwischen beiden Disziplinen statuiert wird: die Quelle der Kritik ist für Bernhardy das Urteil; sie arbeitet mit dem logischen Vermögen des Verstandes und ist je einseitiger, um so fruchtbarer; indes die Hermeneutik die vereinten Kombinationen der Vernunft spielen läßt. Das erklärt uns das immer wieder begegnende Überwiegen der einen oder anderen Tätigkeit, das eben durch die Naturanlage bedingt sei. In einem etwas anderen Sinn, als es der holländische Philolog gemeint hat und Boeckh es ihm nachsprach, hätte Bernhardy sich auf das

erst auf diese Bemühungen die Kritik der Kunstwerke folgen läßt, die, nach seinen Worten, den Zustand der letzteren, ihre Echtheit und Ursprünglichkeit im Ganzen und in Teilen, ferner die Zeiten, die Mühen, den Wert der Darstellung zu beurteilen sucht. Also eine eigentliche Lehre von der Interpretation der Werke der Kunst im engeren Sinne fehlt.

[3] Enz. S. 58.

[1] Vgl. auch Enz. S. 122 f. [2] Enz. S. 57 f.

Wort berufen können: criticus — et interpres! — non fit, sed nascitur.

Charakteristisch für die hermeneutische Lehre Bernhardys selbst ist die starke Berücksichtigung des „relativen Apriori" in der Interpretation auf der subjektiven und objektiven Seite[1]. Schon in der Geschichte der Hermeneutik sieht er typische Auffassungen zum Ausdruck kommen, je nachdem, wie man und wozu man sich mit den Werken der Alten in den verschiedenen Zeiten befaßt hat: ein Haften am Äußeren, ein Spiel der Wißbegier bis zur wirklichen Vertiefung in die Zusammenhänge, in den Geist eines Dargelegten, bis zum Verlangen „kongenial" zu sein[2]. Das Ideal einer Auslegung mußte sich herausbilden, die zugleich erschöpfend und objektiv ist. Hier liegen neue Schwierigkeiten. Auch Bernhardy anerkennt den Grundsatz von der Identität des Geistes, der so vielfach zur Grundlage der Verstehenslehre gemacht wird[3], aber er bleibt dabei nicht stehen, sondern legt gerade alles Gewicht auf die Erkenntnis der „positiven Formen", d. h. der Modifikationen, die die allgemeine Menschennatur in ihrem Sein und in ihren Hervorbringungen differenzieren. Subjektiv, so sagt Bernhardy, muß die philologische Hermeneutik für Nationen und ihre Zeitalter wie für Individuen und deren Lebensepochen sein. Obgleich er sich hierüber nicht ganz deutlich ausspricht, dürfen wir wohl annehmen, daß er die Differenzierung auf der objektiven und auf der subjektiven Seite korrespondieren läßt. Eine „Normal"-Interpretation gibt es also nicht[4]: jede Zeit muß sich — wie wir im Sinne der modernen Anschauungen etwa sagen könnten — ihr „Bild" schaffen, das abhängig sein wird von den Bedingungen, unter denen sie lebt. Das Verständnis des Früheren und Späteren, der Nationen und der Einzelnen, erscheint außer durch die verschiedenartige Natur noch erschwert durch das Trennende, das die fortschreitende Entwicklung zwischen sie legt. Bernhardy definiert den Sinn der Kunst der Auslegung dahin, daß sie das in seinen Schriften und

[1] Der alte hermeneutische Topos: Zuviel und zuwenig auslegen, dem wir von Chladenius bis Schleiermacher und weiter immer wieder begegnen, wird von Bernhardy a. a. O. S. 78 behandelt.

[2] Enz. S. 72.

[3] Besonders eindrucksvoll in Asts Hermeneutik. Vgl. Das Verstehen I, Kap. I, 1.

[4] Enz. S. 72.

schriftlichen Denkmälern ausgeprägte geistige Dasein des Altertums zu genießen, zur Anschauung zu bringen und in das Selbstbewußtsein zu rufen habe[1]. Ihre Methodik aber soll, vom Kleinsten und Hypothetischen ausgehend und in der Ausscheidung fremden Vorurteils oder halber Meinung geübt, zur eigenen Erkenntnis des Antiken aufsteigen. Nicht nur das letzte und höchste Ziel aller Interpretation also: das vollkommene Verstehen erscheint nach Bernhardy als eine unendliche, niemals zu realisierende Aufgabe, sondern die Auslegung ist in sich noch abgestuft nach dem Grad der ihr erreichbaren „Objektivität". Es gibt eine allgemeine, eine spezielle und eine individuelle Erklärungskunst. Die erstgenannte, die auf die Erkenntnis des Ganzen, hier: des antiken Lebens ausgeht, hält Bernhardy — wir verweisen hier auf unsere Einführung[2] — für die subjektivste. Sie bildet den Schluß aller Interpretation und ist ganz undenkbar a priori, d. h. sie muß auf der breitesten empirischen Basis aufgebaut sein. Die besondere Auslegung läßt Bernhardy ausgehen von der Scheidung der poetischen und prosaischen Überlieferung, sodann aber von der Berücksichtigung der Perioden und Klassen der Darstellung, im Sinne etwa der generischen Interpretation Boeckhs. Das griechische Altertum bietet besonders günstige Möglichkeiten für dieses Verständnis, weil hier die literarischen Formen nach Diktion, Anschauung und Zweck entwickelt, sich stets besonders rein erhalten haben[3]. Da auch die bedeutendsten Individualitäten sich den gegebenen Formen nicht ganz entziehen, steht die dritte Art der Hermeneutik, die individuelle, in enger Verbindung mit der speziellen. Sie hat nach Bernhardy im besonderen die Aufgabe, „den Schriftsteller einsam für sich zu durchforschen, seine Physiognomie durch die Längen, Breiten und Tiefen des menschlichen Daseins zu ermessen und sein Werk als ein künstlerisches aufzulösen"[4]. Dabei ist natürlich zu berücksichtigen, daß keine Persönlichkeit ganz die gleiche bleibt, sondern jede sich wandelt, daß die Produktivität eine sehr verschiedene ist usw. Die philologische Hermeneutik im Ganzen ist so nach Bernhardy, subjektiv, un-

[1] Enz. S. 73. [2] Vgl. Das Verstehen II, Einführung, S. 14.
[3] Enz. S. 75. — Vgl. Das Verstehen I, S. 186, Anm. 2.
[4] Enz. S. 76.

gleichartig, progressiv[1]; sie wird niemals zum vollen Verstehen durchdringen, denn schon ihre höheren Synthesen, wie die Erkenntnis nach der allgemeinen Auslegung, sind stark subjektiv: hier bleibt, wie unser Theoretiker sagt, das gründliche Wägen und Zählen, ein erwünschtes, aber oft unmögliches Geschäft, zurück[2].

Bernhardy unterscheidet jeweils Form und „Material" oder Gehalt an einem auszulegenden Schriftwerk, er erinnert selbst daran, daß man früher von Sprache und Sachlichem gesprochen habe. Je nachdem nun, ob man mehr die erste oder letzteres oder das Zusammenspiel beider im Auge hat, variiert die Auslegung. Bernhardy unterscheidet formale, objektive und synthetische Hermeneutik[3]. Die formale oder grammatische[4] hat den sprachlichen Ausdruck und die Komposition zu untersuchen. Eine besondere Rolle spielt dabei die Erforschung des Sprachgebrauchs in lexikologischer, syntaktischer und rhetorischer Beziehung[5], und zwar die des allgemeinen und des besonderen. Die alte Regel taucht hier wieder auf, daß jeder Autor aus sich selbst und seinem Sprachgebrauch zu verstehen sei. Gerade in dieser Hinsicht ist, wie Bernhardy nicht verfehlt anzumerken, der Subjektivität ein weiter Spielraum gelassen. Die Divination muß hier dem historischen Wissen und Schließen zu Hilfe kommen[6]. Damit sie nicht in Willkür ausarte, müssen Schranken errichtet werden; Bernhardy schlägt darum die Regel vor: der individuelle Sprachgebrauch ist als Gewebe von Altem und Neuem, von Tradition und subjektiver Erfindung zu erklären[7]. Es ist also hier auch das Ineinander von generischer und individueller Interpretation ins Auge gefaßt, das Schleiermacher und Boeckh besonders beschäftigt hat. Mit Recht macht Bernhardy weiter darauf aufmerksam, daß man auch in der individuell-sprachlichen Interpretation noch eine mehr durch die generelle und eine im

[1] Enz. S. 72. [2] Enz. S. 77.

[3] Hier bezieht sich Bernhardy auf F. Ast (Das Verstehen I, Kap. I) (Enz. S. 55 f.; 71).

[4] Enz. S. 79 ff.

[5] Eigentümlicherweise läßt Bernhardy die Besprechung des Verständnisses in hermeneutischer, lexikologischer und historischer Hinsicht auf die Erörterung der allgemeinen und individuellen Auslegung folgen, trotzdem doch wohl jene als Voraussetzung dieser gedacht ist.

[6] Enz. S. 83. [7] Enz. S. 84.

engeren Sinn individuelle Interessen bestimmte Auslegung üben könne. Die erstere sieht das einzelne Produkt im Zusammenhang mit anderen, die ihm folgen oder vorausgehen, achtet auf seine Schicksale und zieht diese zur Erläuterung heran: die Kategorien des Klassischen, der Paraphrase, des Kommentars, der Epitome usw. werden so berücksichtigt. Die im engeren Sinn individuelle Auslegung wird von Bernhardy nicht befriedigend charakterisiert. Er gleitet hier wieder zum Generellen zurück: der Kontext der Rede sei entscheidend. Dabei wird vor allem der Unterschied von Prosa und Poesie und die Einordnung in die einzelnen literarischen Formen ins Auge gefaßt. — Das sind im Ganzen genommen die Methoden der formalen Hermeneutik.

Die objektive, die Sacherklärung, will Bernhardy nicht hinter der formalen zurückgesetzt wissen. Er gliedert die zu interpretierenden Quellen in mittelbare und unmittelbare: wie die ersteren, zu denen etwa mathematische und medizinische Autoren, Münzen usw. zu rechnen sind, nach der Meinung unseres Philologen kaum der grammatischen, sondern vorwiegend der realen Erklärung bedürfen, so ist bei den letzteren, in erster Linie bei den Autoren, bei denen das Stoffliche im Vordergrund steht, wie bei Philosophen, Historikern und Geographen, die Sachkenntnis entscheidend; daneben gibt es dann Schriftsteller, die unter dem Gesichtspunkt des sachlichen Interesses wichtig sind, ohne die Form ganz zu vernachlässigen, wie etwa Ranke und die nichtklassischen Historiker, während die Zahl der Werke, die formal und inhaltlich gleich vollkommen und daher im gleichen Maß der zwiefachen Auslegungsweise bedürftig sind, nicht sehr groß ist. Plato und Tacitus nennt Bernhardy als Beispiele für die letztere Gruppe. Die Realinterpretation richtet sich in ihrem methodischen Aufbau nach dem Vorbild der historischen Kritik.

Dies geschichtliche Verständnis, das also auch einen Teil der Realinterpretation ausmacht, läßt Bernhardy sich folgendermaßen entwickeln[1]: Die Erforschung der Quellen geht voran — sie zerfallen in unmittelbare und mittelbare —, die Verarbeitung der Resultate dieser Erforschung und die Anordnung zu einem sinnvollen Zusammenhang folgt darauf. Das hypothetische Ergebnis gilt es nun zu rektifizieren durch Prü-

[1] Enz. S. 294 f.

fung der Glaubwürdigkeit der Autoren, ihrer allgemeinen Einstellung und Tendenz, des Einflusses ihrer Zeit und der literarischen Formen, in denen ihre Werke erscheinen. Es soll, wie Bernhardy sagt[1], in der Erwägung der historischen Glaubwürdigkeit nicht nur die Subjektivität der einzelnen Autoren in Betracht kommen, sondern auch das Gepräge der Zeitalter und Studien, deren Teilnehmer oder Repräsentant ein Geschichtsschreiber ist. Nach Würdigung der Berichte und Prüfung der Zeugen hat die höhere Kombination zu erfolgen, die Bernhardy ausdrücklich dem Verfahren gleichsetzt, das der Philologe für die Deutung und Entwicklung seiner Texte ausbildet. Hier berührt sich also einmal die historische und philologische Theorie des Verstehens, ohne daß übrigens unser Autor sich über Stand und Entwicklung dieser Fragestellung in der historischen Wissenschaft äußerte. Er kennt die Historik der Zeit ebensowenig wie diese auf die philologische Theorie Rücksicht nimmt. Damit nun die Kombination nicht zu Willkür und Subjektivismen führe, läßt Bernhardy hier die historische Kritik eintreten, deren Fundament er durch Niebuhr gelegt sieht[2]. Sie vermag in indirekter Kombination auch Schlüsse aus den Lücken, dem Stillschweigen, den Widersprüchen der Tradition zu ziehen, ohne daß übrigens eine letzte Objektivität erreichbar erscheint.

Man sieht also: die Philologie macht in der Realinterpretation eine Anleihe bei der geschichtlichen Theorie des Verstehens, die in ihrem Aufbau nach Bernhardy eine Verwandschaft zu der philologischen aufweist. Die Realinterpretation selbst gliedert sich in die doppelte Aufgabe der chronologischen und der psychologischen Erforschung des Realen. Die chronologische Auslegung untersucht das vorliegende Werk auf den Zusammenhang im Hinblick auf früher und später, analysiert seine Quellen und studiert die Einwirkung, die es geübt hat. Ergänzend tritt dazu die Prüfung der Berichte nach ihrer inneren Glaubwürdigkeit, die mehr oder weniger ergiebig sein wird je nach der Natur ihres Inhalts: die psychologische Aufklärung leistet sie. Die Realienforschung besitzt im übrigen für die Interpretation der Dichter nicht dieselbe Wichtigkeit wie etwa für die wissenschaftlicher

[1] Enz. S. 295.
[2] Enz. S. 292. Vgl. oben Abschn. I, bes. die Einleitung.

Werke — so gewiß sie bei den, viel Welt in ihre Kunst einbeziehenden Schriftstellern unentbehrlich sein wird. Die einzelnen literarischen Gattungen sind in verschiedenem Maß der Realerklärung bedürftig und zugänglich. Die dramatische Richtung erfordert sie besonders und daß die alexandrinische Literatur, die so gern ein Höchstmaß von realen Kenntnissen zur Verwendung gelangen ließ, einen fruchtbaren Boden für sie abgeben muß, ist selbstverständlich. Bernhardy knüpft an die Besprechung dieser Auslegungsweise einen sehr kurzen Hinweis auf die gelegentlich zu verwendende allegorische Methode an.

Nicht recht einheitlich ist der Aufgabenkreis, den Bernhardy nun der dritten Auslegungsstufe: der von ihm sogenannten synthetischen Hermeneutik zuweist. Nach seiner Definition hat sie „den geistigen Kern und die Einheit der Form wie des Realen in jeder Schrift aufzusuchen, ihren individuellen Zweck aus der sittlichen Tätigkeit und dem Kunstvermögen[1] eines Autors zu entwickeln und demnächst ihren Rang und Anspruch auf heutige Geltung und Genießbarkeit anzudeuten“[2]. Also ein normatives Moment verbindet sich hier mit der hermeneutischen Bemühung. Ganz klar hat Bernhardy seine Anschauungen hierüber nicht entwickelt, aber soviel wird deutlich, daß diese letzte und höchste Art der Interpretation die beiden andern zu verbinden und in einer höheren Einheit aufzuheben trachten soll. Wir dürften Bernhardys Meinung wohl treffen, wenn wir sagen, daß diese Auslegung also Form und Gehalt eines Werkes aus dem Altertum in ihrem Zusammenhang aufzufassen und sie damit an dem Ideal zu messen habe, das die antike Ästhetik selbst aufstellte[3]. Zugleich hat sie das Werk in Beziehung zu setzen zu dem inneren Wesen der betreffenden Zeit und Nation, aus deren

[1] Enz. S. 166 weist Bernhardy auf das Fehlen einer Theorie der künstlerischen Darstellung hin, durch die sich die Technik und die Eigentümlichkeit der alten Produktionen verstehen und beurteilen lasse; wir sahen früher, wie deutlich Schleiermacher, im Zusammenhang mit gewissen Anregungen der romantischen Denker und Dichter, auf eine solche Theorie hinarbeitet, die auch Humboldt vorschwebte und für die Droysen einige Grundsätze aufgestellt hat. Von allen Seiten sahen sich die Hermeneutiker also zu diesem Postulat geführt, bei dessen Erfüllung ihnen Ästhetik und Literaturwissenschaft wichtige Dienste zu leisten hätten. Vgl. unten Abschnitt B.

[2] Enz. S. 105. [3] Enz. S. 105.

Gesinnung heraus sie den Zweck derselben ergründen soll. Der Zusammenhang ist schließlich aber auch herzustellen zwischen den einzelnen Werken, bzw. den Resten einer bestimmten Persönlichkeit; es gilt für die synthetische Hermeneutik, wie Bernhardy sagt, „jene zerstreuten Erzeugnisse wie Strahlen in einen gemeinsamen Mittelpunkt zu sammeln und aus einem hellen Bild der Eigentümlichkeiten, der Richtungen, des Kunstvermögens, woran jedes Individuum Teil hatte, die vorhandenen Denkmäler zu erklären und zu prüfen“ [1]. Gerade hier zeigt sich dann auch die Unendlichkeit der Aufgabe, die Bernhardy, seiner hermeneutischen Grundauffassung entsprechend, besonders deutlich vor Augen steht. Es darf aber befremden, daß unser Autor in diesem Zusammenhang von der Wandelbarkeit und Entwicklung auch der schöpferischen Persönlichkeit spricht — ein Gesichtspunkt, den wir bei der Erörterung der psychologischen Seite der Auslegung, also bei der Realinterpretation erwartet hätten. Auch hierbei betont Bernhardy das normative Moment, insofern er einschärft, der Interpret dürfe eben nicht die Werke eines Autors nach „einerlei“ Norm messen, sondern müsse die Stadien der Entwicklung berücksichtigen und aus ihnen heraus die Objektivationen zu verstehen suchen. Schließlich wird zur synthetischen Hermeneutik auch die Forschung nach Plan und Verfassung einer Schrift gerechnet [2], also Aufgaben, die Schleiermacher der technischen, Boeckh der generischen Interpretation zurechnete. Die einzelnen literarischen Formen — wieder der normative Gesichtspunkt — verlangen ein bestimmtes ideales Verhältnis der „Verteilung“, eine bestimmte Einstellung zum Objekt; die synthetische Interpretation sucht die Ökonomie des Ganzen zu erkennen, alles Technische muß sie unter diesem Gesichtspunkt betrachten. Wir spüren die Wirkung Schleiermachers und Boeckhs in den Worten, mit denen Bernhardy die Aufgabe dieser Auslegungsart bestimmt: „hier müssen wir in die Werkstätte der Autoren zurückkehren, den Stoff, den sie vorfanden, in seine rohen Elemente auflösen, die Form aber und Einkleidung aus dem individuellen Talente, dem Stil der Redegattung und den wechselnden Bedingungen des Objekts, des Ortes und der Zeit herleiten“ [3]. Man versteht, was unserm Philologen bei der Konzeption dieser synthetischen Hermeneutik vorschwebte, aber man wird urteilen müssen, daß es ihm nicht ge-

[1] Enz. S. 107. [2] Enz. S. 109. [3] Enz. S. 110.

lungen ist, den Aufgabenbereich und die Methode dieser höchsten Auslegungsart deutlich zu machen. Eine gewisse Unbestimmtheit, die nicht nur mangelnde Präzision des Ausdrucks ist, sondern ein gewisses Unvermögen zu schärferen begrifflichen Scheidungen und Bestimmungen, ist ja charakteristisch für die gesamte hermeneutische Theorie Bernhardys, die wir hier in den Grundzügen darzustellen uns bemüht haben [1].

2. Die hermeneutischen Lehren Reichardts.

Die Enzyklopädie Bernhardys, der mindestens das eine Verdienst nicht abzusprechen ist, daß sie das Interesse an den Problemen der Hermeneutik in der Philologie lebendig erhielt zu einer Zeit, in der das monumentale Werk Boeckhs noch nicht der Öffentlichkeit übergeben war und nur einige Äußerungen des Meisters zur Theorie der philologischen Interpretation bekannt waren, ist nicht ohne Widerspruch geblieben [2]. Im Jahre 1846 erschien eine Untersuchung über die Gliede-

[1] 1835 erschien unter Bezugnahme auf Bernhardy aus dem Nachlaß von August Matthiä eine von seinem Sohn hrsg. Kurze Enzykl. und Methodol. d. Philologie, die ausgehend von der Definition der Philologie als Wissenschaft, von der Erklärung und Berichtigung der Schriften der Alten (S. 3) und der Überzeugung Ausdruck gebend, daß demnach für den echten Philologen Kritik und Hermeneutik, Sprach- und Sachkenntnisse von gleicher Wichtigkeit seien (S. 9), eine Darlegung des „theoretischen" Teils (Sprach- und Altertumskunde) der des „praktischen" mit ausführlichen Erörterungen über Hermeneutik (§§ 35 ff.) folgen ließ. Matthiä unterscheidet lexikalisch-grammatische, historisch-antiquarische und ästhetische Interpretation (S. 114) und gibt zu allen drei Arten stark aufs Didaktische abgestellte Anweisungen. Über Kritik und Hermeneutik vgl. § 34, über Verstehen und Erklären § 42 f. — Im gleichen Jahr (1834) legte S. F. W. Hoffmann ein umfangreiches Lehrbuch Die Altertumswiss. vor, das, stark durch Wolf bestimmt, eine eingehende Erörterung des Begriffs der Wissenschaft vornimmt, und den „Grundwissenschaften" (Grammatik, Hermeneutik, Kritik) längere Abschnitte widmet. In seiner Bestimmung der Herm. (S. 76 ff.) ist deutlich der Einfluß Asts bemerkbar, dem er bei der Gliederung in grammatische, historische (reale) u. ästhet. (geistige) Interpretation folgt (a. a. S. 78). Auch sonst gibt H. reichliche Auseinandersetzungen mit der Forschung und Nachweise über die Entwicklung der philolog. Hermeneutik.

[2] Nicht uninteressant, aber ohne Bezug auf vorangegangene und gleichzeitige Erörterungen über das Thema von philologischer und nicht-philologischer Seite ist die Disputatio de interpretationis natura et notione, die dem Breslauer Index lectionum von 1834 vorgedruckt ist.

rung der Philologie, deren Verfasser, Hans Reichardt, zwar nicht selbst eine eigene hermeneutische Lehre vortrug, sich aber kritisch mit der Auslegungstheorie Wolfs, Bernhardys und, soweit sie bekannt war, Boeckhs auseinandersetzte[1]. Wir haben dieser Schrift deshalb kurz unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden[2]. Sie erklärt selbst ihr Erscheinen mit der Tatsache, daß die Geschichte „dieser Seite der Philologie", d. h. der Prinzipienlehre, seit Wolf, der den Grund zu ihr gelegt[3], eine rückschreitende sei[4]. Boeckh, so meint der Kritiker Reichardt, habe Fortschritte gebracht, aber seine Ansichten nur zerstreut ausgesprochen — sie seien wenig beachtet worden. Er hat darum zunächst einmal die Lehren dieses Mannes zusammengefaßt, ist aber der Überzeugung, daß es möglich sei, über die Boeckhsche Theorie noch hinauszugelangen. Reichardt äußert sich sehr temperamentvoll über die Unbelehrbarkeit seiner Fachgenossen, er zitiert Boeckhs Wort, die meisten, welche sich mit dem Studium des Altertums beschäftigten, hätten kaum einen Begriff von dem inneren Zusammenhange der verschiedenen Teile desselben und von dem Wesen und Leben der dabei in Anwendung kommenden Tätigkeiten, sie zeigten eine nicht geringe Unfähigkeit, Begriffe zu bilden und einen so auffallenden Mangel an Bewußtsein von ihrer eigenen, mit ausgezeichnetem Glück geübten Tätigkeit; er findet dieses Mißverhältnis immer größer geworden und weist darauf hin, wie mangelhaft alle über die grammatische und kritische Technik hinausgehende Besinnung hier beschaffen sei[5]. Seine Darlegungen über diesen Punkt sind heute noch interessant und lesenswert, so wenn von der „Begriffslosigkeit" die Rede ist, davon, daß die Forscher, die für die Aufhellung sprachlicher Einzelheiten eines Schriftstellers viel getan hätten, vielfach die Fähigkeit entbehrten, ihre Einzelbetrachtungen auf eine allgemeine Charakteristik der schriftstellerischen Individualität derselben zurückzuführen. Aber auch gegen die andern wendet sich unser Kritiker, die die Philologie zur Universalwissenschaft machen wollen und

[1] Die Gliederung der Philologie 1846, S. 106 ff.

[2] Boeckh selbst hat diese Arbeit vortrefflich genannt und ihr das schmeichelhafte Zeugnis ausgestellt, daß sie voll philologischen und philosophischen Geistes sei (Enz. S. 67).

[3] Gliederung S. 1. [4] Ebenda Vorw. S. III. [5] Gliederung S. V.

sie ganz allgemein als historische Erforschung des Geistes definieren, so daß die Unterschiede zwischen ihr und der Universalgeschichte und der Philosophie der Geschichte ganz verwischt werden. Sie möchte Reichardt auf ihrer hohen Warte, wie er sagt, an das irdische Maß aller Dinge erinnern [1].

Er selbst betont, daß er nicht von einem allgemeinen Begriff der Philologie ausgehe, um von diesem her dann weiter zu deduzieren, sondern er will den historischen Weg wählen, aus ihrem Werden ihren Begriff zu entnehmen suchen [2]. Erst in ihrer Entwicklung, so meint Reichardt, kann eine Wissenschaft ihren Begriff deutlich herausstellen [3].

Im Gegensatz zu der Gliederung der Philologie in zwei Teile, einen formalen und einen materialen, wie sie Boeckh vorschwebte [4], will Reichardt eine Dreigliederung setzen: das von den formalen Disziplinen, Hermeneutik und Kritik, zu Bearbeitende ist ihm nicht das Materiale im Sinne Boeckhs: also die antike Kultur, sondern erst der Stoff, aus dem dieses mit Hilfe der formalen Wissenschaften erschlossen zu werden hat: die Reste des Altertums, seine Denkmäler; sie sind, nach Reichardt, das Objektive, das uns vorliegt, bei ihnen setzt die Erkenntnisarbeit ein [5]. So bauen sich also übereinander: Denkmälerkunde [6], Hermeneutik und Kritik und Altertumswissenschaft [7]. Gegen Boeckh und Levezow, den

[1] Ebenda S. VII. Bekanntlich hat später Usener in seiner bekannten Rede wieder die Philologie in den nächsten Zusammenhang mit der Geschichtswissenschaft gebracht, als deren grundlegende Methode er sie ansehen wollte (Phil. u. Gesch.-Wiss. S. 30.)

[2] Gliederung S. IV. Darin stimmt, wie wir noch sehen werden, Fr. Haase in seiner Grundlegung mit Reichardt überein. Es darf vielleicht in diesem Zusammenhang an ein Wort von Heeren erinnert werden in seiner Geschichte der (älteren) Philologie: „Jeder Anfänger in einer Wissenschaft bedarf einer Methodologie, allein es gibt meines Erachtens keine bessere Methodologie als die Geschichte jeder Wissenschaft" (Gesch. d. Künste u. Wiss. Philol. 1797, S. VII).

[3] Vgl. Gliederung S. 92 ff. in Auseinandersetzung mit Creuzers (s. u. S. 301, Anm. 3) dialektischer Konstruktion der Geschichte der Philologie.

[4] Vgl. Auseinandersetzung mit den Theorien von Wolf und Bernhardy am Schluß von Reichardts Schrift (S. 106 ff.)

[5] Gliederung S. 3 f.

[6] Reichardt übernimmt den Ausdruck von Levezow (s. u. Abschn. B).

[7] Gliederung S. 10, vgl. S. 32 ff. Aus dem ersten soll mittels des zweiten der dritte Teil der ganzen Wissenschaft hervorgebracht werden. Auch hierzu kritisiert Reichardt die Anordnungsprinzipien Bernhardys,

Theoretiker der archäologischen Hermeneutik[1], die die formalen Disziplinen an den Anfang stellen, wendet ihr Kritiker ein, diese Tätigkeiten müßten ja ein Material haben, an dem sie arbeiten könnten, und das sind eben die Denkmäler[2]. Sie aus der Zufälligkeit der Überlieferung heraus wieder in den Zusammenhang des Lebens, aus dem sie stammten, zurückzuversetzen, diesen wenn schon nicht in realer, so in geistiger Form wieder herzustellen, ist die Aufgabe[3]. Ohne Gegenstand der Erklärung, meint Reichardt jedenfalls, kann kein Bedürfnis nach einer solchen sich fühlbar machen. Uns interessiert hier jedenfalls zunächst nur die Auffassung und Gliederung der formalen Disziplinen, Hermeneutik und Kritik[4]. Diese beiden nämlich stellen das Organon der formalen Betätigung dar; mit Unrecht haben Wolf, Boeckh und Bernhardy noch die Grammatik, Metrik, Theorie der Komposition, Ästhetik, kurz allerlei Wissenszweige dazurechnen wollen, die unser Kritiker daraus ausschließen und in die eigentliche Al-

O. Müllers, Wolfs und Boeckhs. Es gilt nach ihm dahinzustreben, jeweils „die ganze Summe der Offenbarungsformen, in deren Verzweigung sich der Volksgeist... realisiert" beisammen zu haben (S. 68). Wie Boeckh bestimmt Reichardt als Aufgabe des Philologen, statt wie der Historiker der Länge nach, die Hauptlinien der Breite nach zu ziehen (S. 69). Über „Altertumswiss. u. Philologie" S. 99 f.

[1] Siehe unten S. 295 ff.

[2] Boeckh, so meint Reichardt (a. a. O. S. 5—10) habe der Literaturgeschichte vieles von dem zugewiesen, was der Denkmälerkunde zufallen müsse. Wie jene sich zu den schriftlichen Denkmälern verhält, so verhält sich die Kunstgeschichte zu den Kunstdenkmälern (S. 10).

Die Denkmäler werden von Reichardt — Einteilungsgrund ist die Form der äußeren Erscheinung — eingeteilt in 1. schriftliche Werke, 2. bildliche Werke, 3. Überbleibsel gemischter Art. Die ersteren zerfallen nach demselben Kriterium wieder in Poesie und Prosa, die bildlichen in Architektur, Plastik und Graphik, für die Einteilung der übrigen soll der geographische verbunden mit dem chronologischen Gesichtspunkt als maßgebend gelten und dazu die Einteilung nach den Lebensgebieten treten, auf die sich der Inhalt bezieht.

Scharfe Kritik von Bernhardys Einordnung der Kunst unter die „Beiwerke" Glied. S. 119 ff.

[3] Gliederung S. 33. Reichardt wendet sich scharf gegen diejenigen, die in der Auslegung der Quellen schon die Aufgabe der Philologie gelöst sehen: „Kein Historiker meint, die Kenntnis und Erklärung der histor. Quellen sei schon Geschichtsschreibung ..."

[4] Vgl. bes. Gliederung S. 13 ff.

tertumswissenschaft eingereiht sehen will. Ein gewisses Maß von Vorkenntnissen, besonders grammatischer Natur, der Sprache (wie der Buchstaben, so auch der Bilder) überhaupt, sind freilich notwendig für die Übung der hermeneutischen und kritischen Tätigkeit, aber dieser Zirkel berührt, wie Reichardt sagt, nicht die Wissenschaft, sondern lediglich das Verhältnis der Schule zu ihr[1].

Der formale Teil der Philologie erfährt aber nun durch unsern Kritiker noch eine weitere Reduktion. Es bleibt eigentlich nur mehr die Hermeneutik. Reichardt will übrigens unter diesem Namen sowohl die Auslegung selbst wie ihre Theorie verstehen, wie dies ja auch bei der Kritik geschehe[2]. Er will Hermeneutik und Kritik als zwei Seiten der gleichen Tätigkeit betrachten. Dabei geht unser Philologe von dem Begriff des Verstehens aus. Er definiert das Verstehen in eigentümlicher Weise, nämlich als: die Vergleichung der alten Denkmäler oder ihrer Teile untereinander. „Wenn ich bei dieser Vergleichung finde, die Denkmäler oder ihre Teile passen zusammen, so heißt das: ich verstehe sie“ [3]. Das erstere ist der objektive, der kritische, das letztere der subjektive, hermeneutische Ausdruck für die gleiche Betätigung. Reichardt unterscheidet nämlich zwei Arten von Kritik, eine absolute oder doktrinelle, in der der Kritiker sein Objekt an einer, von außen an es herangebrachten Idee mißt, und eine relative oder philologisch-historische, in der er nicht „über“, sondern „in“ dem Objekt steht, wie Reichardt sehr anschaulich sagt. Diese letztere, immanente Kritik ist für ihn Verstehen; alles Verstehen ist Verstehen eines Zusammenhanges. Man sollte also aus der hermeneutischen und der kritischen Tätigkeit nicht zwei getrennte Disziplinen machen; — daß sie parallel gebaut sind, zeigen die Theorien von Wolf und Boeckh, — Reichardt will sie als einen nicht völlig explizierten Schluß auffassen, in dem die hermeneutische Betätigung Anfang und Ende darstellte, beide Erkennensweisen Glieder desselben geistigen Prozesses seien. Während die Hermeneutik mit Notwendigkeit durch die Natur der Sache erfordert wird, verdankt nach Reichardt die Kritik ihre Existenz, die also eine zufällige ist, der empirischen Unvollkommenheit, daß das Vergangene uns

[1] Gliederung S. 18. [2] Ebd. S. 19.
[3] Gliederung S. 20.

nur vermittelt zugänglich wird, eine Tatsache, die wir übrigens auch in der Verstehenslehre Droysens eine Rolle spielen sahen, nur daß Droysen nicht, wie unser Philologe, darin ein Zufälliges sieht[1]. Daß man von kritischem Verstehen spricht, nicht aber von verstehender Kritik, ist schon ein Hinweis auf die im Grunde führende Rolle der Auslegung[2]. Darum ist nicht daran zu denken, wie manche wollen, die Kritik als das Höhere auf die Hermeneutik folgen zu lassen, denn wenn verstanden ist, fragt Reichardt, wozu dann noch Kritik? In einer interessanten Definition wird diese Meinung zusammengefaßt: „Die Philologie vielmehr, wie jede historische Wissenschaft, untersucht nur, wie beschaffen ihr Objekt gewesen ist, nicht, wie beschaffen es sein soll: ihre Kritik ist, das Altertum aus dem Altertum zu beurteilen, dies heißt aber nichts weiter als: das Altertum verstehen“[3]. — Die Kritik ist ein Moment der Hermeneutik[4].

Man sieht also: der Begriff des Verstehens rückt hier in das Zentrum der philologischen Prinzipienlehre. Aber es darf bezweifelt werden, ob die Fassung, die er hier erhält, seinem Wesen entspricht. So gewiß für das Verstehen das Erfassen eines Zusammenhanges bedeutungsvoll ist, so problematisch ist die von Reichardt vertretene Ineinssetzung von Hermeneutik und Kritik.

Bezüglich der Gliederung und Einteilung der Interpretation begnügt sich Reichardt mit einer Kritik der Theorien Schleiermachers, Wolfs und Boeckhs, ohne, nach seinem eigenen Geständnis, Besseres bieten zu können. Immerhin ist diese seine Kritik nicht ohne Interesse[5]. Die Einteilung der Auslegungsweisen nach dabei tätigen psychischen Funktionen, die Wolf versuchte mit seiner Zweiteilung von divinatorischer und komparativer Kritik bzw. Hermeneutik, sieht Reichardt durch Schleiermacher widerlegt, der angeblich nachwies, daß das

[1] Gliederung S. 24.

[2] Die kritische Untersuchung wird ebd. S. 22ff. als eines der vielen Mittel zum Verständnis einer Schrift oder der Geschichte bezeichnet.

[3] Gliederung S. 22.

[4] Gliederung S. 23. Vgl. für die moderne Auffassung vom Verhältnis von Hermeneutik und Kritik die im übrigen nicht sehr ergiebige Darstellung von Birt, Kritik u. Herm. (Handb. d. Alt. Wiss. I, 3 1913) S. 8ff.

[5] Vgl. wieder Gliederung S. 108ff.

divinatorische Verfahren aus dem komparativen ableitbar sei, daß beide ihrem Wesen nach „eins seien". Diesem Versuch, aus der Betrachtung der subjektiven Seite im Verstehen einen Einteilungsgrund zu entnehmen, stellt Reichardt diejenigen gegenüber, die ihn aus dem Objekt, dem Gegenstand, in dessen Aneignung ja das Verstehen bestehe, herleiten möchten. Eine Gliederung der Auslegung in grammatische, historische und ästhetische im Hinblick auf Inhalt, Form und Komposition des Werkes, also des Gegenstandes, hatte auch Wolf schon vorgenommen. Boeckh sei ihm, so meint Reichardt, gefolgt, er habe nur die rhetorische Interpretation Wolfs in eine individuale und die Gattungsauslegung untergeteilt. Unserm Kritiker erscheint der Begriff der grammatischen Auslegung[1] zu eng, er will ihn soweit gefaßt wissen, daß auch das ihr bei den nichtsprachlichen Denkmälern Entsprechende darunter falle; umgekehrt ist ihm die generische Betrachtungsart zu weit: ästhetische Kritik gehört nicht mehr in den Rahmen der Altertumswissenschaft; sie muß, wie Reichardt, hierin sich auf Gervinus berufend, ausführt, von der literarhistorischen Arbeit, die auf der generischen Auslegung beruhe, deutlich unterschieden werden, insofern die letztere ihre Werke nicht absolut, nach ihrem Verhältnis zur Idee, mißt, sondern sie relativ, nach ihrem gegenseitigen Verhältnis und aus dem Kulturzusammenhang, aus dem sie hervorgingen, zu verstehen sucht[2]. Im übrigen weist Reichardt Boeckh gegenüber darauf hin, daß die individuelle und generische Betrachtungsweise den übrigen Interpretationsweisen nicht gleichzuordnen wären, da sie sich mit diesen nicht auf der gleichen Ebene befinden[3]. Sprache, Stoff und Komposition sind, nach Reichardt, an sich toter Stoff; erst dadurch, daß die individuelle Schriftstellerpersönlichkeit bei der Ausarbeitung eines Werkes, das dann

[1] Über die Stellung der Sprache in den Äußerungen des Volksgeistes vgl. Gliederung S. 80 ff. Dort energische Abwehr der rein linguistischen Fassung der philol. Aufgabe und Eintreten für die Realienforschung.

[2] Gliederung S. 27. Vgl. oben Einleitung S. 85, Anm. 2.

[3] Reichardt macht zudem darauf aufmerksam, daß die Vierteilung in grammatisch-historische und individuell-generische Auslegung bei Boeckh sich mit der Schleiermacherschen in grammatische und psychologische, wobei erstere als auf das allgemein Gegebene sich beziehend, letztere die spezielle Modifikation berücksichtigend zu denken sei, decke.

einer bestimmten Gattung angehören wird, mit ihnen umgeht, werden sie bestimmt. Die letzten beiden Interpretationsweisen Boeckhs sind also auf Sprache, Inhalt und Stil eines Werkes anzuwenden; anders ausgedrückt: die grammatische, historische und rhetorische Auslegung müssen sowohl generell („allgemein") wie individuell sein. Reichardt bezeichnet die letzteren beiden Hinsichten als Stufen des Verstehens [1].

Die Theorie des Verstehens hat, nach ihm, geirrt, wenn sie erst auf der Subjektseite und dann auf der Objektseite, schließlich — mit Schleiermacher — in einer Kombination beider Aspekte einen Einteilungsgrund für die Weisen der hermeneutischen Operation hat finden wollen. Sie hätte, so will es unser Philologe, vielmehr von einer Analyse der Tätigkeit des Verstehens selbst ausgehen sollen, das weder rein subjektive, produzierende Tätigkeit sei, wie die erste der obenbesprochenen Lehren annehme, noch passives Aufnehmen, wie die zweite glaube, sondern das ein Mittleres darstelle zwischen beiden. Weiter ist Reichardt selbst aber nicht mehr gelangt.

3. Die hermeneutischen Lehren Fr. W. Ritschls.

Unter den hervorragenden Philologen des 19. Jahrhunderts ist Fr. W. Ritschl [2] eine der interessantesten Persönlichkeiten. Die Geschichte seiner Wissenschaft hat ihm im Hinblick auf seine persönliche Leistung und auf seine Wirkung immer einen höchst ehrenvollen Platz angewiesen [3]. Auch in der Geschichte der Hermeneutik darf der Name des großen Plautusforschers, des Lehrers eines ganzen Geschlechtes [4] nicht

[1] Gliederung S. 28.

[2] Friedr. Wilh. Ritschl (1806—1876), Schüler G. Hermanns, Ed. Meiers und Reisigs wirkte in Halle und Breslau, dann vor allem in Bonn (1859) und Leipzig (1864). Auf dem Gebiet der Forschung hat er vor allem Grammatik, Metrik und kritische Behandlung der Poesie, aber auch die Realia gepflegt, daneben hat sich Ritschl als hervorragender Organisator bewährt. Für alles Biographische vgl. Ribbeck, F. W. R. Ein Beitrag zur Gesch. der Philologie 1879, ders. ADB. 28, S. 653 ff. u. Reden u. Vorträge 1899, S. 287 f.

[3] Bursian, Gesch. der klass. Philologie in Deutschland 1883 II, S. 812 ff. Wilamowitz, Gesch. der Philol. (Einl. in d. Abt. Wiss. I), S. 60 ff., Wachsmuth in Fr. R.s Kl. phil. Schr. III, S. X ff.

[4] Aus den Listen der Seminarmitglieder: G. Curtius, H. Brunn, A. Schleicher, J. Bernays, O. Ribbeck, H. Usener, H. Schuchardt, F. Blaß,

fehlen, denn dieser Schüler Hermanns und Bewunderer Boeckhs [1] hat der Theorie der Interpretation immer eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Leider, leider besitzen wir seine Vorlesungen über Methodologie und Enzyklopädie der Philologie, die Ritschl, der Tradition seines Meisters folgend, verschiedentlich vorgetragen hat [2], und deren großer Reichtum an Gesichtspunkten von verschiedenen Seiten her bezeugt wird [3] nicht in gedruckter Form [4]. Es ist ja auch nicht anders denkbar, als daß hier, wo ein origineller Kopf, eine durchaus eigenartige und ausgeprägte Persönlichkeit von besonderem Format, in der besten und vielseitigsten Tradition stehend [5], sich über die prinzipiellen Probleme einer Tätigkeit äußerte, in der er immer das Zentralanliegen der Philologen gesehen hat, eine Konzeption von großer Tragweite und von hohem Wert entstehen mußte [6]. Wir sind heute, wenn wir uns ein Bild von den hermeneutischen Lehren Fr. W. Ritschls machen wollen, auf wenige zusammenhängende Ausführungen [7] und

A. Ritschl, Ed. Sievers, A. Trendelenburg, E. Rohde, F. Nietzsche, W. Roscher, O. Crusius.

[1] Über das Verhältnis Ritschls zu beiden und die Auseinandersetzung der Schulen vgl. Ribbeck, a. a. O. I, S. 21 ff, 328, II, 173. Das Verstehen I, Kap. III, bes. S. 193, Anm. 1, S. 47 u. 81. — Bei Hermann hörte R. schon in Leipzig, Boeckhs Auffassung lernte er zuerst durch Ed. Meier in Halle kennen, der ihn an Boeckh selbst empfahl. (Vgl. M. Hoffmann, A. Boeckh 1901, S. 398 ff.) — Abdruck der von Ritschl verfaßten Inschrift der Weihetafel der Philol.-Versammlung: 1840 an Hermann, 1857 an Boeckh: Opusc. V, p. 705 f., 706 f. Vgl. Usener, Philologie u. Geschichtswiss. S. 21 f.

[2] Erstes Auftauchen des Planes (Breslau): Ribbeck, a. a. O. I, S. 123 u. 327, die weitere Ausarbeitung der 1831/32 zuerst vorgetragenen Gedanken zu dem für Brockhaus' Lexikon gefertigten (Opusc. V abgedr.) Artikel „Philologie" und Pläne weiterer Ausgestaltung: Ribbeck I, S. 131 ff., 141. Erneuerter und erweiterter Vortrag: 1838 (Ribbeck I, S. 243 ff.), 1845 u. ö., auch noch in Leipzig.

[3] So mündlich dem Verf. von Prof. R. Heinze.

[4] Meine Nachforschungen nach diesen Kollegheften blieben zu meinem Bedauern ergebnislos. Prof. R. Wachsmuth teilte mir mit, daß sie sich unter den Papieren R.s jetzt nicht mehr befinden.

[5] Ritschl hat seiner Verehrung für W. v. Humboldt in einer seiner lat. Reden beredten Ausdruck gegeben (1843; Opusc. V, p. 654 ff.). Ebd. ein Lob Boeckhs dazu.

[6] Vgl. die eigenen Bemerkungen Ritschls über die „individuelle Farbe" seiner Vorträge bei Ribbeck, a. a. O. I, S. 327.

[7] Vor allem: Kl. Philol. Schriften (Opuscula Philologica) V 1879, bes. I, II, IV.

auf die einschlägigen Partien der großen Biographie seines Schülers Ribbeck[1] angewiesen.

Früh schon hat Ritschl seine Anschauungen über die Aufgabe der klassischen Philologie und die Stellung ihrer Disziplinen im Rahmen der Altertumswissenschaft im Zusammenhang vorgetragen[2]. Ganz im Sinne Boeckhs faßt er sie als Teil der — allgemeinen — Geschichte[3], als Wissenschaft vom Menschengeist im Gegensatz zur Wissenschaft von der Natur[4]; ihr Ziel ist die Reproduktion des Lebens des klassischen Altertums durch Anschauung und Kenntnis aller seiner Äußerungen.

Eine gewaltige Aufgabe. Ritschl, dem nichts verhaßter war, als Allgemeinorientierung ohne Kenntnis des Einzelnen, betont, was vom Philologen gefordert werden müsse: „Man kann nicht alles zusammen wissen und treiben. Man soll von Allem wissen; im rechten Sinne. Auf die Einzelheiten kömmt's gar nicht an; aber des Zusammenhanges mit dem Ganzen soll sich Jeder bei seinen besonderen Hauptbestrebungen, auf die er sich freilich zu konzentrieren hat, bewußt bleiben: allgemeine Kenntnis des Wesens der Wissenschaft, des Standpunktes der Gegenwart, der Richtungen der Zeit ist not-

[1] Dankenswert sind besonders die ausführlichen Auszüge aus Briefen, Vorlesungen usw., die Ribbeck mitteilt.

[2] Ribbeck I, a. a. O. S. 85 f.

[3] Über Einwände gegen diese Fassung („Imperialismus" der Philologie) und ihre Widerlegung in der Enzyklopädie-Vorlesung 1835 vgl. Ribbeck, a. a. O. S. 133 u. 330. Ritschl war der Meinung, die Philologie könne mit der Einreihung in die Geschichte ganz wohl zufrieden sein, wenn sie nur einen wesentlichen, integrierenden Teil derselben darstelle, der aber in sich abgeschlossen und dadurch relativ selbständig sei. Als Teil der Universalgeschichte kann die Philologie erscheinen, weil das Altertum ja eben eine der Hauptstufen des allgemeinen Entwicklungsgangs der Menschenbildung überhaupt darstellt (Opusc. V, S. 10 f.).

Die Philologie strebt zwar nach „dereinstiger Vermählung mit der Historie", solange indessen „Menschen Menschen sind", werden sich die Tätigkeiten relativ sondern (Opusc. V, S. 75 und Ribbeck, a. a. O. II, S. 278).

[4] Ribbeck, a. a. O. I, S. 330. Die Verwandtschaft mit Droysen tritt hier deutlich hervor (vgl. oben Kap. II, S. 160). — Im übrigen wendet sich Ritschl in einer interessanten lateinischen Rede über den Vergleich (Opusc. V, p. 644 ff.) gegen das Ausspielen einer Wissenschaft(s-gruppe) gegen die andere („detestamur et abominamur ambitiosas illas insolentesque contentiones . ."), also der Geistes- und der Natur-, der philosophischen und der historischen Wissenschaften. Gegen den Primat der Theologie ebd. p. 651 f.

wendig“[1]. Vor allem unter didaktischem Gesichtspunkt fordert Ritschl eine Gesamtübersicht über die philologische Wissenschaft, an der es infolge ihrer späten Entwicklung zur Selbstständigkeit fehle. Er hat die Umrisse dieser Entwicklung skizziert[2]. Auf die Bedeutung und Grenzen der Studien, die seit dem 14. Jahrhundert ununterbrochen in Europa gepflegt worden sind, ist nach ihm vor der neuesten Zeit nicht recht reflektiert worden. Zuerst aus Stoffhunger: Polyhistorie; dann Kritik, vor allem seit Bentley; Vereinzelung und Spezialisierung, damit Vorherrschen des Sprachstudiums, der „grammatischen Gelehrsamkeit“ bis zu Hermann; Heynes Verdienst sieht Ritschl in seinem Streben nach Zusammenfassung und Beziehung der Altertumsstudien auf Leben und eigene Bildung. Die Folge solcher für die deutsche Philologie charakteristischen Tendenz auf die Erfassung des Altertums in seiner Totalität sei das Überwiegen des Antiquarischen, wie Ritschl es in der Boeckhschen Schule im Gegensatz zu Hermanns Sprachphilologie sieht[3]. Er meint, das Gleichgewicht der Gegensätze[4] sei am fruchtbarsten von F. A. Wolf versucht worden, der ihm deshalb als „der Repräsentant der deutschen Philologie“ gilt.

Als Aufgabe der deutschen Philologie kann also formuliert werden: das Zusammenfassen des bisher in individueller Gestaltung zerstreuten Mannigfaltigen zur objektiven Einheit und die eigentliche Belebung und Beseelung der toten, vorher nur durch sondernde Verstandeskritik gesichteten Stoffmasse mittels der durchdringenden Idee[5].

Reflexion auf die Stellung, die der Philologie als einem abgeschlossenen Ganzen im Zusammenhang der Wissenschaft angewiesen wird, läßt drei Richtungen erkennen, die ihre Einheit und Selbständigkeit auf verschiedene Weise begründen[6].

[1] Ribbeck, a. a. O. I, S. 244 f. Vgl. Opusc. IV, S. II f.

[2] Opusc. V. Über die neueste Entwicklung der Philologie. Dazu: Das Verstehen I, Einl. u. III Einl.

[3] Opusc. V, S. 3. Vgl. dazu Bursian, a. a. O. II, S. 706 ff. und 100 ff.

[4] Ritschl nimmt also eine Art Dialektik („natur-gemäße Stufenfolge“) in der Entwicklung der philologischen Studien an und begründet so auch seine Stellung zu der Frage, ob Sprache oder Realien das „Hauptobjekt“ der Philologie auszumachen hätten.

[5] Opusc. V, S. 3.

[6] Opusc. V, S. 4. Vgl. den Plan der Vorles. bei Ribbeck, a. a. O. I, S. 328, § 3.

Der ersten — wir lernten diese Auffassung schon kennen —, die die Sprache als das eigentliche Objekt und Ziel der Philologie ansehen will, wird zuzugeben sein, daß die Sprache ein wesentlicher, ja der unmittelbarste Ausdruck des menschlichen Geistes ist, darum ihre Behandlung gewiß eine in sich geschlossene Disziplin rechtfertigt, aber warum dann eine Bevorzugung zweier — der klassischen — Sprachen? Dann lieber allgemeine Sprachwissenschaft, wie sie nach Ritschl Humboldt und Bopp begründet haben. Daraus würden aber wesentliche Aufgaben der Philologie, wie die Literaturgeschichte, herausfallen. Die zweite Richtung will nicht einmal die Sprache zum eigentlichen Objekt machen, sondern läßt sie, wie die Realien, nur als Stoff für die formalen Disziplinen der Hermeneutik und Kritik, deren „geschickte Handhabung" hier das eigentliche Ziel der Philologie darstellt, gelten[1]. Ritschl setzt sich mit dem Archäologen Gerhard[2] als dem Vertreter dieser Anschauung[3] auseinander, die Philologie und Archäologie, Sprachauslegung und Kunsterklärung als sich ergänzende Gegensätze und als Propädeutik für die Geschichtsforschung zum Verständnis ihrer Zeugnisse und Bilder, als Organon für die Historie, wie Logik und Mathematik als Formenlehre für die Philosophie, faßt. Ritschl möchte solcher Verengung des Begriffs der Philologie, die sie aus einer Wissenschaft zu einer bloßen Kunstfertigkeit werden ließe, unter keinen Umständen zustimmen. Die dritte Richtung ist nun diejenige, die von der oben wiedergegebenen durch Boeckh beeinflußten Definition von der Philologie[4] als der „Reproduktion des antiken Lebens durch Erkenntnis und Anschauung seiner wesentlichen Äußerungen"[5] ausgeht[6]. Da bekanntlich Boeckhs Enzyklopädie gedruckt noch nicht vorlag, so hatte sich Ritschl vor allem

[1] Opusc. V, S. 5. [2] Vgl. unser Kap. IV, Abschn. B, S. 314.

[3] Noch schärfer weist Ritschl Ch. H. Weisse ab, der in der Tat nur Reinigung und Säuberung der Quellen noch als Aufgabe der Philologie gelten lassen will und in Wolfs Fassung der Altertumswissenschaft nur eine Grenzüberschreitung sehen kann (Opusc. V, S. 7).

[4] Vgl. dazu Heerdegen, Die Idee der Phil., bes. S. 76 ff. über Boeckh und Ritschl.

[5] Ritschl erklärt diese Ansicht für durch die Schellingsche Philosophie veranlaßt. Vgl. dazu Das Verstehen I, Kap. III, bes. S. 173, Anm. 2.

[6] Vgl. hierzu die auch Ritschls Lehre samt ihren Voraussetzungen würdigende, seinem Andenken gewidmete Berner Rektoratsrede von Hagen, Die Richtungen der klass. Philol. seit Fr. A. Wolf 1895, bes. 17.

mit Bernhardys Entwurf auseinanderzusetzen, den wir oben[1] besprachen. Ist ja doch die Ausarbeitung der Abhandlung über das Wesen der Philologie aus einer ursprünglich geplanten Rezension des Bernhardyschen Werkes hervorgegangen[2].

Ritschl sieht aber auch bei Bernhardy nicht die Bedingungen erfüllt, die für einen enzyklopädischen Versuch gelten. Es sollen sich nämlich erstens die anscheinend so heterogenen philologischen Disziplinen vom Standpunkt der aufgestellten Idee aus zu der Einheit eines organischen Ganzen verknüpfen lassen, es ist dann zweitens nachzuweisen, ob und wie diesem Ganzen das Recht erwächst, als „integrierende Wissenschaft", als gleiche unter die andern einzutreten[3]. In diesem Sinne hat Ritschl nach einem großangelegten Plan seine eigene Enzyklopädie entworfen[4]. Nicht eine allgemeine Übersicht wollte er in dem Vorlesungszyklus geben, sondern das Material selbst, „ein mittleres Maß haltend zwischen bloßem Grundriß, Gerüste ohne Fleisch, und ausführlicher Darstellung einer Wissenschaft"[5]. Inhaltlich gesehen kommt als „Äußerungen des Lebens", wie sie die Philologie rekonstruieren will, zunächst das geistige Leben in Frage, als dasjenige, das nach Ritschl allein auf ein allgemein menschliches Interesse an und für sich Anspruch hat[6]. Es lebt sich im wesentlichen in den vier Sphären aus, die Ritschl als die durch die Ideen des Guten, Heiligen, Schönen, Wahren bestimmten Bereiche der Sittlichkeit, Religion, Kunst, Wissen-

[1] Oben S. 251 ff. Der erste Versuch, nach Ritschl, der wirklich den Namen einer wissenschaftlichen Darstellung verdient.

[2] Ribbeck, a. a. O. I, S. 141. Vgl. Opusc. V, p. 711 die Gratulationsadresse Ritschls zum Doktorjubiläum Bernhardys (1872).

[3] Opusc. V, S. 7. Wolfs Aggregat von 24 Teilen erfährt a. a. O. S. 8 scharfe Kritik. Über die Aufhebung der Gegensätze von Sach- und Wortphilologie in dem höheren Begriff vgl. auch Opusc. V, p. 650.

[4] Vgl. die Übersicht bei Ribbeck, a. a. O. S. 327 ff. Über den Plan der Veröffentlichung von Vorträgen über das akad. Studium der Philologie ebd. II, S. 275 ff. und Opusc. V, p. 19, über geplante „Briefe" über dasselbe Thema: Ribbeck a. a. O. II, S. 278.

[5] Ribbeck, a. a. O. S. 243 f. Die Anlage war die folgende; I. Allgemeiner Teil. II. Hermeneutik, Kritik, Grammatik (Metrik). III. Griech. u. röm. Lit.-Gesch. IV. Mythologie und Antiquitäten. Jede Abteilung sollte ein in sich geschlossenes Ganzes darstellen.

[6] Opusc. V, S. 8.

schaft faßt. So kommt der hervorragende Philologe zu einer Vierteilung für die Altertumswissenschaft: Erforschung des gesellschaftlichen Lebens und seines Ausflusses, seiner konkreten Erscheinung, Familie und Staat, des religiösen samt dem Kult, des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens der Antike[1]. In dieser Konzeption und in der Konstruktion eines, der Reihe nach diese Sphären durchlaufenden Hauptentwicklungsganges des Gesamtgeistes[2] zeigt sich Ritschl deutlich von der klassischen Philosophie des deutschen Idealismus beeinflußt.

Die Reproduktion ist, nach Ritschl, der auch hier unter Schellings Einfluß steht, eine doppelte: eine ideale und reale. Das ist besonders von Bedeutung im Hinblick auf die Sprache, die Ritschl, wie wir sahen, zwar nicht als ausschließliches, aber doch als wichtigstes Objekt der philologischen Bemühung ansieht[3]. Dreifache Bedeutung kommt ihr zu: sie ist unmittelbarer Ausdruck des Geistes; sie ist die äußere materielle Form der erhaltenen Literaturdenkmäler; sie ist schließlich der eigentliche Schlüssel für das Altertum, darum das Organon aller philologischen Erkenntnis[4].

Das Werden der Sprache hat Ritschl, wie W. v. Humboldt, vor allem beschäftigt. Er vergleicht sie mit einem Lavastrom, der willkürlich und nach Zufall bald hier bald dort erkalte, dann allmählich ganz erstarre und von der Theorie als toter Körper zergliedert werde[5]. Die naturalistische Auffassung der Sprache, wie sie Schleicher vertrat[6], der folgerichtig die

[1] Opusc. S. 10.

[2] Das griechische Leben hat — nach dieser Lehre — seinen Mittelpunkt in der Kunst, das römische im Staat, das christlich-mittelalterliche in der Religion, das moderne in der Wissenschaft (Opusc. V, S. 11 f.). Ebd. die geistreiche Rechtfertigung der Verbindung der Betrachtung der beiden Hauptkulturen des Altertums in der Philologie.

[3] Das Ziel seiner didaktischen Bemühungen formuliert Ritschl (Ribbeck, a. a. O. II S. 31) dahin, „auf bewußtem methodischem Wege, nach strengen Gesetzen und Grundsätzen einer sowohl sprachlichen als sachlichen Erklärung das richtige Verständnis der klass. Schriftsteller zu bewirken und zwar so, daß die dazu erforderlichen Operationen in Fleisch und Blut übergehen ..."

[4] Opusc. V, S. 14. Die Sprache als Objekt und Organon, als Kern und Mittelpunkt der Philologie: Ribbeck, a. a. O. I, S. 245. Dazu Das Verstehen I, S. 33, Anm. 3 und S. 34 Anm. 3.

[5] In den Vorlesungen über Grammatik, Ribbeck, a. a. O. II, S. 270.

[6] Vgl. oben S. 224 Anm. 2 u. Delbrück, Einl. in d. Stud. der

Sprachforschung zu einem Zweig der Naturwissenschaft machen will, lehnt Ritschl ebenso wie die logistische ab. Er kennt drei Faktoren der Sprachbildung: einen organischen Bildungstrieb, der ihr eingeboren ist, ihr Wesen bildet und dieses nach bestimmten Gesetzen vorwärtstreibt, den an die leiblichen Sprachorgane gebundenen Menschengeist, Denken und Phantasie, und schließlich als letztes die theoretische Festsetzung[1]. Ausdrücklich lehrt Ritschl, daß die sprachliche Entwicklung nicht eingleisig, sondern vielfach in Sprüngen, auch rückläufig in verschiedenen Gestaltungen vor sich gehe.

Jetzt können auch die „formalen Disziplinen" Hermeneutik, definiert als die Kunst des Auslegens zum Behuf des Verstehens, Kritik als die des Urteilens zum Behuf der Berichtigung[2] — die wichtigste Tätigkeit der Philologie, zwar nicht der Zweck, aber das beseelende Element[3] — ihre Bestimmung und Stellung erhalten[4]. Beide sind ebenfalls: Mittel, nämlich zur Benutzung und Verarbeitung der Quellen für die ideale Reproduktion des antiken Lebens, und Zweck, insofern nämlich ihr Resultat die reale Reproduktion darstellt[5]. Ritschl will sie — als archäologische Hermeneutik und Kritik — auch auf die bildlichen Denkmäler ausgedehnt wissen[6]. Das

indogerm. Sprachen 1904, S. 87 ff., Cassirer, Philos. der symbol. Formen, S. 106 ff. Eingehendere Darstellung fehlt noch.

[1] Ribbeck, a. a. O. II, S. 271.

[2] Nach späterer Fassung ist die Hermeneutik „Anleitung zur Bewahrheitung und zum Verständnis der Überlieferung" (nicht: des Überlieferten) „nach Gestalt und Gehalt" (Ribbeck, a. a. O. II, S. 18).

[3] Ribbeck, a. a. O. S. 330. Vgl. die Auseinandersetzung mit der Hermeneutik Gerhards oben S. 277.

Fast jede Schwierigkeit und jeden Zweifel will Ritschl zurückführen auf ein Problem der Kritik und Hermeneutik a. a. O. II, S. 283 (Seminarbericht von Ritschl u. O. Jahn).

[4] Ribbeck, a. a. O. S. 245, der — aus einem Brief Ritschls an Pernice (1838) — zitiert: „Niemals hat mir eine reale Disziplin so viel Not gemacht' und ein — leider nicht mehr auffindbares — Heft von F. W. Beisert erwähnt, das dieser dem scheidenden Lehrer zum Abschied verehrt habe.

[5] Die letztere hat nach Ritschl bisher die meiste Förderung erfahren; es gilt die erstere in ein gewisses Gleichgewicht dazu zu bringen (Desiderata seien eine griechische Literaturgeschichte und eine lateinische Grammatik).

[6] Ritschl unterscheidet höhere und niedere Interpretation — zur letzteren gehört die „verbale" oder grammatisch-logische und die „reale" oder historische — und Kritik, die niedere besteht aus äußerer (objek-

Verhältnis von Hermeneutik und Kritik wird als Zirkel bestimmt, insofern alles Verstehen schon ein Urteil über die Beschaffenheit des zu Verstehenden voraussetzt[1], man andrerseits nicht urteilen kann, ohne verstanden zu haben[2]. Ritschl legt immer wieder Gewicht darauf, daß gerade die propädeutischen Disziplinen aus der Empirie herauswachsen. Gegen „philosophische Abstraktionen", die dem nicht gerecht werden, wendet er sich. So konstatiert er — einmal brieflich —, daß ihm Schleiermachers „Allgemeinheiten" herzlich wenig hülfen[3]. Wir bedauern, daß gerade für diese uns besonders interessierenden Punkte die Mitteilungen, die uns der Biograph Ritschls übermittelt, sehr kurz, um nicht zu sagen aphoristisch gehalten sind[4]. Wir erfahren, daß Ritschl die vier Gesichtspunkte des Nationalen, Temporalen, Generischen, Individuellen unterschieden hat[5]. Gern würde man sich ein Bild machen, wie die Charakterisierung dieser Modi des Auslegens im einzelnen gehalten gewesen ist.

So müssen wir uns mit diesen Andeutungen begnügen, die jedenfalls zeigen, wie lebhaft diesen Meister der Philologie die hermeneutischen Fragen beschäftigt haben, wie er bestrebt gewesen ist, die Erörterung aus dem Schatz seiner großen Erfahrung zu bereichern und weiterzuführen. Daß aus seiner ausgebreiteten Schule ihm darin kein eigentlicher Nachfolger

---

tiver) und innerer (subjektiver), die innere aus wählender, negativer, divinatorischer (a. a. O. u. II, S. 18).

[1] Die Verdienste Ritschls auf dem Gebiet der philologischen Kritik sind hier nicht zu würdigen. Er fühlte sich hier vor allem als Schüler und Fortsetzer Bentleys und Gottfr. Hermanns. Über die Grundsätze seiner Plautusforschung vgl. die Prolegomena dazu (Ribbeck, a. a. O. I, S. 147, 173 ff.; II, S. 176 ff. u. ö.).

[2] Ribbeck, a. a. O. S. 33 ff. Daß Exegese und Kritik ineinandergreifen — „das eine und das andere Auge" — betont Opusc. V, S. 27.

[3] Ribbeck, a. a. O. II, S. 18. In seiner Rede über den Vergleich (Opusc. V, p. 650) äußerte sich Ritschl über die Philosophie, die sine plenissima singulorum cognitione notwendig inanis et fallax sein müsse.

[4] Ribbeck vermerkt noch (a. a. O.), daß die Gruppierung und Beurteilung der verschiedenen Erklärungsmethoden und der Kommentare besonders lehrreich gewesen sei. Neun Regeln für die Kritik ebd. S. 246 und einiges wenige S. 334.

[5] Ribbeck, a. a. O. I, S. 245. — Es ist interessant, damit die vier Interpretationsmodi Boeckhs (gramm., hist., indiv., gener.) und Droysens (pragm., raumzeitl ; psychol., nach Ideen) zu vergleichen. Vgl. Das Verstehen I, S. 56, 1; 195 ff., III, S. 172 ff.

erstand, ist tiefstens zu bedauern. Die Hermeneutik ist seitdem in der klassischen Philologie der Folgezeit nicht mehr stärker angebaut worden.

4. Die hermeneutischen Lehren F. Haases.

Einen sehr gut über den Stand der philologischen Hermeneutik seiner Zeit orientierenden Überblick und eine gewisse selbständige Anschauung von den Aufgaben der Philologie hat der Breslauer Philologe Haase[1] entwickelt[2], der ein Altersgenosse von Bernhardy und M. Haupt, Preller und Ritschl, sich vor allem als Begründer der sog. Bedeutungslehre[3] einen Namen in der Geschichte seiner Wissenschaft gemacht hat. Auch die Geschichte der Hermeneutik wird seiner gedenken müssen. Der besonnene und sehr kenntnisreiche Abriß, den wir ihm verdanken, ist wenig beachtet und benutzt worden[4].

Allgemeine hermeneutische Regeln will dieser Philologe nicht gelten lassen; man kann und soll nicht mehr alle Werke nach allgemeinem und gleichem Maße messen, nachdem der Grundsatz der Freiheit und Unbefangenheit des Verständnisses einmal als Gesetz anerkannt sei[5]. Gegen ihn verstößt die theologische Hermeneutik, die nach Haase, der zu den wenigen Altertumsforschern gehört, die sich auf diese überhaupt beziehen, von Voraussetzungen, wie der einer Harmonie der Evangelien und einer Sinneseinheit aller Verfasser des N. T.s

[1] Fr. Gottl. Heinr. Chr. Haase (1808—1867), Schüler von Reisig und Schömann, Boeckh und Lachmann, in der Burschenschaftsbewegung tätig, Nachfolger Ritschls in Breslau, ist ein hervorragender akademischer Lehrer gewesen. Ursprünglich der „formalen" Philologie zugetan, hat er dann beide Seiten zu vereinigen verstanden. Grammatik und Kritik waren sein Hauptgebiet, auch die Geschichte und Methodik seiner Wissenschaft hat er befruchtet.

Über ihn: ADB. X, S. 262 ff. und Bursian, Gesch. der klass. Philologie II, S. 805 ff. Fickert, F. Haasii memoria (Progr. des Elisabeth-Gymnasiums Breslau 1868), eine ausführliche Würdigung, bes. der Jugendgeschichte H.s. Dort S. 32 Bibliogr.

[2] Art. Philologie in Ersch-Grubers Allgem. Enzykl. der Wiss. u. Künste Bd. 23, 1847, S. 374 ff.

[3] Darüber neuerdings P. Matthes, Sprachform, Wort und Bedeutungskategorie und Begriff 1926 (S. 24 ff. über Haases Lehre).

[4] Er stellt eine interessante Parallele zu Ritschls — 1833 anonym erschienenen — Abriß in Brockhaus Lexikon dar. Vgl. oben S. 274 Anm. 2.

[5] Phil. S. 416.

ausgehen. Sie ist darum, obgleich nicht ohne Einfluß auf sie, in der Philologie nie heimisch geworden [1]. Die philologische Hermeneutik muß in einer Beziehung zum letzten Ziel der Philologie stehen [2]. Um das eigentliche Wesen der Philologie bestimmen zu können, gibt Haase einen gehaltreichen Überblick über die Entwicklung der Altertumsstudien. Die Emanzipation, die Sammlung der Studien in einem Mittelpunkt datiert er von Fr. A. Wolfs Konzeption der Altertumswissenschaft [3]. Aber weder bei ihm noch bei seinen Nachfolgern, unter denen Ast, Creuzer, dann Bernhardy besonders erwähnt werden, wird eine innere Gliederung erreicht, die befriedigt. Seit Bernhardy, der die formale „Propädeutik" in eine so lose Beziehung zum Organon gesetzt hat, wird der Wissenschaftscharakter der Philologie ernstlich bestritten; den Philologen soll nur die Schale bleiben, indes Philosophen, Archäologen, Historiker sich die „Beiwerke" (Bernhardy) aneignen. Boeckhs Lehre kennt Haase nur aus den Darstellungen seiner Schüler; er wendet sich gegen die Historisierung der Philologie und die mangelnde Begründung ihrer gegenständlichen Abgrenzung, auch gegen die Gliederung, die ihm freilich gegen Wolf und Bernhardy einen Fortschritt bedeutet [4]. Die weite historische Fassung, in der er Welcker, Elze, Otfr. Müller, Ritschl mit Boeckh übereinstimmen sieht [5], wird auch von Haase angenommen. Den Geist des Altertums, der als einiger und lebendiger alle seine Erscheinungen durchdringt und der bis heute

[1] Ebd. Immerhin finden wir gelegentliche Berufungen auf sie wie bei Blass, Hermeneutik (Handb.² I) S. 176.

[2] Diese Auffassung berührt sich also engstens mit den von uns im II. Bande dargestellten Lehren, die eine Spezialhermeneutik auszubilden versuchten.

[3] Genauer: seit seiner Inskription als Student der Philologie (vgl. Das Verstehen I, S. 65).

[4] Phil. S. 387. — Boeckh selbst hat, Enzykl. S. 69, das System Haases abgelehnt, da durch dieses, wie er sagt, der Stoff mehr „verzogen und zerrissen" würde, als dies nach Haases Auffassung durch Boeckhs „Schematismus" geschehe. —

[5] Phil. S. 388 f. Berücksichtigt werden in der ausführlichen Auseinandersetzung von Haase noch weitere Versuche, wieder mehr das formale Moment zu betonen (so das feine Schriftchen von Mützell, Andeutungen über das Wesen ... der Philologie 1835, ferner: Milhauser, Über Philologie, Altertumswissenschaft u. -studium 1837 und Freese, Der Philolog 1841). Vgl. auch die Rez. Haases Allg. Lit. Ztg. 1848, S. 666 ff., 872 ff., die sich ausführlich mit Reichardt auseinandersetzt (S. 674 ff.).

fortwirkt, zu erkennen, ist das Ziel der Philologie[1]. Sie ist geschichtlich, aber nicht mit der Geschichte identisch. Wie alle Historie hat sie stufenweise drei Aufgaben zu lösen[2]: die Erhebung der Fakten, Erkenntnis der Bedingungen und Gesetze, der Zustände, in denen sich, nach unserm Philologen der antike Geist stufenweise viel deutlicher und vollständiger abdrückt als in einzelnen Taten, schließlich die Einordnung in die höheren geschichtlichen, zuletzt den Weltgeschichtszusammenhang[3]. Während die erste Aufgabe weitgehend von der Geschichte, die letzte von der Philosophie mitzuübernehmen ist[4], konzentriert sich der philologische hauptsächlich auf die zweite Stufe: die Zustände und Lebensbedingungen des klassischen Altertums zu erforschen. Der Aufbau der Wissenschaft gestaltet sich, dementsprechend, so, daß auf Geschichte und Enzyklopädie der Philologie die Erörterungen über die außergeschichtlichen (geographischen), vorgeschichtlichen (Mythus, Kult) und geschichtlichen Lebensbedingungen (Geschichte, dann Sittlichkeit, Kunst, Wissenschaft) folgen[5]. Sie setzen freilich schon ein Verständnis und die richtige Benutzung der Dokumente des Altertums voraus; — sie sicherzustellen, sind einmal die instrumentalen Disziplinen[6], die das Material sammeln und das elementar-praktische (sprachliche) Verständnis und die Benutzung vorbereiten, da. Die dritte und letzte Gruppe dieser hat die Aufgabe, das von den andern vorbereitete Verständnis auf den von ihnen dargebotenen Stoff anzuwenden. Hierher gehören Paläographie, Hermeneutik und Kritik. Den

[1] Phil. S. 390, 417. [2] Phil. S. 391.

[3] Es ist nicht uninteressant, damit die vier Momente zu vergleichen, die nach Ranke (siehe oben S. 112) das historische Verstehen ausmachen.

[4] Das Verhältnis von Philosophie und Geschichte bzw. Philologie wird so bestimmt, daß der Historiker bzw. der Philologe nur die Voraussetzung mitzubringen habe, daß im historischen Stoff ein geistiger Inhalt vorhanden und festzustellen sei. Die Ideen selbst darf er aber nicht mitbringen, sondern er hat sie „unbefangen aus dem Stoff zu entwickeln“ (Phil. S. 391). Die Wirkung Hegels und Humboldts — auf beide bezieht sich Haase — ist deutlich.

[5] Übersichtliche Gruppierung: Phil. S. 392 ff.

[6] Praktisch gehen die Hilfs- den Hauptdisziplinen voraus, unter methodologischen Gesichtspunkten hat ihre Besprechung der der ersteren zu folgen: das Werkzeug muß sich nach dem Werk richten, dem es dienen soll (Phil. S. 411).

zwei Gruppen von Denkmälern des Altertums, literarischen und monumentalen, hätten jeweils zweierlei Arten der Behandlung zu entsprechen. Haase verweist hier auf Levezows Entwurf einer archäologischen Theorie der Hermeneutik[1], will sich selbst aber auf das literarische Gebiet beschränken[2]. Wohl aber wiederholt er die Dreigliederung, die für die Instrumentaldisziplinen durchgeführt wurde, bei der Einteilung der letzten Gruppe: Verifikation des Überlieferungsbestandes ist Sache der niederen (diplomatischen) Kritik[3], das Verständnis der erhaltenen Werke sicherzustellen Aufgabe der Hermeneutik, indes die höhere Kritik[4] darüber hinaus die Echtheit des Werkes bzw. seiner Teile zu erweisen und vor allem seinen Wert festzustellen hat und zwar nicht seinen absoluten, sondern seinen relativen als Manifestation des antiken Geistes, zu dessen Erkenntnis die Philologie es als Dokument benutzen will[5].

Das Verständnis der Werke, das die Hermeneutik ermöglichen soll, kann nun nicht ein sprachliches sein, sondern die Interpretation muß den „ursprünglichen Sinn" zu erfassen streben, wie die Kritik die ursprüngliche Form. Nicht die einzelnen Gedanken gilt es aufzufassen, sondern das durchgehende geistige Band, das unser Philologe als das eigentümliche Wesen, den Geist des Schriftstellers bestimmt, der sich in dem Ganzen des Werkes ausdrückt[6]. Die Hermeneutik tritt, indem sie dazu führen will, Autor und Werk als Äuße-

[1] Vgl. unten S. 295 ff. — Die Inschriften dürfen nach Haase infolge der Besonderheiten, die sie nach Schrift, Inhalt und Stil aufweisen, auch wieder auf eine besondere Methodik Anspruch machen.

[2] Vgl. Phil. S. 415 f.

[3] Phil. S. 415.

[4] Ebd. Vgl. Phil. S. 419 ff. Für die Konjekturalkritik stellt Haase feinsinnige und treffende Forderungen auf: sie erheischt ein „gewissermaßen künstlerisches Formtalent, das ein altes Kunstwerk in seinem eigenen Sinne und Geist . . . zu restaurieren versteht", hat daher auszugehen von der „durch die Hermeneutik zu erstrebenden innigen Vertrautheit mit dem Geist und Stil eines Schriftstellers, mit „der Eigentümlichkeit seiner Gedankenentwicklung und mit dem besonderen Zusammenhang und Zweck der fraglichen Stelle".

[5] Eine allgemein wertende Stellungnahme kommt für den Philologen nicht in Frage, da er damit „die Arbeit seiner Wissenschaft verlassen würde", außerdem das dazu nötige Maß von Polyhistorie und kritischem Vermögen billig nicht von ihm verlangt werden kann (Phil. S. 421).

[6] Phil. S. 415.

rung des antiken Geistes zu verstehen, auch ihrerseits in eine — nahe — Beziehung zum eigentlichen höchsten und letzten Ziel der Philologie. Wie es vielfach in der älteren theologischen und in der philologischen Interpretationstheorie geschieht, betont Haase — nach seinem Dreistufenschema — die das totale Verständnis allmählich erwirkende Wechselbeziehung von Erfassung der Einzelheiten eines Werkes, der Beziehung aufs Ganze und des Ganzen auf die Einzelheiten [1].

Haase unterscheidet weiter eine formale und inhaltliche Interpretation. Die sprachliche wird nicht nur allgemein sein dürfen, sondern einen Autor seiner Ausdrucksweise nach in seine Zeit zu weisen bzw. ihn innerhalb seiner Zeitgenossen zu unterscheiden imstande sein müssen [2]. Nicht nur Cicero und Tacitus, auch Cicero und Livius oder Seneca wird der Ausleger auseinanderzukennen haben. Zunächst spielt dabei Gefühlsmäßiges, Takt eine Rolle, aber das Gefühl muß sich auch reflektieren, in methodisches Bewußtsein darüber, was die Eigentümlichkeit des Sprachgebrauchs ausmacht. Diese ist dann — wieder die drei Stufen — auf den Gesamtgeist zu beziehen. Das Ziel ist, nach Haase, nicht nur die Fähigkeit, das in der Form unwillkürlich und treu abgedruckte Bild der geistigen Eigentümlichkeit eines Menschen oder einer Zeit anzusehen und wiederzuerkennen, sondern es auch wahrhaft zu verstehen und innerlich zu begreifen [3]. Ohne sie genauer gegenüber den andern Interpretationsarten abzusetzen, hat unser Philolog auch so etwas wie generische Auslegung gefordert. Die vielfach beliebte ästhetische Würdigung auf Grund der Berücksichtigung von Darstellung und Komposition genügt nicht: es fehlt uns nicht nur eine Geschichte der poetischen Kunst und ihrer Gattungen, sondern bisher sind noch wenig Versuche unternommen worden, aus den Kunstwerken die mit oder ohne Bewußtsein zur Anwendung gebrachten Regeln, aus diesen wieder Gemütsstimmung und geistige Intentionen des Verfassers zu erschließen [4]. Es gilt ein wirkliches klares Bild einer „einigen bestimmten Individualität“ zu gewinnen. Daraus kann dann kritisch alles Abweichende, Unechte erkannt und beurteilt werden.

[1] Phil. S. 417. Ast hat diesen Gesichtspunkt besonders entwickelt. Vgl. Das Verstehen I, S. 40 f.
[2] Phil. S. 417. [3] Ebd. [4] Ebd.

Aber nicht nur die Form, auch der Inhalt von Werken, die wir verstehen wollen, muß untersucht werden. Würde man doch sonst, bei rein formaler Fassung der Aufgabe des Philologen, das Entscheidende an den Leistungen gerade des Altertums, die Entsprechung von Form und Inhalt nicht zu seinem Recht kommen lassen können [1].

Ohne es ausdrücklich so zu bezeichnen, kennt Haase etwas wie eine sachliche, Schleiermacher würde sagen: technische Interpretation [2]. Der einfachste Fall scheint ihm dort gegeben, wo alle Kräfte und Neigungen eines Autors in dem Gegenstand aufgehen, dieser seine „Welt" ist, wie etwa bei Euclid. Da ist dann nur zu ergründen, was dem Verfasser eigentümlich ist im Verhältnis zu Vorgängern und Nachfolgern, wo die in seiner Begabung und Manier begründeten Schranken liegen, damit man sein Verhältnis zu seiner Zeit versteht und falsche, ungerechte Kritik vermieden wird. Der Interpret muß die nötigen Kenntnisse besitzen, um seinen Autor — sei er Philosoph, Mathematiker oder was immer — dem Inhalt nach verstehen zu können. Selbständige Kritik am sachlichen Gehalt kann dabei nicht von ihm verlangt werden. Art und Umfang des Wissens seines Autors muß der Ausleger als einen Bestandteil seiner Eigentümlichkeit kennen. Aber nicht nur sein Wissen, — seine sittlichen und politischen, religiösen und philosophischen Anschauungen muß der Interpret kennen und berücksichtigen, damit er den Mittelpunkt seines geistigen Seins erfasse und dadurch in den Stand gesetzt werde, den ganzen und vollen Charakter vorzustellen, wie er aus der Mischung der subjektiven Elemente und der Gesamtkultur eines bestimmten Volkes zu bestimmter Zeit sich gebildet hat [3]. Die Auffassung des Individuellen ist mehr oder weniger schwierig, je nachdem ob der Autor seine Subjektivität stärker oder schwächer hervortreten läßt. Hier muß aus der Ausdrucksweise, der Auswahl und Behandlung, aus vielen kleinen Zeichen auf den Autor geschlossen werden. Haase sagt wörtlich: „Wie der Historiker sich nicht begnügen kann, bloß die äußerlich herausgetretenen Taten einer historischen Person zu kennen, sondern auch deren innere Motive zu vermitteln hat, so muß es sich auch die philologische Hermeneutik angelegen sein lassen, das Verständnis der Schriftsteller bis in ihr eigen-

[1] Phil. S. 418. [2] Phil. S. 418. [3] Ebd.

stes Wesen, in ihr Herz und Gemüt, fortzuführen"[1]. Von einer „Psychologie der antiken Menschheit" ist in diesem Zusammenhang die Rede.

Soviel möge genügen, um erkennen zu lassen, daß die Skizze des Breslauer Philologen für den Historiker der philologischen Hermeneutik nicht uninteressant ist. Manche lehrreiche Beispiele würzen die Darstellung, die er gibt. Selten genug haben Philologen in der weiteren Entwicklung des 19. Jahrhunderts so eindringlich über die Stellung der Hermeneutik im Rahmen ihrer und der Gesamtwissenschaft, über ihre Aufgaben und Formen nachgedacht wie Fr. Haase[2].

5. Die hermeneutischen Lehren E. Curtius'.

Mit bewundernder Verehrung hat zeitlebens Ernst Curtius[3], der Geschichtsschreiber der Griechen, immer wieder August Boeckhs gedacht. In ihm erblickte er die Vollendung dessen, was seine Vorgänger von Scaliger bis F. A. Wolf erstrebt hatten[4]. An seine Auffassung von dem Wesen und den Auf-

[1] Phil. S. 419.

[2] Vgl. über die weitere Entwicklung der philologischen Hermeneutik die Andeutungen in Das Verstehen I, S. 192, Anm. 3 und S. 33, Anm. 1. Systematisch und historisch orientiert die Darstellung der philol. Hermeneutik von Blass in der 2. Aufl. des Handb. der Altertumswiss. besser als die von Birt in der 3. Aufl.

[3] Ernst Curtius (1814—1896), der Schüler O. Müllers, Welckers und vor allem Boeckhs, wirkte in Berlin, in Göttingen als Nachfolger Müllers und dann bis zu seinem Tode wieder in Berlin. Einer großen Popularität auch in weiteren Kreisen erfreute er sich vor allem seit dem Erscheinen seiner Griechischen Geschichte, an der Auffassung und Darstellung gleichermaßen gerühmt wurden, — auch heftiger Widerspruch wurde allerdings laut —, und als ausgezeichneter Redner. Zu seinem historischen und philologischen Interesse gesellte sich das archäologische (Olympia).

Für unsern Zusammenhang sind vor allem die in den drei Bänden „Altertum und Gegenwart" vereinigten Reden wichtig. Für das Biographische vgl. die Briefe in F. Curtius, E. C. Ein Lebensbild in Briefen 1903 und ADB. 47, S. 580 ff. Bursian, Gesch. d. class. Philol. II, S. 1129 ff.; 1146 f.

[4] Boeckh hat, nach Curtius (A. u. G. III, S. 131) nicht wie Jakob Grimm ein neues Feld urbar gemacht und eine neue Wissenschaft geschaffen. Er hat sich „mit voller Ehrerbietung" den Männern angeschlossen, die die Philologie im großen Stile historischer Wissenschaft gegründet haben, er hat aber die alte Welt in solchem Umfang neu aufgeschlossen, daß wir von einer zweiten Wiedergeburt des klas-

gaben der Altertumswissenschaft schloß er sich an. Curtius, der geschichtliche und methodische Besinnung liebte, hat leider niemals im Zusammenhang auf die Eigentümlichkeit des philologisch-historischen Verstehens reflektiert, aber er hat in prinzipiellen Untersuchungen über das Wesen der genannten Betätigungen und in eindringlichen Würdigungen hervorragender Leistungen auf diesem Gebiet doch indirekt Beiträge zu dem Problem der Hermeneutik geliefert[1]. Wie systematische Ordnung und Durchdenkung der Probleme, so war schärfere Präzisierung der Problematik nicht eigentlich seine Sache. Der harmonisierenden und vermittelnden Natur Curtius' war es mehr um den Umriß als um die Struktur, mehr um den Ausgleich als um die Herausarbeitung des Spezifischen zu tun. Wir haben sein Verhältnis zu Boeckh schon früher mit demjenigen verglichen, das Lücke Schleiermacher gegenüber einnahm[2].

Durch Boeckhs Forschung, so hat sich der Geschichtsschreiber der Griechen gelegentlich ausgesprochen[3], hat das von F. A. Wolf aufgestellte Programm der Altertumswissenschaft erst Inhalt und Leben gewonnen[4]; es galt, Geschichte und Philologie von neuem miteinander zu verschmelzen oder, wie

sischen Altertums seit ihm sprechen dürfen. — Vgl. übrigens auch des Bruders Georg Curtius' Reden über die Geschichte und Aufgabe der Philologie und Sprachwiss. (in Kl. Schriften I [Vorwort von Ernst C.], S. 110 ff., 132 ff.).

[1] Vgl. bes. die (oben Anm. 3) gesammelten Reden und Vorträge: Das Mittleramt der Philologie (I, 1); Wort und Schrift (I, 15); Der historische Sinn der Griechen (I, 16); Philosophie und Geschichte (I, 17); Wissenschaft, Kunst und Handwerk (II, 21); sowie die Anm. 3 u. 4 genannten Würdigungen.

Aus der Einleitung der vom Sohn verfaßten Biographie ersehen wir, daß Ernst Curtius wenige Wochen vor seinem Tode einen Aufsatz niederzuschreiben begonnen hat, in dem er seine Auffassung von historischem Sinn und historischer Bildung darzustellen wünschte. (Ebd. S. VIII, 7.)

[2] Die Generation, der Curtius angehört, ist geistesgeschichtlich in ihrer Einheit und Eigenart bisher noch nicht recht erkannt und gewürdigt. Einzelne hervorragende Persönlichkeiten haben monographische Behandlung erfahren, aber die übereinstimmenden Anschauungen und Züge harren noch einer Analyse.

[3] Gedächtnisrede auf K. O. Müller (A. u. G. II, S. 256).

[4] In der großen Gedenkrede auf Boeckh heißt es, Wolf habe den unklaren Begriff der humaniora, die als theologisches Nebenfach galten, zur Altertumswissenschaft ausgestaltet (A. u G. III, S. 116, 122, 138). Es wird dort (S. 116) als merkwürdig notiert, daß Boeckh sich in Halle mehr als an den großen Philologen an Schleiermacher angeschlossen.

es ein andermal[1] ausgedrückt wird, die klassische Philologie als eine historische Wissenschaft vom Leben der alten Völker auszubauen, das Leben der alten Völker als ein Ganzes aufzufassen[2]. In einer ausführlichen Gedenkrede hat er die dahingehenden Bestrebungen seines Lehrers zu charakterisieren gesucht[3]. Die Wissenschaftslehre Ernst Curtius' geht von dem Gedanken der letzten Einheit alles Wissens und daher auch alles wissenschaftlichen Strebens aus. Er spricht in diesem Sinne von einem philosophischen Bedürfnis, das — nicht an Fachgrenzen gebunden — alle tiefere Forschung bewege[4]. Der Weisheitsliebe wird daher eine jede besondere Wissenschaft sich willig unterordnen. Wir sehen hier, daß der Schüler Boeckhs die von dem Meister her bekannte Hochschätzung der Philosophie teilt. Freilich das Verhältnis der Einzelwissenschaften zu dieser konnte für den Späteren nicht mehr das gleiche sein, das dem Zeitgenossen der großen spekulativen Systeme vorgeschwebt hatte[5]. Mit Genugtuung konstatiert er, daß die hohen Ansprüche jener Philosophie der Vergangenheit angehören; sie kann, wenn anders sie die Gesamtheit der Wissensbemühungen zu einem organischen Ganzen vereinigen will, nicht „die Wahrheit ausschließlich in einer bestimmten Lehrform geltend machen". Der Historiker muß gegen solche Bevormundung protestieren, „die Freiheit unbefangener Forschung", so sagt Curtius[6], „fühlt sich gefährdet und verletzt, wenn die Philosophie ihr gewisse Formen aufnötigen, ja wohl gar ihre Resultate aus höheren Standpunkten vorausbestimmen will, so daß dem Fachgelehrten die unwürdige Stellung zugemutet wird, daß er handwerksmäßig die Aufgaben nachzurechnen habe, welche eine divinatorische Intelligenz

[1] A. u. G. III, S. 138.

[2] Aus dem Aggregat der Realien hat Boeckh (A. u. G. III, S. 122) eine Wissenschaft gemacht, indem er in den Mittelpunkt die Idee des aus dem Volke hervorgewachsenen Staates stellte.

[3] Ebd. Hier S. 126 die Darlegung von Boeckhs Konzeption der Erkenntnis des Erkannten, die Erwähnung seiner Theorie des Verstehens und der Hinweis auf den geplanten „Hellen" und die „Enzyklopädie".

[4] Schon die Jugendbriefe zeigen das philosophische Interesse (F. Curtius, E. C. S. 20 ff., 25). Mit besonderer Wärme gedenkt Curtius immer wieder Trendelenburgs, auch der Vorträge von Steffens, die er in seiner Studienzeit hörte.

[5] Das Verstehen I, S. 172 f.

[6] A. u. G. I, S. 5.

schon gelöst hat“ [1]. Das ist der Protest des historischen Sinnes gegen die Spekulation, wie ihn die Generation, die auf das Zeitalter der großen Systeme folgte, allerseits zum Ausdruck gebracht hat. Droysen, Burckhardt, Steinthal, Curtius sind hier bei aller Verschiedenheit ihrer sonstigen Auffassungen einig. Wirkt doch in ihnen neben den natürlich nicht zu verkennenden Impulsen des deutschen Idealismus vor allem das Anliegen der Historischen Schule [2]. Vom Einzelnen zur Erkenntnis des Allgemeinen soll die Philosophie führen [3] — darin erscheint sie der Richtung verwandt, die Curtius sehr bezeichnenderweise als die Hauptrichtung der heutigen Wissenschaft bezeichnen kann [4], der geschichtlichen. In allen ihren Zweigen läßt sich die Bemühung beobachten, in dem Gegebenen den Grund des Seins, in den Bewegungen den Trieb, in den Erscheinungen die Ursache, in dem Vereinzelten den Zusammenhang zu erkennen [5]. Wichtig ist nun von allen „Geschichten“ vor allem die des Menschen, der sich, wie Curtius mit einer modern anmutenden Wendung sagt, nur im Zusammenhang des Ganzen verstehen kann, der in der geschichtlichen Besinnung den engen Raum des Einzellebens überwindet: er rettet, so sagt der Geschichtsschreiber der Griechen in Übereinstimmung mit der Historik Droysens, aus der Zeiten Flut, was nicht für einen vorübergehenden Augenblick, sondern für alle Jahrhunderte Bedeutung hat [6]. Die eigentliche Historie ist nun aber mit ihrer unermeßlichen Fülle einzelner, nach Zeit und Raum entlegener, nur in zufälliger Auswahl überlieferter Tatsachen für das philosophische Denken nach Curtius auch wieder der allersprödeste und

[1] A. u. G. I, S. 299 heißt es, die Philosophie könne ihre königlichen Vollmachten nicht mehr geltend machen. Sie sei vielmehr in Gefahr, nur die in den Einzeldisziplinen unlösbaren Probleme zugewiesen zu erhalten und argwöhnisch auf jeden Übergriff hin beobachtet zu werden.

[2] Einer Forschung bedurfte es, nach Curtius (A. u. G. I, S. 295), die „dem spekulativen Interesse abgewendet, ins volle Leben hineingriff, das Einzelne in seiner Besonderheit (!) ergriff“. Als Philologen hatten Curtius vor allem Jakob Grimm, Lachmann und Bopp viel gegeben.

[3] A. u. G. I, S. 6.

[4] Ebd. Die Rede stammt vom Jahre 1857. 1856 hielt Sybel seine bekannte Rede über den Stand der neueren deutschen Geschichtsschreibung (s. oben Kap. III, Anhang).

[5] A. u. G. I, S. 6. [6] A. a. O. S. 7.

widerstrebendste Stoff[1]. Curtius verfolgt geschichtlich die von wenig Erfolg begleiteten Versuche einer Annäherung zwischen Philosophie und Geschichte[2]. Zu keinem Fach ist es der Philosophie, so lautet das End-Urteil, weniger gelungen, feste Stellung zu gewinnen[3].

Die geschichtliche Forschung hat ihre eigentümlichen Schwierigkeiten. Im Gegensatz zum Naturforscher steht der Historiker, so führt Curtius aus[4], zwischen Individuen, zu denen er in persönliche Beziehungen tritt, die seine Zu- und Abneigung erwecken[5]. Er muß, wo das Zeugenverhör nicht zureicht, aus seinem Gefühl entscheiden, sein Urteil ist nicht „wie ein Resultat der Physik" zu beweisen. Da gilt es, sich den Strömungen des Tages und der Zeit gegenüber selbständig zu erhalten. Es bedarf, wie Curtius sagt, einer durch philosophisches Denken erworbenen Selbständigkeit, um durch störende Einflüsse hindurch unbeirrt das hohe Ziel voller Unparteilichkeit zu erringen[6]. Der Zeit- und Gesinnungsgenosse Droysens wendet sich aber scharf gegen bestimmte Ver-

[1] A. u. G. I, S. 289.

[2] Das Hauptmanko ist die Konzentration des philosophischen Interesses auf den Einzelmenschen, indes die Historie es mit Gesamtheiten zu tun hat. Die Fruchtbarkeit des Hegelschen Unternehmens wird in diesem Zusammenhang gerühmt (Schärfung des Blicks für geschichtliche Entwicklung und für den Zusammenhang der Kulturen), der Zwang der logischen Notwendigkeit und die mangelnde Berücksichtigung der Mannigfaltigkeit auch hier abgelehnt (A. u. G. I, S. 290 f.).

[3] Curtius würdigt ausführlicher Leibniz' und Herders Geschichtsdenken. Es erscheint ihm unter dem Einfluß des philosophischen Gedankens das Besondere in das Typische allzusehr verflüchtigt, das historische Interesse darum nicht zu seinem Recht gekommen. Erst seit der historisch orientierten Forschung eines Möser, Boeckh und O. Müller konnte die Geschichte infolge einer wirklichen Fundamentierung sich der Philosophie gegenüber behaupten. (A. u. G. I, S. 294 f.).

[4] A. u. G. S. 295 ff.

[5] Diese Charakterisierung der „Geistes"wissenschaften im Gegensatz zu den Naturwissenschaften ist in der Neuzeit durch Diltheys Wissenschaftslehre ja sehr geläufig geworden. Droysen geht ihm darin voraus (s. oben Kap. II, S. 163). Vgl. dazu Rothacker, Logik und Systematik der Geisteswiss. S. 3 ff.

[6] A. u. G. S. 217. „Volle Unbefangenheit und Gerechtigkeit, unbedingte Freiheit eines philosophisch gebildeten Geistes" wird ebd. S. 296 gefordert. So soll (ebd.) die englische Geschichte statt vom Standpunkt eines Whig oder Tory „mit vollkommener Unparteilichkeit" ins Auge gefaßt werden.

suche einer philosophischen Geschichtsbetrachtung, die, um der Geschichte Objektivität zu sichern, das naturwissenschaftliche Erkenntnisideal übernehmend, auf Gesetze ausgeht, nach denen wie nach einer höheren Mechanik die menschlichen Dinge sich bewegen sollen [1]. Hier trachtet man mit Gewaltsamkeit etwas zu vereinigen, was, so urteilt Curtius, seinem Wesen nach grundverschieden ist. Wie in Droysens Abrechnung mit Buckle heißt es bei dem Geschichtsschreiber der Griechen: „Die Gestirne wandeln ihre gemessenen Bahnen, Menschen und Völker aber können irre gehen. Das Gebiet der sittlichen Freiheit und Verantwortlichkeit darf der Historiker sich nicht verkümmern lassen" [2]. Nicht so darf sich der philosophische Zug auswirken. Die wahrhaft philosophische Betrachtungsweise wird vielmehr, nach den Worten Curtius', darin liegen, daß man ohne alle vorgefaßten Gesichtspunkte mit reiner Erkenntnisliebe in den Stoff eindringt und die volle Befriedigung darin findet, daß man das fragmentarisch Überlieferte in seinem Zusammenhang und das Vollendete in seinem Werden verstehe [3]. Weil Überblick und Verständnis nun einen gewissen Abstand voraussetzen, ist das Verständnis der Weltgeschichte eine übermenschliche Aufgabe [4]. Aus demselben Grunde ist das höchste Ziel wissenschaftlicher Geschichtsbetrachtung in eben der Geschichte des Altertums, der ja Curtius seine Lebensarbeit gewidmet hat, zu erreichen [5].

Es erscheint nach dem eben Ausgeführten verständlich, daß Curtius die Philosophie, die, ohne den einzelnen Wissenschaften ihre Selbständigkeit zu mißgönnen, „über die Fachwände hinüber mit königlichem Auge das Arbeitsfeld überschaut, auf entlegenen Gebieten den gleichen Zug des Geistes spürt, im Gewirr der Stimmen die leisen Stimmen der Übereinstimmung heraushört und die gemeinsamen Ergebnisse für den Fortschritt des menschlichen Erkennens allmählich zu Tage fördert", als den „Lebensgenius", den „allen Wissenschaften

[1] A. u. G. S. 291 f., 297. Vgl. dazu oben Kap. II, S. 154 ff.
[2] A. u. G. S. 292. [3] A. u. G. S. 297.
[4] Als philosophischer Sinn wird A. u. G. S. 298 derjenige bezeichnet, der die einzelnen Dinge in größerem Zusammenhang anzuschauen sucht.
[5] „Wir haben doch keine so in allen Entwicklungsstufen übersichtliche, auf heimischem Boden verwachsene und mit ihm verknüpfte Geschichte wie die der klassischen Völker." Ebd. Vgl. die Rede über den historischen Sinn der Griechen (I, S. 269 ff.).

gemeinsamen, lebendigen Odem" feiert. Eine gewisse Wandlung scheint darin zum Ausdruck zu kommen, die von der Rede über das Mittleramt der Philologie zu der über Philosophie und Geschichte führt[1].

In seiner Göttinger Zeit hat der junge Gelehrte, wir sahen deutlich: noch unmittelbar unter dem Einflusse Boeckhs stehend, der Philologie den Beruf der Vermittlung zwischen den verschiedenen Fächern zugewiesen. Sie, die sich auf alle Gebiete des Kulturlebens zu erstrecken hat, tritt darum mit allen Gebieten neuerer Wissenschaft in vielseitige und fruchtbare Verbindung[2]. Ihr Objekt erscheint ausgezeichnet durch die innige Durchdringung von Natur- und Geistesleben, von Freiheit und Notwendigkeit. Es hat eine ewige, niemals auszuschöpfende — normative — Bedeutung für jede Zeit und jede Wissenschaft[3]. In der Interpretation der Sprache und der Denkmäler, den großen Quellen, aus denen unsere Kenntnis des antiken Lebens zu schöpfen vermag, vollziehen wir immer neu die eigentliche Aufgabe der Philologie, wie sie recht zu verstehen ist, wie sie Curtius vor allem in Göttingen jeweils von Gesner bis O. Müller verstanden sah[4]. Altertumswissenschaft, die, wie wir sehen, als Einheit von philologischem und historischem Interesse erscheint, führt auf ihrem Wege zuletzt zu den gleichen Erkenntnissen, auf die das philosophische Nachdenken hinführt[5]. Auch in der Fassung der letzten Werte,

[1] Die erstere Rede stammt von 1857, die letztere wurde 1873 am Leibniztage in der Akademie gehalten. [2] A. u. G. S. 10 ff., 15.

[3] Es ist die schönste Aufgabe der klassischen Philologie, so heißt es in der Vorrede zu A. u. G. I, S. VI, das Unvergängliche von dem, was im Altertum gedacht und geschehen ist, lebendig zu erhalten und für die Mitwelt fruchtbar zu machen. — Vgl. dazu Das Verstehen I, S. 59 ff.

[4] A. u. G. I, S. 19, II, S. 276 u. ö. Es ist, so sagt Curtius A. u. G. III, S. 34, nicht bloß ein historisches Interesse, das uns zu den Quellen führt, wie ein Philologe nach dem ersten Druck seines Autors sucht, auch nicht bloß ein Gefühl der Pietät . . . Wir empfangen auch bei jedem Rückblick den frischen Anhauch jenes idealen Strebens, das alle Zweige des Erkennens als ein lebendiges Ganzes umfaßt.

[5] Von Lotzes Lehre, wie sie im Mikrokosmos entwickelt wird, heißt es in der für die Persönlichkeit und die Epoche des Verfassers sehr charakteristischen Rede über Wissenschaft, Kunst und Handwerk, daß hier eine Weltansicht ausgesprochen sei, die allen Sphären des geistigen Lebens, den exakten Wissenschaften, der historischen Forschung wie den unabweisbaren Forderungen des menschlichen Gemüts gerecht werden könne (A. u. G. II, S. 342).

auf deren Verwirklichung hin nach seiner Überzeugung die Menschheit in unaufhaltsamem Fortschritt sich bewegt[1], kommt die harmonisierende Auffassung Ernst Curtius' lehrreich zum Ausdruck. In einer Rede über die beiden Völker des Altertums, die am tiefsten in unsere Kultur eingreifen, hat er die Aufgabe bezeichnet, nicht bei einem Gegensatz der alttestamentlichen und althellenischen Auffassung stehenzubleiben, sondern beider Errungenschaft in eine Wertsynthese zusammenzufassen[2].

Curtius, von dem uns von den verschiedensten Seiten bezeugt wird, daß er ein hervorragender Redner gewesen ist, hat — so können wir zusammenfassend sagen — zwar den Prinzipienfragen seiner Wissenschaft keineswegs gleichgültig gegenübergestanden, aber er hat nicht in die eigentlichen Schwierigkeiten hineinzuleuchten verstanden. So konnte auch die Hermeneutik, die an sich dem Philologen und Historiker wichtig sein mußte, nur geringen Vorteil von ihm erfahren.

B. Die archäologische Hermeneutik.

6. Die hermeneutische Lehre Levezows.

Wir haben früher gesehen, wie die Lehre vom Verstehen sich einst auf der Überzeugung aufbaute, es müßten sich Regeln und Gesetzmäßigkeiten für die Auslegung jeder Art

Über die Stellung zur Religion vgl. die an Schleiermacher anknüpfende Rede über Die Bürgschaften der Zukunft (A. u. G. III, S. 27 ff.).

[1] So A. u. G. II, S. 12 u. ö. Von einem „unaufhaltsamen Fortschritt der menschlichen Erkenntnis" ist a. a. O. II, S. 339 f. die Rede.

[2] „Wir müssen die nach allen Seiten methodisch ausschreitende, alle Gebiete der Natur und Geschichte rastlos durchmessende Forschung der Hellenen mit der Sammlung und Vertiefung des Gemüts und der entschlossenen Hingabe desselben an eine zentrale Wahrheit zu verbinden suchen, wodurch das andere der beiden Völker . . . berufen war, die ihm anvertraute Idee wie ein Heiligtum durch das wilde Gedränge der alten Völkergeschichte still hindurchzutragen und dadurch den Grund zu schaffen, auf dem die ganze moderne Kultur ruht" (A. u. G. II, S. 12). A. u. G. III, S. 36 will Curtius klassische Bildung und Religion nicht auf eine Stufe stellen, aber beide als „weltbewegende Kräfte" ansehen, die „durch nichts zu ersetzen sind".

von menschlichem Ausdruck finden lassen — und man nahm an, daß für die verschiedenen Ausdrucksgebiete diese Regeln weitgehend identisch sein würden —, eine Überzeugung, die etwa den großen allgemeinen Theorien der Interpretation im 18. Jahrhundert zugrunde liegt. Es ist sodann bereits darauf hingewiesen worden, daß gegen das Ende dieses Jahrhunderts der Ausbau der besonderen Auslegungslehre immer weiter fortschritt. Wenn zunächst noch ein engerer Zusammenhang zwischen der theologischen Theorie einerseits und der philologischen und historischen andererseits bestand, so war diese Verbindung mehr durch die damals dominierende Richtung innerhalb der Theologie bedingt als durch inneren Zusammenhang beider Forschungsrichtungen mit der allgemeinen Verstehenslehre. Wir haben uns Rechenschaft darüber abzulegen versucht, daß diese Entwicklung in gewissem Sinne unterbrochen wurde durch die Bemühung Schleiermachers um eine universale Theorie des Verstehens, zu der Humboldts Arbeit an der philosophischen und anthropologisch-charakterologischen Fundierung einer solchen hinzukam. Die Betrachtung der Leistungen auf dem Gebiet der hermeneutischen Theorie, der dieser Band gewidmet ist, hat uns davon überzeugt, daß diesen Versuchen kein bleibender Erfolg beschieden gewesen ist: die einzelnen nach Disziplinen mehr noch als nach Ausdruckskategorien geschiedenen Zweige der Interpretationstheorie verselbständigen sich im Verlauf des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts immer mehr. Einer interessanten Sonderentwicklung in diesem Zusammenhang haben wir nun zum Schluß noch zu gedenken: der archäologischen Theorie der Auslegung.

In den nur einigermaßen universal angelegten Systemen der Verstehenslehre, erst recht aber in den ausdrücklich als „allgemein" sich bezeichnenden, pflegte die Theorie aufgebaut zu sein auf einer, wie immer beschaffenen, Gliederung und Ordnung der auszulegenden Objekte, sei es, daß diese, wie vielfach in den Versuchen aus dem 18. Jahrhundert, nach mehr oder weniger äußerlichen Gesichtspunkten unterschieden, aneinander gereiht und zu einer Stufenfolge geordnet wurden, sei es, daß eine, vielleicht philosophisch fundierte, womöglich metaphysisch verankerte, tiefergehende Konzeption ausgesprochen zugrunde lag oder jedenfalls tatsächlich dahinterstand.

Im allgemeinen gab diese Orientierung wohl eine mehr oder weniger klare und durchgeführte Theorie des Geistes und seiner Objektivation, die vielfach zu einer speziellen Lehre vom Ausdruck und seinen Kategorien ausgebaut erschien. Soweit pflegten die hermeneutischen Theoretiker der verschiedenen Disziplinen in ihren Voraussetzungen bzw. Grundlagen auch übereinzustimmen, aber die Differenzen haben stets schon begonnen bei der Frage nach Wesen, Natur und Offenbarung des Geistes, nach seiner Erkenntnis, deren Graden und Stufen, nach Wesen, Folge und Wert seiner Äußerungen. Schon die älteren Hermeneutiker kennen die Unterscheidung der Äußerungen des Geistes, die man „Zeichen" nannte, in Arten der Rede und andre Zeichen[1]. Zu den in die Kategorie Rede fallenden Schriftwerken gehören auch die heiligen Schriften. Wir sahen[2], wie in der Lehre von der Auslegung der Bibel die Frage umkämpft wird, ob und wieweit dieser bzw. jenen ein Sondercharakter innerhalb der Gattung, in die sie gerechnet wurden, zuzubilligen ist. Hier spielt die Auffassung von der Natur und Wirksamkeit des Geistes, dem sie ihre Entstehung verdanken, kurz die Entscheidung in den oben bezeichneten Fragen dann eine wichtige Rolle.

Aber die genannte Scheidung und Einteilung des Ausdrucks gab auch noch zu andern Erwägungen in der hermeneutischen Theorie Anlaß. Eine wichtige Gruppe menschlichen Ausdrucks hat man doch auch in den künstlerischen Äußerungen zu erblicken, die nicht in die Gattung der Rede und damit der Schriftwerke fallen. Dahin gehören also die Werke der bildenden Kunst[3] und der Musik[4]. Wie gestaltet sich ihr Verständnis? Haben wir zwischen dieser Kategorie des Ausdrucks und der der Rede keinerlei Wesensunterschied anzunehmen, und

[1] Vgl. Das Verstehen I, S. 16 und oben S. 24, bes. Anm. 4 über die Ausdruckslehre des Wolffianers Meier. Dazu: Sommer, Grundzüge u. Gesch. der Psychol. u. Ästh. 1892, bes. S. 24 ff. [2] Das Verstehen II.

[3] „Der Mensch ist nun aber", sagt ein bedeutender Forscher der klassischen Kunst, Conze (Über die Bedeutung der class. Archäologie 1869, S. 5) „nicht nur, was zur Sprache führt, ein „singendes Geschöpf", wie W. v. Humboldt sagte, er ist auch nach anderem Spruche ein werkzeugmachendes Geschöpf . . . er schafft mit Hand und Werkzeug gedankenvoll in räumlichen Formen".

[4] Vgl. die grundsätzlichen Erörterungen in der Einführung zu Bd. II, S. 22 ff., für alles Folgende: bes. S. 27.

kann daher die hermeneutische Theorie, ihre Auslegungslehre generell gestaltend, die für die Interpretation der Rede geltenden Bestimmungen auf die dieser Werke — ohne weiteres oder mit – welchen? – Einschränkungen bzw. Modifikationen – übertragen, oder aber sind hier für das Verstehen unter Umständen bedeutsame Unterschiede anzunehmen in der Objektivation überhaupt, in dem Wesen, in Entstehen und Entwicklung der beiden Äußerungsweisen des menschlichen Geistes. Die idealistische Philosophie hat bekanntlich in ihren Systemen zu diesem Problem zusammenhängend und systematisch Stellung zu nehmen gesucht. Sehr tiefsinnige und scharfsinnige Bestimmungen über die Stufen und Arten der Gestaltungen des Geistes sind dabei entwickelt worden. Aber auch abgesehen von der spekulativen Natur der Bestimmungen, die hier getroffen wurden, ist eine Fruktifizierung dieser Konzeptionen für die hermeneutische Theorie nur in beschränktem Maße möglich gewesen. In der Lehre Schleiermachers ist die Berührung am engsten gewesen. Die Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Auffassung des künstlerischen Ausdrucks und seines Verständnisses, die für die Anhänger der spekulativen Philosophie endgültig gelöst bzw. einer Lösung nahegebracht schienen, sind damit nicht zur Ruhe gekommen, sondern, so nach dem Zusammenbruch der idealistischen Spekulation, immer wieder laut geworden. Die Situation war geistesgeschichtlich gesehen auch eine besonders schwierige. Mit der Kunst — und es soll sich im folgenden stets um die bildende Kunst handeln — beschäftigte man sich, in der für unsere Zusammenhänge entscheidenden Zeit, von sehr verschiedenen Seiten aus, in sehr verschiedenem Interesse und mit sehr verschiedenen Methoden. Den Liebhabern und Genießern der Bildwerke und Malereien traten immer mehr die Forscher zur Seite, die an die Stelle der ästhetischen Würdigung bzw. ihr zur Seite eine im weitesten Sinne des Wortes, wissenschaftlich begründete setzen wollten. Aus der philosophischen Beschäftigung mit Problemen der Kunst erwuchs die Ästhetik, die normative Besinnung, deren systematische Begründung im 18. Jahrhundert erfolgt ist[1]. Waren

[1] Vgl. außer den Geschichten der Ästhetik (bes. H. v. Stein) und den Das Verstehen I, S. 146 ff., bes. 149, Anm. 1 und II, S. 29 gen. Arbeiten die inzwischen erschienenen bedeutsamen Untersuchungen über die klassische Ästhetik: wie Kreis, Die Autonomie des Ästhetischen

ursprünglich die Wurzeln von Ästhetik und Hermeneutik durchaus gemeinsam gewesen, so führte die Entwicklung beide doch sehr bald auseinander und zwar soweit, daß bis zum heutigen Tage eine wirkliche Verbindung, wie sie durch die Natur der Sache gegeben wäre, nicht wieder erfolgt ist. Auch hier bedeutet Schleiermacher eine Ausnahme, die ohne Folgen blieb. Man hätte nun meinen sollen, die Grundlegung der so entstehenden Kunstwissenschaft, hätte aus der Analyse und Beschäftigung mit der Kunst der eigenen Zeit, soweit sie in Frage kam, erfolgen müssen. Das ist aber bekanntlich nicht der Fall gewesen, sondern das Studium der antiken Kunst ist es gewesen, das sie hat entstehen lassen. Die Philologie, die zwar stets das Gebiet der klassischen Kunst in ihren Aufgabenbereich eingerechnet hat[1], sie aber doch nur im Zusammenhang mit Mythologie und Religionsgeschichte wirklich einbezog, hat dabei nicht die Initiative gehabt. Dem Genie Winckelmanns verdankt die Kunstwissenschaft ihren Beginn[2]. Wir haben hier ihre Entwicklungsgeschichte ebensowenig zu verfolgen, wie wir die Geschichte der Kunstexegese zu schreiben haben, die nicht unbedingt damit zusammenfällt[3]. Die Theorie des Verstehens von Kunstwerken und ihre Geschichte interessiert uns[4]. Es ist nun wichtig, und wir haben schon früher auf die Bedeutung

in der neueren Phil. 1922; Baeumler, Kants Kritik der Urteilskraft I, Das Irrat.-Problem in der Ästhetik und Logik des 18. Jahrh.s 1923; Odebrecht — vgl. seine Herausgabe der Ästhetik Schleiermachers (1931) —, Form und Geist (Kants Ästhetik) 1930; Glockner, Wandlungen der ästh. Problemstellung 1930; Kuhn, Die Kulturfunktion der Kunst 1931; Utitz, Gesch. der Ästhetik 1932.

Vgl. auch, wie für das Folgende, Stark, Systematik und Archäologie der Kunst 1880, hier bes. § 3, Tietze, Die Methode der Kunstgeschichte 1913, bes. S. 31 ff.

[1] Das Verstehen I, S. 197, Anm. 3, S. 66 u. ö.

[2] Vgl. die monumentale Biographie Justis und Das Verstehen I, S. 24, Anm. 4. Zur Vorgesch. der Kunstwiss.: Schlosser, Die Kunstliteratur 1924. Ein Handbuch zur Quellenkunde der neueren Kunstgeschichte.

[3] Die Entwicklung der Kunstgeschichte — seit Kugler und Schnaase als Geschichte der räumlich bildenden Kunst dargestellt — bei Wätzoldt, Deutsche Kunsthistoriker, bes. II 1924, sowie die dort S. 287 f. gegebene Literatur. Dazu Heidrich, Beitr. zur Gesch. u. Meth. der Kunstgesch 1917.

[4] Besondere Berücksichtigung des Problems der Kunstherm. und Bezugnahme auf die Erörterung in der Nachbarwiss. bei Hedicke, Die Methode der Kunstgesch. 1924, bes. S. 45 ff. u. 179 ff.

dieser Tatsache hingewiesen, daß in Winckelmanns Beschäftigung mit der Kunst — es handelt sich dabei in erster Linie um die Kunst der Alten, die eben als Norm betrachtet wird — normativ-ästhetisches und historisches Interesse miteinander ringen unter deutlichem Vorwiegen des ersteren. Es ist selbstverständlich, daß in diesem ersten Versuch einer zusammenhängenden Würdigung der bildenden Kunst der Alten und ihrer Geschichte die methodische Reflexion zurücktritt. Während der große Kenner auf klassischem Boden selbst die Theorie und Praxis seines Kunsterkennens ausbildete, hat sich in Deutschland dann bekanntlich ziemlich gleichzeitig das Interesse der philologischen Forschung an der antiken Kunst verstärkt; so entstand die wissenschaftliche Archäologie, die zunächst ohne näheren Znsammenhang mit der allgemeinen Kunstforschung und -theorie sich zu entwickeln begann[1]. Christ, Ernesti und vor allem Heyne sind hier zu nennen[2]. Auch noch bei diesen Forschern suchen wir, wenn wir von einzelnen theoretischen Bemerkungen und natürlich vielen praktischen Winken absehen, vergebens nach einer systematisch orientierten Methodik des Verstehens von Kunstdenkmälern. Ansätze freilich finden sich bei der, durch ihre hermeneutische Tradition hierzu schließlich doch besonders berufenen Philologie der Zeit: Fülleborn und C. D. Beck boten aus der Philologie erstmalig Bemerkungen zu einer archäologischen Hermeneutik[3]. Die großen Aus-

[1] Jahn, Bedeutung und Stellung der Altertumsstudien in Deutschland (Aus der Altertumswiss.) 1868; Stark, Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst, bes. die histor. Abschn. §§ 6, 14 u. 15, dazu die system. Hinweise auf die Gliederung der Wissenschaft, Kap. 1 und auf die archäol. Herm. S. 56 ff., 59, 372 u. ö.

[2] Von einer Archäologie als „Kenntnis der Monumente" hatte schon 1685 der Franzose T. Spon gesprochen, Montfaucon die Quellen in Bücher" und „Monumente" geteilt (Stark, System S. 46, Piper, Monument. Philol. S. 45 ff.). Die eigentliche Begründung der archäologischen Wissenschaft geschah dann durch S. Fr. Christ (1701—1757) (Archäologie als „Literatur" = als Quellenkunde alles geschichtlichen Wissens) (Inschriften, Münzen, Kunst), J. A. Ernesti und Heyne. Vgl. die lehrreiche Vorrede zu des letzteren Sammlung Antiquar. Aufs. 1778. — Dazu Stark, Vortr. und Aufsätze aus dem Gebiet der Archäol. 1880, S. 15 ff.

[3] Bursian nennt (Archäol. Kritik und Herm., Philol.-Tag 1863, S. 56) als die Einzigen, die vor ihm versucht hätten, einige Hauptgrundsätze aufzustellen, Fülleborn und Beck. Der erstere gibt nun in der Tat in seiner Encyclopaedia philologica (Abschn. V) unter dem Titel:

leger sind nicht immer auch die großen Hermeneutiker, — das hatten wir schon öfter festgestellt. Zoega, der bedeutende Erklärer der klassischen Denkmäler, der Bewunderer Heynes, hat nicht, wie sein großer Zeitgenosse Fr. A. Wolf, die seine Interpretation leitenden Grundsätze dargelegt[1]. Auch der Altersgenosse und Freund Boeckhs, der mit den Denkmalen so tief vertraute F. G. Welcker[2], folgte darin nicht dem Meister der philologischen Hermeneutik[3]. Inzwischen war ja durch die

Observationes quaedam ad hermeneuticam et criticam archaeologicam, der letztere in seinen Commentationes de interpretatione 1798, Com. III u. IV Andeutungen darüber. Vgl. oben S. 251, Anm. 2.

[1] Über Zoega vgl. die Biographie seines Schülers F. G. Welcker (s. unten Anm. 2), Zoegas Leben 1819 und Kekulé, Leben Welckers. S. 81 ff., 124), sowie die ausführliche Würdigung ADB. 45, S. 368 ff. und Stark, Gesch. d. Archäol. S. 245 ff.

„In ihm ist die Trennung aufgehoben, in der so oft Altertumsforscher und Geschichtsforscher, Wortgelehrter und Altertumsgelehrter, Archäolog und Kritiker dergestalt auseinandergehen, als ob sie nicht von ein und demselben Geist ... regiert werden sollten und als ob nicht das Ganze und alle Teile verstehen und würdigen müßte, wer Einen meisterhaft bearbeiten will" (Welcker über Z., zit. ADB. 45, S. 400).

[2] Über F. G. Welcker, dessen geistesgeschichtliche Bedeutung sehr erheblich ist, vgl. die Biographie von Kekulé (Das Leben F. G. W.s 1880) mit reichem Material. Vgl. dort S. 42 f. den interessanten Jugendbrief über die Auslegung der hl. Schrift; S. 81 ff. u. ö. über den Umgang mit Zoega und W. v. Humboldt; S. 102, 111 ff. über die Kunstphilosophie Schellings. Vgl. für unsern Zusammenhang besonders die Besprechung von Levezows, unten S. 309 gen., Abhandlung: Kl. Schr. III, S. 329 ff., 351 ff. Welcker forderte ausdrücklich eine „Kunsthermeneutik"; so heißt es in einer Besprechung von O. Müllers Handbuch der Archäol. (Kl. Schr. III, S. 349), vielleicht bedürfe kein anderer Gegenstand mehr der Anwendung allgemeiner hermeneutischer Prinzipien auf seine besondere Beschaffenheit, und weiter: wie man eine Hermeneutik des A. T. und N. T., des Römischen Rechts aufstelle, sie im engeren Kreise, z. B. für Homer mit Nutzen aufstellen könnte, so würde die der Kunst ganz besonders, wenn auch nicht die Archäologie unmittelbar erweitern, doch für die Archäologen gewiß höchst förderlich sein. Entspreche doch, als Vorschule alles Erklärens der grammatischen Kenntnis die Kunst zu sehen, die Zeichen zu würdigen, die Bilder gleichsam zu lesen, den Ausdruck leicht und sicher aufzufassen und bedeutsamer von gleichgültigen Zeichen zu unterscheiden.

[3] Der außerordentlich großen Bedeutung G. F. Creuzers ist leider bisher noch keine Monographie gerecht geworden. Vgl. einstweilen ADB. 4, S. 553 ff. und Stark, F. C., sein Bildungsgang und seine wissenschaftliche und akademische Bedeutung (Vortr. und Aufs. S. 390 ff.). Dort S. 405 das charakteristische Wort C.s: „Die Philologie fordert von ihren

so fruchtbare Verbindung der Kunstkenner und -forscher und der archäologischen Gelehrten mit den Dichtern und Denkern unserer klassischen Zeit die Beschäftigung mit der Kunst überhaupt in ein neues Stadium getreten. Die Kunsttheorie, gefördert durch die Herder und Goethe, Lessing und Schiller, Kant und Humboldt suchte die großen Fragen des künstlerischen Schaffens und Genießens zu klären, die dann die philosophische Ästhetik der Schelling und Schleiermacher, Hegel und Solger beschäftigt haben und von ihr im Zusammenhang ihrer Metaphysik zu beantworten gesucht wurden. Die philosophisch und historisch gebildete Kunstkritik der beiden Schlegel[1] vermittelte den Übergang von der spekulativ-wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Kunst zu der praktischen und ästhetischen der Kenner, eines Passavant und Rumohr, Boisserée und Waagen[2]. Inzwischen errichteten die Meister der Altertumsforschung die gewaltigen Gebäude ihrer Systematik, in der auch zur Würdigung und Erforschung der Kunst der Antike ein Wort gesagt werden mußte. Meister der Kritik, wie Niebuhr und Gottfr.

Pflegern historischen Fleiß, poetischen Sinn, philosophischen Geist" und die Aufforderung, „den Zusammenhang und Geist des alten Glaubens, Dichtens und Bildens zu erforschen und in den Werken des Altertums den religiösen Mittelpunkt nachzuweisen ..." Die „Einheit des ursprünglichen Völkerlebens in der Bildersprache des Symbols" will C. finden. Für uns ist er, der in der Geschichte der Philologie, der Philosophie, der Religions- und Kunstwissenschaft, der Archäologie einen wichtigen Platz einnimmt, durch seine charakteristische Methode der Interpretation interessant, auf die er leider nicht eigentlich im Zusammenhang reflektiert hat (vgl. aber Symbolik I, 1) und Philol. u. Mythol. (Heidelb. Jahrb. 1808 I). Daß Creuzer ein Folger Schellings war, ist bekannt, weniger daß er bei Chr. D. Beck und G. Hermann lernte. Vgl. auch seine Gesch. d. Philol. (1854). Über den Zusammenhang mit Boeckh vgl. Hoffmann, A. Boeckh S. 14 ff., den Einfluß auf die Archäologie (Panofka, Gerhard), die Theologie (Neander, Tholuck): Stark, a. a. O. S. 407, auf die Religionswissenschaft: Pinard de la Boullaye, L'étude comparée des religions I 1922, p. 260 ff. und Wundt, Völkerpsychologie II, 1, S. 534 ff.; RGG.[2] I, Sp. 1743 f., Baeumler in: Bachofen, Der Mythus von Orient und Okzident 1926, S. C. IV ff.

[1] Benjamin, Der Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik (Neue Berner Abhdl.) 1920. Vgl. Haym-Walzel, Die romantische Schule [5] 1928, bes. 2, 1 u. 3, 5 und die Das Verstehen I, S. 20 und II, S. 31 f. gegebenen Hinweise.

[2] Waetzoldt, Deutsche Kunsthistoriker II, Kap. 1. Über die Entstehung der Kritik: Dresdner, Die Kunstkritik. Ihre Geschichte und Theorie I, 1915 (bis Diderot).

Herrmann, gaben, wie Im. Bekker und später K. Lachmann [1], das Beispiel methodisch strenger Quellenanalyse. Dazu erweiterte sich — bedeutende Anregungen gingen dabei von den Führern der romantischen Bewegung aus — dauernd der Horizont der allgemeinen, besonders aber auch der kunstgeschichtlichen Betrachtung: die Welt des Mittelalters und der Orient erschlossen sich. Alle diese Anregungen wirkten sich in den zwanziger und dreißiger Jahren des Jahrhunderts aus [2]. Es war in den dreißiger

[1] Lachmann hat sich nur gelegentlich über hermeneutische Fragen geäußert. Vgl. die Praefatio zur Ed. des N. T. Dazu Hertz, K. L. 1851, bes. S. 160 ff. (über Interpretation): „Die ganze dichterische und menschliche Gestalt des Dichters mit seiner gesamten Umgebung sich in allen Zügen genau vorzustellen, ist die Vollendung des wahren Verstehens, ist das Ziel der philolog. Auffassung" (Vorr. zu Iwein) ebd. S. 180.

[2] Höchst lehrreich ist in diesem Zusammenhang ein Blick auf den ersten großen systematischen Entwurf einer Theorie der Interpretation für die christliche Archäologie, den 1867 Piper als „Einleitung in die Monumentale Theologie" vorlegte. Dort wird in reich dokumentierten Darlegungen die Geschichte dieses Forschungszweiges vom N. T. bis zur Gegenwart verfolgt (für uns bes. S. 746 ff. wichtig). Der Begriff der monumentalen Theologie wird — übrigens nach Vorgang von Rosenkranz, Theol. Enz. (vgl. Das Verstehen II, S. 258 f.) — §§ 2—22 entfaltet. Im Anschluß an Winckelmann wird „Monument" für die — im Gegensatz zur mündlichen und schriftlichen Überlieferung — in besonderem Stoff (Metall, Stein, Farbe) gestalteten Gebilde gebraucht (S. 5). Die Werke christlichen Ursprungs schied zuerst Walch in seiner Kirchengeschichte (Krit. Nachr. 1770) in schriftliche Aufsätze und Denkmäler (S. 6). Die Rechtfertigung der Existenz einer besonderen „Theologie der Kunst" geht von dem doppelten Bedürfnis von Kunst und Kirche aus, § 10. Die besondere Ausdrucksweise der Kunst im Gegensatz zur Sprache — beide verhalten sich, wie Piper mit O. Müller und Schnorr meint „irrational" zueinander (sprachlich nicht wiedergebbare Kunstmotive, künstlerisch nicht darstellbare Gedankenfolgen) — und ihr besonderer praktischer Sinn (Ausdruck des Frömmigkeitslebens der Gemeinde, daher ihr Spiegel) rechtfertigen eine besondere Behandlung (S. 34 f.). Über die Abgrenzung gegenüber der profanen Kunstgeschichte handelt Piper § 11. Die monumentale Theologie zerfällt in christliche Kunstarchäologie, Numismatik und Epigraphie. Ihr Begriff und ihre Einteilung wird ausdrücklich in Analogie zur monumentalen Philologie, mit deren Hauptvertretern sich Piper S. 45 ff., 56 ff. auseinandersetzt, entwickelt. Ich gebe sie, der methodischen Bedeutung wegen, die diesem Entwurf zukommt, ausführlich wieder: A. Wesen der christl. Kunst (Kunsttätigkeit, Entstehung der Kunst, Verhältnis zu antiker Kunst, Ablösung von der Kirche), Künstler (Verhältnis zur Kirche, Bildung, Individualität), Kunstwerke (synthetisch: Stoff und seine Bildung, Idee und ihre Gestaltung (Symbolik

Jahren, als dem wissenschaftlichen Publikum zum ersten Male ein selbständiger Versuch einer Theorie der Auslegung antiker Kunstwerke vorgelegt wurde, die ersten Grundzüge einer archäologischen Kritik und Hermeneutik. Der in der Geschichte der archäologischen Forschung wenig gewürdigte Verfasser ist K. Levezow. Bevor wir zur Besprechung dieses Entwurfs im Einzelnen übergehen, noch einige Vorbemerkungen.

Wir dürfen nicht annehmen, daß dieser erste Versuch eine Verarbeitung aller der genannten Strömungen und Bemühungen und eine Auseinandersetzung mit ihnen darstellt. Blieb ja der archäologischen Lehre von der Interpretation auf lange hinaus die nahe Verwandtschaft ihrer Problemlage mit der älteren und ausgebildeteren — etwa der theologischen — Hermeneutik und damit der Zusammenhang der allgemeinen Verstehenslehre verborgen. Wenn die Vorbildlichkeit der philologischen Theorie der Hermeneutik auch deutlich empfunden wurde, so hat doch vielfach die Befürchtung, bei allzu scharfer Orientierung an dieser könnte das Spezifische des archäologischen Auslegungsobjektes zu kurz kommen und die dadurch bedingte besondere Methode verfälscht werden, dazu geführt, daß man auch im Formalen die weitgehend spezifizierten und subtil entwickelten Fragestellungen der älteren Schwesterdisziplin wohl nicht immer genügend ausgenutzt hat.

Gegenüber der Philologie, die sich in erster Linie auf die Erforschung und Erklärung der literarischen Quellen zu stützen haben wird, sieht sich die Wissenschaft von der Kunst des Altertums vorwiegend auf die Monumente verwiesen. Die Medien sind also verschieden. Allerdings nicht

---

und Komposition), analytisch: Autoptik und — Kritik und Hermeneutik. B. Geschichte. C. Die christl. Kunstideen (Architektur: Symbolik der Bauwerke, zeichnende Künste: Entw. des christl. Bilderkreises; Inhalt: Monumentale Exegese, Geschichte des Gottesreiches, monumentale Dogmatik und Moral); prakt. Gebrauch.

Piper vermißt noch ein sicheres Unterkommen für die archäol. Hermeneutik (S. 63 f.). Er will sie — in der Auseinandersetzung mit Wolf, Müller, Gerhard, Stark u. a. — als konstitutive Disziplin nicht in die Einleitung, sondern wie die allgemeine Hermeneutik in der Philologie in den systematischen Teil setzen (s. oben), als das analytische Glied, das auf das synthetische folgt, denn „Kritik und Hermeneutik ist das Umgekehrte der Komposition" (S. 64).

ausschließlich: sie zieht die literarischen Berichte heran, wie die Philologie die Werke der bildenden Kunst. Aber schon unter diesem Gesichtspunkt müssen sich für die Praxis und Theorie der Auslegung beider bestimmte Folgerungen und Unterschiede ergeben. Literarische Quellen und Bildwerke können nun weiter beide unter dem Aspekt des künstlerischen Erzeugnisses betrachtet werden, als Kunstwerk, dessen Auffassung unter der Berücksichtigung dieses seines Charakters zu erfolgen hat. Wir haben gesehen, wie die hermeneutische Theorie die Interpretation der Bibel, der antiken Schriftsteller, der Neueren sich an dem Kunstcharakter dieser Werke orientieren ließ. Dabei war allerdings die Betrachtung als Kunstwerk nicht immer der beherrschende Gesichtspunkt: das Neue Testament gibt sich, so gewiß es ein Kunstwerk ist, als religiöse Schrift mit deren Charakter und Anspruch — auch und gerade an die Auslegung —, das Werk eines antiken Historikers wie Herodot kann man als künstlerisches Erzeugnis würdigen und doch ist es in erster Linie Mitteilung eines bestimmten Stoff- oder Ideengehaltes. Es wäre also zu denken, daß, ungeachtet dieser gemeinsamen Eigenschaft Kunstwerk zu sein, literarische und monumentale Quellen, jetzt natürlich auch abgesehen von dem oben gestreiften Unterschied ihres Mediums („Materials"), sich unterschieden und daher auch ihre Auffassung sich verschieden gestalten müßte. Eine lose schriftliche Mitteilung soll und kann unter bestimmten Voraussetzungen verstanden werden. Wir sind ihr gerecht geworden, wenn wir sie verstanden haben. Ein Gedicht soll und kann auch „verstanden" werden; aber haben wir damit seinen „Anspruch" erfüllt? Das Problem von Verstehen und „Genießen" bzw. Werten stellt sich. Die Hermeneutik muß dem Rechnung tragen. Und die Werke der bildenden Kunst — können, sollen sie „verstanden" werden? Man kann darüber streiten, ob ein Werk der bildenden Kunst — auch? — „verstanden" sein will und wie sich dies Verstehen zu dem Genießen verhalten möchte, wenn keine Differenzen — der Zeit, des Ortes, des Stoffes —, keine Fremdheiten vorhanden sind, die der Vermittlung, der Überbrückung bedürfen. Aber wo wäre das der Fall? Auch das Produkt der bildenden Kunst bedarf darum der Interpretation, also der Auslegung. Viele Probleme, die die Theorie der Auslegung der Schriften

vorfindet, stellen sich auch der der Bildwerke — es sei wieder nur an die historische, technische, individuelle Bedingtheit erinnert. Aber auch noch mehr und eigentümliche Probleme tauchen hier auf. Welche spezifischen Mittel ermöglichen es dieser Interpretationsart dem besonderen Zusammenhang, von „Gehalt" und „Gestalt" im Bildwerk gerecht zu werden? Wie steht es mit der Evidenz, die hier das Verständnis erreichen mag usf.? — Jedenfalls kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die erwähnten Differenzen am stärksten der uns zeitlich und räumlich so entfernten orientalischen und der antiken Kunst gegenüber fühlbar werden mußten[1]. Hier bedurfte es und bedarf es der Auslegung und Erklärung. So enstand — vor der kunstwissenschaftlichen im engeren Verstande[2] dieses Wortes — die archäologische Theorie der Hermeneutik und Kritik[3]. Ihrer Entwicklung haben wir uns jetzt zuzuwenden.

---

[1] Wie die klassische Philologie der orientalischen gegenüber jeweils mit dem Hinweis auf die normative Bedeutung der Antike hervorgetreten ist, so die klassische Archäologie — (und vgl. S. 303, Anm. 2 die kirchliche Archäologie) — gegenüber der Kunde von den morgenländischen Kunstdenkmälern. Vgl. oben Das Verstehen I, Kap. III, S. 185 Anm. 3 und Stark, Gesch. u. System S. 3, wo das Wort Goethes angezogen wird: „Chinesische, indische, ägyptische Altertümer sind immer nur Kuriositäten; es ist sehr wohl getan, sich und die Welt damit bekanntzumachen, aber sie werden nur wenig fruchten." — Auch heute werden von seiten des sog. dritten Humanismus ähnliche Gedanken vertreten (vgl. Das Problem des Klassischen und die Antike, hrsg. von W. Jaeger 1931). Den Gegenstandpunkt vertreten etwa: Strzyzowski, Die Krisis der Geisteswissenschaften 1923; Jakob, Der Einfluß des Morgenlandes auf das Abendland 1924 u. a. m.

Man wird, je nachdem ob der historisch-deskriptive oder der normativ-pädagogische Gesichtspunkt im Vordergrund steht, verschieden zu urteilen haben.

[2] Für die kunstwissenschaftliche Hermeneutik vgl. die Nachweise bei Tietze, a. a. O. S. 350 ff., die Das Verstehen II, S. 29 gen. Literatur und neuerdings vor allem die Arbeiten von Panofsky, wie Zum Problem der Beschreibung und Inhaltsdeutung der bild. Kunst (Logos 21, 1932, S. 103 ff.).

[3] Noch Stark urteilt (Archäol. S. 54), daß die Grundsätze der Hermeneutik, der Interpretation der Quellen der archäologischen Erkenntnis bisher noch kaum im Zusammenhang behandelt worden seien. Vgl. Starks Anzeige von Förster, De hermeneutices arch. principiis Diss. Gott. 1873 in Bursians Jahresber. über die Fortschr. d. Altert. 1873, S. 1645 ff. — Sittl fügt seiner Archäologie der Kunst (Handb. d. Altertumswiss.

Erinnern wir uns, welche Stelle der Auslegung von Kunstwerken in der hermeneutischen Lehre Wolfs, Boeckhs, Asts und Bernhardys angewiesen, bzw. wie sie aufgefaßt war. Dabei wird nicht zu vergessen sein, daß der Levezowsche Versuch einer archäologischen Hermeneutik vor der Veröffentlichung der Enzyklopädien Boeckhs und Bernhardys erschienen ist. Levezow war selbst ein Schüler Wolfs. Fr. A. Wolf hat, wie wir früher sahen[1], den Stoff, den die Altertumskunde zur Erreichung ihres Zieles, der Vergegenwärtigung der antiken Welt, bearbeitet, die opera, in die zwei Gruppen der opera literata und der opera artificum eingeteilt, die er für nahezu gleich wichtig erklärt. Beide sollen unter dem doppelten Gesichtspunkt des Lernens und Genießens betrachtet werden. Die Lehre Wolfs spitzt sich aber dann doch sehr bald auf die Betrachtung der einen, spezifisch philologischen Ausdrucksart, der Wortsprache, zu. Und die drei einleitenden Disziplinen, die er zur Grundlage der Altertumswissenschaft macht, Grammatik, Hermeneutik und Kritik, sind von ihm, soweit er ihre Theorie überhaupt durchgeführt hat, so gut wie ausschließlich am Verständnis der Schriftwerke orientiert. — Daß für Boeckh[2], dessen berühmte Definition der Philologie die Aufgabe stellt, zu erkennen, was einmal erkannt ist, unter das „Erkannte" auch die Produkte der Kunst zu zählen sind, haben wir gesehen[3]. Alles

III, 1895) einen — systematisch nicht sehr ergiebigen — Abschnitt Angewandte Archäol. (Herm. u. Kritik) S. 801 ff. an.

Die archäol. Hermeneutik von Robert (1919), der letzte systematische Versuch dieser Art, verzichtet auf alle Darlegung des inneren Zusammenhangs der Hauptgesichtspunkte („die Regeln, die ich vortrage, haben sich mir auf rein empirischem Wege ergeben. Die Gesetze der Hermeneutik in ein System zu bringen, muß ich philosophischen Köpfen überlassen") (Vorw.).

[1] Das Verstehen I, S. 66.

[2] Ebd. S. 71. Vgl. Starck, Archäologie S. 233ff. — Ausdrücklich orientiert sich in seiner Bestimmung des Wesens und Ortes der Archäologie noch an Boeckhs Wissenschaftslehre Conze in seinem lehrreichen Vortrag Über die Bedeutung der klass. Archäologie 1869, S 4 ff. (Sogar das uns auch von Reichardt (s. oben S. 268, Anm. 7) bekannte Längen- und Querschnittbild Boeckhs kehrt hier wieder). Ausdrücklich wird die Archäologie hier in die Gruppe der Wissenschaft eingeordnet, die „ihr Verstehen an gegebenem Stoff" übt. Auch Useners bekannte Rede über Philologie und Geschichtswissenschaft (1882) setzt sich ja dann — weitgehend negativ — mit Boeckhs Lehre auseinander (S. 11).

[3] Vgl. Das Verstehen I, S. 178 und 197, Anm. 3. Gegen die Einengung

Mitgeteilte ist Zeichen (Schrift) oder Gebilde (Kunstwerk) und will verstanden sein. Hermeneutik und Kritik müssen den Weg dazu zeigen. Aber auch Boeckh fragt in erster Linie nach der Erforschung des Wortes, — die der Bildwerke möchte er sich selber überlassen [1]. Wir werden nicht ausführlicher darüber belehrt, wie weit der große Philologe ihrer Interpretationslehre etwa Besonderheiten zuzugestehen geneigt gewesen wäre [2]. Auch Fr. Ast, so sahen wir, teilt mit Wolf und Boeckh die umfassende Bestimmung der Aufgabe der Philologie: der Geist des Altertums, den sie erfassen und zu erfassen lehren soll, lebt in den Werken der Kunst wie in den anderen Äußerungen [3]. Aber auch er widmet seine Aufmerksamkeit — ganz folgerichtig als Philologe — vorwiegend der literarischen Überlieferung, an der auch seine hermeneutische Theorie orientiert ist [4]. Bernhardy schließlich — um die Erwähnung seiner zeitlich später ausgesprochenen Anschauung hier anzuschließen — läßt das Studium des Altertums, wie wir sahen, zerfallen in seine geistige Erforschung, die realen und praktischen Altertümer und die Kunstwissenschaft; die letztere ist ihm nur ein „Beiwerk" der Philologie [5]. Dafür wird zur Hermeneutik, die wir nach ihm

---

des Begriffs der Philologie, die einige der Wegbereiter der archäologischen Wissenschaft vertreten (Gerhard wollte die Archäologie, zu der er Kunst- und Religionswissenschaft hinzurechnet, als „monumentale Philologie" verselbständigen [Hyperbor.-röm. Studien I 1883, S. 3 ff.]), wendet sich Boeckh ausdrücklich Enz. S. 64 ff., 68, 255, 508.

[1] Enz. S. 78, 179. Im Hinblick auf die „Gebilde" heißt es bei Boeckh (Enz. S. 78): „Auch die letztere Art der geistigen Manifestation sind indes gewissermaßen Hieroglyphen, welche durch Hermeneutik und Kritik entziffert werden müssen, indem man aus der richtigen Erkenntnis der Formen auf die Bedeutung derselben in den Werken der menschlichen Tätigkeit oder vielmehr auf die dadurch dargestellten Ideen, auf Inhalt oder Sinn schließt." Er fügt hinzu: „In bezug auf die Gebilde der Kunst und Technik hat man angefangen, eine archäologische Hermeneutik und Kritik zu gestalten. Wir müssen diese spezielle Anwendung der allgemeinen Theorie von unserer Darstellung ausschließen." — Vgl. Das Verstehen I, S. 194.

[2] Vgl. aber Enz. S. 464 ff., bes. S. 492 ff. (Die Kunsterklärung als formale Grundlage der „Kunstarchäologie").

[3] Das Verstehen I, S. 33 f.

[4] Vgl. Verst. I, S. 37: „Als das erste und unmittelbare Produkt aller geistigen Schöpfung haben wir das Wort anzusehen."

[5] Enz. S. 47. Siehe oben Abschn. A, S. 257. — Unter den „Beiwerken" steht die Kunst der Alten obenan, die „zwar die tiefsten Einsichten in den

mit der Kritik ihre Elemente bilden sahen, die Ästhetik geschlagen[1].

Levezow[2] geht in seiner am 21. November 1833 in der Berliner Akademie gelesenen Abhandlung über archäologische Kritik und Hermeneutik[3] von der Zweiteilung der Denkmäler aus, die das Altertum hinterlassen hat, in Schriftwerke und Kunstdenkmäler. Für die Prüfung der Echtheit der ersteren und ihre Erklärung, so meint der Archäologe, sind längst Regeln und Grundsätze in einer ausgebildeten Theorie entwickelt worden. Die Fremdheit, die wir zunächst einmal den Werken gegenüber verspüren müssen, die uns nach Form und Inhalt unverständlich sind, ist immer wieder zu überwinden. Es ist daher nötig, so sagt Levezow, daß das Geschäft der Erklärung und Übersetzung hinzukomme, um unsere Vorstellungen, Gedanken und Empfindungen in unsere Sprache gehüllt, erst mit denen der Alten

geistigen Schwung, die Sittlichkeit und materielle Technik derselben gewährt und dem Philologen mehr als ein mittelbares Werkzeug ist, aber wegen ihres Umfangs und ihrer methodischen Eigentümlichkeit nur im allgemeinen ihm zugänglich wird" (a. a. O. S. 52).

[1] Enz. S. 339 ff. Die Kunstwissenschaft gliedert sich nach Bernhardy (Enz. S. 342 ff.) nach ihrem Material oder Stoff (Plastik, Malerei, Architektur) und nach ihrer Methodik, die mit einer Geschichte beginnt, an die sich Kunstgeographie, Wissenschaft von der Technik und Mythologie, schließlich die Kritik anschließen. — Die Stellung Reichardts ist aus Gliederung der Phil. S. 113 ff., 119 und oben S. 868 f. zu entnehmen.

[2] Konrad Levezow (1770—1835), Schüler F. A. Wolfs, im Schul- und später ganz im Museumsdienst (Berlin) beschäftigt, besaß, nach Urlichs, „gute philologische Bildung, natürlichen Geschmack und ein gesundes Urteil", dagegen weniger ausgebreitete Kenntnis der Originaldenkmäler (ADB. 18, S. 504).

[3] Abhdl. der Preuß. Akad. der Wissensch. 1833, S. 225 ff.

Vgl. die Anzeige Welckers im Rhein. Mus. 1835 III, S. 499 (Kl. Schr. III, S. 350 f) („die erste wissenschaftliche Auseinandersetzung des Begriffs eines Gegenstandes, welche auf praktischem Wege sich deutlich zu machen, Ref. immer bemüht gewesen ist, auch theoretisch in seinen Vorlesungen über die philologische Enzyklopädie aufnahm") (S. 351). — Gegen Otfr. Müller, der in seinem Handbuch der Arch. (S. 23) Hermeneutik und Kritik als formell nicht besonders darstellbar bezeichnet hatte, wendet sich Welcker ausdrücklich. (Vgl. oben S. 301, Anm. 2). Daß seit Müller die Behandlung der Hermeneutik aus dem Handbuch der Archäologie gänzlich verschwunden sei, notiert Bursian in seinem Vortrag auf dem Philol.-Tag 1863. Vgl. unten S. 326 ff.

Vgl. O. Müller, Kl. Schr. S. 20.

auszugleichen, uns mit ihnen auf gleichen Standpunkt der Sprache, der Ansicht, des Urteils, der Empfindung zu versetzen, ehe wir sagen können: „wir verstehen die Schriften der Alten, wir genießen sie“ [1].

Diese Auslegung kann deshalb keine willkürliche sein, weil in der Hervorbringung eines jeden geistigen Werkes sich ja eine gewisse Gesetzmäßigkeit auswirken wird, nach der die Interpretation sich richten muß. Levezow weist darauf hin, daß sowohl allgemein menschliche Fähigkeiten, wie Empfindung, Sprache usw., dabei beteiligt sind, als auch die Modifikationen, denen diese in den einzelnen Individuen unterworfen sind, und er formuliert danach als die Aufgabe der Hermeneutik der Schriftwerke: die Gesetze, nach welchen dieses Vermögen sowohl im Ganzen der Literatur aller kultivierten Völker, als der eines besonderen Volkes und der Geistesprodukte eines besonderen Schriftstellers wirksam sind und auf die Eigentümlichkeiten und Konstruktionen des Ganzen und des Einzelnen Bezug haben, in Hinsicht auf Sprache und Literatur und das Verständnis der Schriftsteller zu entwickeln [2]. Je nachdem kann man von einer allgemeinen oder besonderen Hermeneutik sprechen.

Was nun, so meint Levezow, den Schriftwerken — es handelt sich hier um die der Alten — recht ist, sollte den Kunstwerken billig sein [3]. Auch sie entstammen fremden Zeiten und Orten: sie werden daher, wie der archäologische Theoretiker sagt, in demselben Zusammenhange mit ihren eigentümlichen Ideen, Empfindungen, Gebräuchen und Zuständen stehen. Auch wo sie in Formen auftreten, die allgemeingültig sein mögen, erscheinen sie vielfach in Verbindung mit Zügen und Beigaben, die uns fremd sind. Wenn man sich demgegenüber auf Gefühl und Auge verläßt, so wird man wohl durch solche Werke angezogen werden können und sich an dem, was einem verwandt ist, freuen, aber das Eigentümliche, von uns Verschiedene wird rätselhaft bleiben

[1] Akad. Abh. S. 226. [2] Akad. S. 226.

[3] Den Grund dafür, daß die Theorie der Interpretation der Denkmäler so sehr hinter der der literarischen Werke zurücksteht und so spät zu einem einheitlichen System sich entwickelt, sieht Levezow in der Tatsache, daß man sich später mit den Kunstdenkmälern als mit den Schriften der Alten beschäftigt habe und ganz spät erst mit ihnen als Monumenten der Kunst (§ 24).

und nach einer Erklärung rufen [1]. Wir bemerken bald, daß in Natur, Form und Charakter der Kunstwerke eine gewisse Gesetzmäßigkeit in den Übereinstimmungen und Abweichungen sich beobachten läßt, die ihrerseits gründet in der Eigentümlichkeit der Gemeinschaft, aus der sie hervorgehen, den Gesetzen der Kunstgattungen, in die sie gehören und den Sphären ihrer Darstellungsweisen, wie Levezow sagt. So kann er die Aufgabe stellen, bei genauer Kenntnis dieser Eigentümlichkeiten jener alten Nationen und der verschiedenen Kunstgattungen, die Gesetze zu entdecken, nach welchen die alten Künstler sich bei Verfertigung ihrer Kunstwerke richteten und die Ideen zu entwickeln, welche dadurch vorgestellt werden sollten [2].

Levezow trägt nun, in der Erwägung, daß die Hermeneutik der antiken Kunstwerke ja nur ein Teil der allgemeinen Lehre von der Auslegung von Kunstwerken überhaupt sei[3], kein Bedenken, von einer solchen allgemeinen Theorie der Interpretation von Kunstwerken auszugehen [4]. Das Kunstwerk haben wir uns nach ihm bestehend zu denken aus einer Idee als dem geistigen Wesen und aus der Form als dem Bilde, in das sie eingekleidet erscheint. Die erstere aber erkennen wir nur auf dem Wege über die Form. Form und Idee nämlich sind verbunden zu denken wie Zeichen und Bezeichnetes, nach der Notwendigkeit der Natur, nach Tradition, Übereinkunft, Symbol, Analogie, Assoziation oder wie immer. Die Idee, die gleichzusetzen ist mit der ursprünglichen Vorstellung des Künstlers, ist der Erkenntnisgrund des Sinnes, den ein Kunstwerk hat, während Gestalten und Farben und natürlich Worte die Erkenntnismittel sind; wer demnach, sagt Levezow, die Bedeutung und den Sinn eines Kunstwerkes zu erforschen sucht, muß sich der Idee des Künstlers zu versichern suchen; das Mittel dazu ist das Studium der Gestalten, des Bildes, worin

[1] Akad. S. 227. [2] Akad. S. 228.

[3] Levezow wendet sich — wie übrigens schon Welcker, dem er hierin zustimmt — gegen O. Müllers Bestreitung der Möglichkeit und Notwendigkeit archäologischer Hermeneutik (a. a. O. S. 143). Vgl. oben S. 309.

[4] Archäologische Kritik und Hermeneutik werden von Levezow als — übrigens unentbehrliche (§ 23) — propädeutische Disziplinen der Archäologie aufgefaßt (§ 22), sie haben es nur mit einem Teil des Materials der Archäologie zu tun, mit einer ihrer Quellen, den bildlichen Denkmälern der antiken Kunst.

die Idee eingehüllt ist [1]. Hier folgt der archäologische Forscher ganz der klassischen Kunsttheorie.

Aus alledem ergibt sich, daß für den Interpreten ein Dreifaches notwendig ist zum Verständnis und zur Erklärung von Kunstwerken. Einmal Kenntnis der Formenwelt in bezug auf Natur und Kunst, dann Kenntnis der „Ideen", was Levezow gleichsetzt mit „Erudition oder Wissenschaft", und drittens „Verstandesfertigkeit", die es erlaubt, von den Formen auf die zugrunde liegenden Ideen rückzuschließen. Dabei ist das Verhältnis der drei Faktoren so zu denken, daß die Verstandesfertigkeit mit den beiden Arten von Kenntnissen arbeiten soll, indem sie das Objekt der Auslegung vergleicht, eben mit den allgemeinen und besonderen Natur- und Kunstformen und mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen, die wir dann den — Schriften der Alten zu entnehmen haben. Dazu ist in dem besonderen Fall der Interpretation antiker Kunstwerke noch zu ermitteln, ob das zu erklärende Werk wirklich ein altes ist oder nicht, es tritt also unter Umständen noch ein Vergleich mit Produkten der modernen Kunst hinzu [2].

Die Altertümlichkeit eines Kunstwerks ist mit Hilfe von inneren und äußeren Erkenntnisgründen festzustellen, also nach Form und Idee einerseits, nach Material, direkten (inschriftlichen) Zeugnissen, Umgebung, durch Vergleich oder historische Notizen andrerseits [3]. Damit geht die hermeneutische Aufgabe in die kritische über [4]. Levezow hat zwischen beiden nicht eine so deutliche Trennungslinie gezogen wie andere Autoren [5].

Das Entscheidende aber ist für die Auslegung, die richtige Beziehung zwischen Form und Idee im Kunstwerk aufzufassen, damit seinen Sinn auszusprechen. Regeln und Hinweise dafür muß die hermeneutische Theorie entwickeln [6]. Levezow faßt

[1] Akad. S. 229. [2] Akad. §§ 6, 11.

[3] Akad. § 12. Also, das was Droysen (s. o. S. 172) Interpretation der „Bedingungen" nennt.

[4] Die beiden Operationen sind verwandt, sie setzen sich gegenseitig voraus und bedingen einander (Akad. § 18).

[5] Die Kritik hat die nationale und temporelle Herkunft des Kunstwerks zu ermitteln bzw. sicherzustellen, sodann aber auch seiner individuellen Natur (von der Hand eines besonderen Künstlers) gerecht zu werden (Originalität). (Akad. §§ 13—17). [6] Akad. § 9.

ihre Aufgabe in der etwas umständlichen Definition zusammen: Sie würde demnach „die Gesetze, nach welchen teils jene dreifache Vergleichung in Absicht auf die Kunstwerke der alten, sowohl im Allgemeinen, auf jedes alte Kunstwerk überhaupt anwendbar, als in besonderer Beziehung auf die einzelnen Klassen derselben, als eben soviel besondere Darstellungsweisen, angestellt und aus dieser Vergleichung zum Behuf des Verstehens und Erklärens derselben richtige Schlüsse und Regeln gezogen werden müssen, wissenschaftlich aufgestellt und gerechtfertigt miteinander verbinden“ [1].

Das sind die sehr allgemein gehaltenen Grundlinien, die der erste Theoretiker der archäologischen Hermeneutik gibt. Er mußte die Aufgabe sie weiter zu entwickeln und auszubauen der Folgezeit überlassen. In der Tat knüpfen die Autoren, deren Namen wir jetzt zu nennen haben werden, an den ersten Versuch Levezows an.

7. Die hermeneutische Lehre Prellers.

Ein Jahrzehnt später als Levezow (1845) hat Ludwig Preller [2] in einer Abhandlung über Die wissenschaftliche Behandlung der Archäologie die Theorie der archäologischen Hermeneutik weiter zu entwickeln und fortzubilden versucht [3]. Dem Schüler Gottfr. Hermanns, Boeckhs und O. Müllers lagen bei der Abfassung seiner grundsätzlichen Besinnung einige wichtige Äußerungen bedeutender Forscher über Wesen und Aufgabe der Archäologie vor, mit denen er darum auch Gelegenheit genommen hat, sich auseinanderzusetzen. Vor allem die Gedanken Wolfs sind es, die er berücksichtigt, aber auch

[1] Akad. S. 223.

[2] Ludw. Preller (1809—1861), als Student von Gottfr. Hermann und Schleiermacher, dann von Boeckh und O. Müller angezogen, mit Nitzsch und Heinr. Ritter befreundet, wirkte in Kiel, Dorpat, Jena, dann an der Bibliothek in Weimar, unternahm ausgedehnte Reisen und ist vor allem durch seine mythologischen Studien bekannt geworden („Griech. Mythologie“ 1854; „Röm. Mythologie“ 1858). Seine zahlreichen Arbeiten erstrecken zich auf die verschiedensten Themen aus den Gebieten der Altertums- und Kunstwissenschaft (Bibliogr.: Ausgew. Aufsätze aus dem Gebiet der Altertumswiss., hrsg. v. Köhler 1864, S. 543 ff.).

[3] Zeitschr. f. Altertumswiss. III 1845, Suppl. 1, 2 (abgedr. Ausgew. Aufs. S. 384 ff.). Ausdrückliche Beziehung auf Levezows Versuch: a. a. O. S. 348.

die Darstellungen seines engeren Fachgenossen Gerhard[1], der sich mehrfach prinzipiell mit methodischen Grundproblemen der archäologischen Forschung beschäftigt hat[2]. Preller steht durchaus auf dem Boden der Auffassung von den Aufgaben der Altertumswissenschaft, die er bei Boeckh kennengelernt hat[3]. Aber er ist auch nicht unberührt von der Wirkung, die die Diskussion über die Selbständigkeit der monumentalen Philologie ausüben mußte. An ihrer Unterordnung unter die Altertumswissenschaft hält er fest, aber er scheidet scharf zwischen Altertumswissenschaft und Philologie[4]. Letztere ist nämlich einer neben andern Zweigen der Erforschung der Antike. Die Altertumswissenschaft ist eine, aber sie hat zwei „Techniken" — unser Autor will gern der Philologie das Recht zubilligen, sich als der rechte Arm dabei zu fühlen[5] — eine Scheidung, die Preller durch die Doppelheit der Hauptgattungen von Erkenntnisquellen gerechtfertigt sieht: literarische und monumentale[6]. Beide Techniken haben verschiedene Ausgangspunkte, streben aber demselben Ziele zu[7].

[1] Über Ed. Gerhard vgl. Stark, Archäologie S. 284 ff. und O. Jahn, E. G. 1868.

[2] Hyperbor. röm. Studien 1833 I, S. 1—84; Grundr. d. Archäol. 1853, S. 39 ff.; Archäol. Sammlungen und Studien 1860, S. 6—20.

[3] „Unter der Altertumswissenschaft aber verstehen wir überhaupt die systematische Behandlung des gesamten Altertums nach seinen historischen und geistigen Beziehungen, mit der allgemeinen Aufgabe der wissenschaftlichen Reproduktion dieses bestimmten Abschnitts aus der Geschichte der Menschheit, der auch noch für die allerneuste Bildung mit bestem Recht klassisch genannt werden darf." (Ausgew. Aufs. S. 392.)

[4] Ausgew. Aufs. S. 388 ff.

[5] Die Philologie ist erstens praktisch (Schule, Universität) wichtiger, zweitens aber ist, nach Preller, Sprache und der in dem Sprachlichen gegebene Inhalt von Gedachtem und Erfahrenem die bei weitem interessantere und reichere Hinterlassenschaft des Altertums. (Ausgew. Aufs. S. 391.)

[6] In einer Münchener Festrede (Dissertatio qua probatur veterum artificum opera veterum poetarum carminibus optime explicari) hatte übrigens Fr. Thiersch inzwischen (1835) von der Interpretation der Kunst- durch die Literaturdenkmäler gehandelt, dabei aber das Prinzipielle verhältnismäßig kurz streifend und länger bei den Beispielen dazu verweilend. Aufmerksamkeit verdient übrigens Thierschs Allgem. Ästhetik (1846) und die Vorles. über die Fortschr. der philol. Wiss. (Schellings Allgem. Zeitschr. 1813), S. 535 ff., bes. S. 545 f.

[7] Während die Altertumskunde, wie jede Wissenschaft, als ein Ideal nur approximativ zu erreichen ist, stellen, nach Preller (a. a. O.

Wenn als das Objekt der technischen Philologie die klassische Literatur, als Hauptfertigkeiten Kritik und Hermeneutik, als Ausrüstung Grammatik und Literaturgeschichte gelten sollen[1], so kann, nach Preller demgegenüber nicht ohne weiteres, wie vielfach geschehen ist, einfach die bildende Kunst als Objekt der technischen Archäologie gesetzt werden[2]. Denn einerseits sind keineswegs alle Gegenstände, mit denen diese zu tun hat, und ist keineswegs ihr alleiniges Interesse bestimmt durch Kunst[3], umgekehrt fallen natürlich längst nicht alle Kunstwerke unter die archäologische Betrachtung[4]. Das künstlerische Interesse ist nicht das allein maßgebende für die Betrachtung etwa der Münzen, und die Inschriften, die doch auch weitgehend in den Bereich der archäologischen Forschung fallen, lassen sich nicht ohne weiteres als Werke der bildenden Kunst ansprechen. Darum will Preller das Objekt der Archäologie lieber als das Monumentale definieren[5] und darunter „sämtliche aus dem Triebe des Bildens und körperlichen Schaffens und Bildens hervorgegangenen Überbleibsel des Altertums" verstehen, die „nur nebenbei literarisch-sprachlich, wohl aber durch ihren Stoff, ihre Form, Gestalt und reale Beziehung interessieren". Dieser Begriff des archäologischen Gegenstands hat vor dem andern voraus, daß er nichts über das Inhaltliche besagt, sondern von der Art und Weise der Darstellung ausgeht. Außerdem ermöglicht er eine reinere und umfassendere Auffassung der antiken Kunst, die neben den Bildwerken (Architektur, Plastik, Malerei) eben doch auch noch andere Zweige hat (Orchestrik,

S. 393), Philologie und Archäologie Techniken dar, in denen sich Virtuosität erreichen läßt. Die Meister des Fachs wissen beide zu handhaben.

[1] Ausgewählte Aufs. S. 391. [2] A. a. O. S. 385.

[3] Was die Weihe der Kunstproduktion hat, meint Preller (a. a. O. S. 387), wird immer das Vorzüglichste in dem Kreis der archäologischen Objekte bleiben, aber zu ihnen gehören doch solche, die einem anderen leitenden Interesse (Religion, Politik, Handel, Sitte, Luxus) ihr Dasein verdanken.

[4] Preller weist darauf hin (a. a. O. S. 388), daß Künstler und Archäologen ja auch nicht im besten Einvernehmen zu stehen pflegten — ein Hinweis darauf, daß das Interesse der Kunst ein höheres und allgemeineres als das der Archäologie zu sein pflegt.

[5] A. a. O. S. 386. Gegen diese Definition hat sich, wie wir sehen werden, lebhafter Widerspruch geregt (s. u. S. 327).

Musik, Rede- und Dichtkunst), deren Gestaltung für die Kunsttheorie von höchster Bedeutung sein muß.

Das „monumentale Altertum" ist also das Objekt der Archäologie, und wie bei den Schriftwerken ist Kritik und Hermeneutik nach Preller die Hauptsache[1]. Dazu kommen, subsidiär, die — autoptische — Vergleichung der Denkmäler und ihrer Gattungen, das Studium der Technik und die Kunstgeschichte. Das Verfahren der Archäologie ist zunächst deskriptiv; sie, die ja mit fortwährender Sammlung und Bearbeitung der Denkmäler beschäftigt sein muß, kann zu einer Kunsttheorie noch nicht fortschreiten, sie kann das auch deshalb nicht, weil zu einer solchen ein Überblick über das Gesamtgebiet der Kunst erforderlich ist, den die technisch-archäologische Betrachtung nicht haben kann. Preller weist die Kunstlehre des Alten daher der Altertumswissenschaft zu[2].

Bezüglich der Gliederung der Archäologie — und damit auch der Einordnung von Hermeneutik und Kritik in ihr System — will Preller Fr. A. Wolf weitgehend folgen. Mit diesem will er eine dreifache Abstufung der archäologischen Disziplinen vornehmen: Periegese, Kunstlehre — oder wie er lieber sagen will: archäologische Kritik und Hermeneutik — und Kunstgeschichte sollen einander folgen[3]. Eine ähnliche Einteilung und Auffassung der archäologischen Aufgabe hatte auch Braun vorgeschlagen, den Preller daher wie übrigens auch Gerhard — ebenfalls mit Beifall — anzieht[4]. Das hermeneutische Verfahren, dem auch dieser Autor seine Stelle anweist, geht von der Vergleichung der Monumente untereinander aus; Braun schlägt übrigens, im Gegensatz zu Thiersch, die Hilfe, die die Literatur bei der Erklärung der Denkmäler leisten kann, verhältnismäßig gering an, weil beide einmal von Natur

[1] Ausgew. Aufs. S. 391. [2] A. a. O. S. 392.

[3] Preller sagt (a. a. O. S. 394): „Die „Kunstlehre" hat bei Wolf theoretisch und praktisch die Grundsätze und technischen Regeln zu erläutern, nach denen die Künstler des Altertums arbeiten und nach denen wir folglich ihre Werke betrachten, erklären und an ihnen Verschiedenheit des Stils und der Arbeit, früheres oder späteres Alter, Echtheit und Unechtheit unterscheiden müssen"; stimmt also dieser Fassung ihrer Auffassung zu. Auch die Lehre von der Symbolik, Allegorie und Ikonologie rechnet hierher.

[4] Vgl. E. Brauns Art. „Archäologie" im Konversationslex. der Gegenw. I, S. 159 ff. Vgl. dess. „Grundzüge einer Denkmälerkunde (Hyperbor. röm. Studien II, 1852, S. 1 ff.).

verschieden seien, sodann aber auch der Zufall dafür gesorgt habe, daß nicht allzu häufig beide uns die gleichen Gegenstände darstellten. Für die Feststellung sicherer hermeneutischer Grundsätze sei, so meint Braun, noch sehr wenig geschehen. Ja, er erklärt, wenn in irgendeinem Gebiet der Altertumsforschung die Willkür frei schalte, so sei das bei der Kunsterklärung bis auf den Tag der Fall. Preller stimmt dem zu [1] und fordert seinerseits die Mitwirkung eines jeden an der Lösung der zweiten Aufgabe, der Herbeiführung eines klareren Bewußtseins über das spezifische Verfahren der archäologischen Auslegung [2]. Levezow billigt auch er den Ruhm zu, als einziger bis dahin eine ausgeführtere Darlegung darüber vorgelegt zu haben.

Die Kritik hat nach Preller der Hermeneutik voraufzugehen; sie wird von ihm etwas umständlich und kaum ganz treffend definiert als „die Kunst, ein gegebenes Schrift- oder Bildwerk in seinem ihm eigentümlichen Zusammenhange, aus dem es hervorgegangen ist, an seinen wahren Ort zu stellen, wo es seine Kausalität und seine genetische Begründung hat“ [3].

[1] „Aber so gewiß die Schönheit“, heißt es Ausgew. Aufs. S. 424 „nicht bloß eine Tatsache für das Auge, sondern auch für den Verstand ist, so gewiß sie ihre innere Tektonik und ihre Regeln hat, so gewiß müssen diese Regeln auch aufzuweisen und durch Wort und Rede klargemacht werden können“.

[2] A. a. O. S. 396.

[3] Vgl. S. 398 ff. — Die äußere Kritik hat Ort und Zeit des Monumentes zu fixieren, die archäologische Konjekturalkritik durch Divination aus den Fragmenten oder Korruptionen wieder das Ganze herzustellen. Die konstitutive Kritik leitet, indem ihr die Feststellung des wirklichen Ursprungs des Objektes und damit seiner archäologischen Bedeutung obliegt, bereits unmittelbar zur Hermeneutik über (a. a. O. S. 399). — Die äußere Kritik hat zu achten auf Ort und Bestimmung, das Material, die Verbindung von Material und Gattung des Bildwerkes, hat die Werke nach sachlichen Zusammenhängen zu ordnen und die literarische Tradition zu bearbeiten; die konjekturale Kritik beginnt mit der negativen Arbeit (Ausscheidung des Unechten, Verstümmelten, Interpolierten), auf die die positive Restauration zu folgen hat, die rein anschaulich oder in Zusammenfügung und Ergänzung vor sich geht und nach Preller die beste Vorbereitung zur eigentlichen Interpretation ist; die mangels einer bestimmten Überlieferung einsetzende konstitutive Kritik ergründet, von welchem Volk, aus welcher Zeitperiode, von welchem Künstler das Kunstwerk stammt und ob es ein Original ist. — Der Kritik werden damit Aufgaben übertragen, die wir gewohnt sind, für die Hermeneutik in Anspruch genommen zu sehen. Allerdings kehren

Diese, mehr dem äußeren Verfahren als dem Wesen der Kritik gerecht werdende Bestimmung wird verdeutlicht durch Prellers Zweiteilung ihrer Aufgaben in eine negative, den falschen Zusammenhang auflösende und in eine positive, den richtigen herstellende[1]. Die Auslegung will unser Forscher als die genaue Fortsetzung des Geschäftes der Kritik ansehen; sie wird, ebenfalls ziemlich umständlich, bezeichnet als „die Explikation derjenigen Bestimmungen, welche in dem durch jene gefundenen Kausalzusammenhange liegen, so daß die Genesis des problematischen Schrift- und Bildwerkes aus diesem Zusammenhange und der gesamte konkrete Inhalt desselben in wissenschaftlicher Konstruktion wiederholt wird“[2]. Diese Zielsetzung erinnert einigermaßen an die hermeneutische Lehre Schleiermachers von der Wiederholung des Schaffensprozesses im Verstehen[3]. Betrachten wir die Durchführung der Theorie im Einzelnen.

Preller handelt zunächst von den Hilfsmitteln, dann von den Aufgaben der archäologischen Erklärung[4]. Zu den ersteren rechnet er einmal die Stellen der Alten, also mythologische und periegetische Angaben und die Anschauungen der Dichter. Über die Hilfe der Literarquellen für die Archäologie denkt Preller optimistischer als Braun und betont das auch: Die Koinzidenz einer Dichterstelle und eines Bildwerkes gebe immer, so meint er, die befriedigendste Erklärung, und rein archäologische Tatsachen ohne Zeugnisse behalten etwas sehr Prekäres. Die Beziehungen zwischen beiden Künsten seien so feine und mannigfaltige, daß es schwer sein werde, zu entscheiden, von welcher Seite der größere Einfluß geübt werde. Das zweite Hilfsmittel stellen die erklärenden Inschriften dar, also eine Art von beigefügtem Lapidarkommentar, das dritte aber muß die vergleichende Be-

sie auch in der hermeneutischen Theorie (s. unten) noch einmal wieder, ohne daß deutlich gemacht wäre, wodurch diese Scheidung bzw. Doppelaufgabe sich rechtfertige.

[1] Ausgew. Aufs. S. 399. [2] A. a. O. S. 399.

[3] Das Verstehen I, S. 148 ff. „Wir reproduzieren“ heißt es einmal im selben Sinne später bei K. Fiedler, „die künstlerische Tätigkeit, und das Maß von Verständnis, zu dem wir gelangen können, ist abhängig von der produktiven Kraft unseres Geistes, mit der wir dem Kunstwerk begegnen“ (Schriften über Kunst ed. Marbach 1896, S. 69). — S. u. S. 322, Anm. 1. [4] A. a. O. S. 411.

trachtung der Monumente sein, die die vorbereitenden Untersuchungen der Kritik weiterführen wird. Preller verliert sich hier ziemlich weit in die praktischen Erfordernisse für eine solche Vergleichung (Geldmittel, Reisen, Reproduktionen usw.); wir gehen darauf in unserm Zusammenhange nicht ein. Wohl aber ist zu der Aufgabenstellung noch ein Wort zu sagen, die Preller der archäologischen Hermeneutik zuweist. Hier unterscheidet er dreierlei: die Aufgabe der technischen, der sachlichen und der ästhetischen Erklärung[1]. Zu ihnen gibt er jeweils eine kurze Ausführung. Was die erstere anlangt, so verweist Preller auf die ausführliche Darstellung im Handbuch Otfried Müllers, ohne sich näher auf die prinzipielle Bedeutung dieser Interpretationsart einzulassen. Es kann aber keine Frage sein, daß diese erheblich ist, denn gerade das Spezifische des Materials, das das Objekt der archäologischen Forschung darstellt, rechtfertigt ja, wie wir sahen, die Abgrenzung einer besonderen Disziplin und eines besonderen Verfahrens auch in der Hermeneutik. Aus der besonderen Natur des Materials — dessen einzelne Kategorien gewiß auch von Bedeutung, aber wohl nicht von größerem Interesse für die Interpretationstheorie sind — folgen naturgemäß gewisse Bestimmungen hinsichtlich der Form und Gestaltung des in Frage stehenden Werkes. Hierüber vermissen wir bei Preller nähere Ausführungen. Die sachliche Kunsterklärung wird nicht so weit gefaßt, wie es die Mannigfaltigkeit der möglichen Gegenstände künstlerischen Bildens voraussetzen sollte, sondern von unserm Archäologen im wesentlichen beschränkt auf die „mythologische“ und „antiquarische“ Interpretation. Man weiß, eine wie bedeutende Rolle in der jungen archäologischen Wissenschaft die Mythologie und die mythologische Interpretation gespielt hat[2], nicht zufällig natürlich,

[1] Schon der Däne F. C. Petersen hatte (in seiner Allg. Einl. in das Studium der Archäol. 1829, S. 285) die Kunstbetrachtung in eine kritische, historische, ästhetische, technische gegliedert.

[2] Vgl. Stark, Archäol. S. 68 ff. über die Entwicklung der Kunstmythologie. (Dazu jetzt auch Strich, Die Mythologie in der dtschn. Lit. von Klopstock bis Wagner 1910). Gegen das „ungehörige Hereinziehen der Mythologie“ hat sich scharf Conze (a. a. O. S. 9 f.) gewendet: „Statt sich einem Kunstwerke gegenüber an einem oft wirklich sehr einfach zu erreichenden Verstehen des Gedankens des Künstlers genügen zu lassen, hat man ... jedes einzelne Bildwerk als Quelle mythologischer Gelehrsamkeit geglaubt pressen zu müssen.“

denn es ist schon früh als Rechtfertigung auf die außerordentliche Beliebtheit mythischer Vorgänge als Sujets in der alten Kunst hingewiesen worden. Mit Recht macht Preller, der sich über die Hypertrophie der Kunstmythologie selbst nicht täuschte, darauf aufmerksam [1], daß diese es sich selbst vielfach zu leicht mache, aber er berücksichtigt selbst nicht die Fülle der mit der Forderung einer sachlichen Interpretation gestellten Aufgaben [2]. Die dritte Erklärungsart, die ästhetische, wird von unserm Autor, den beiden andern ohne mehr, als daß auf ihre Schwierigkeit im allgemeinen aufmerksam gemacht wird, angereiht. Daß hier ein sehr wichtiges Problem liegt, das gerade für die hermeneutische Theorie von Bedeutung ist, ist ihm wohl nicht recht deutlich geworden. Steht die ästhetische Erklärung auf derselben Stufe wie die technische und die sachliche, ist ihre Evidenz und ihre Verbindlichkeit die gleiche? Wir haben in den früheren Kapiteln gesehen, wie schwierige Fragen hier liegen [3]. Immerhin ist es dem Verfasser unserer Abhandlung als ein Verdienst anzurechnen, daß er überhaupt die beiden Betrachtungsarten getrennt hat [4]. Daß in dem Begriff der ästhetischen Erklärung, wie Preller ihn faßt, noch weitere Schwierigkeiten liegen, wird gleich zu zeigen sein. Wenn er als ihre Aufgabe die Beleuchtung der Komposition und künstlerischen Teleologie des vorliegenden Bildwerks bezeichnet, so scheint sich dies Thema nahe mit Schleiermachers technischer Interpretation zu berühren.

Und die erste Unteraufgabe der ästhetischen Erklärung, das Studium der Formen und Arten der künstlerischen Komposition, ist zweifellos in diesem Rahmen zu realisieren. Die naturnachahmenden künstlerischen Formen seien, so meint Preller, schon gelegentlich in befriedigender Weise erforscht und zur Darstellung gebracht, aber die von der Kunst selbst geschaffenen Formen, die Gesetze der architektonischen, pla-

[1] A. a. O. S. 415.

[2] Die neueste archäol. Hermeneutik wird von ihrem Verf. (Robert, Arch. Herm. 1919) gegliedert nach Deutung „aus der Darstellung allein", aus dem Mythos, aus der Literatur, aus andern Bildwerken, aus Aufstellung, Umgebung, Pendants, Fundort. Die Deutung selbst setzt sich nach dieser Theorie zusammen aus den beiden Funktionen des Benennens der Figuren und Erkennens des Vorgangs (a. a. O. S. 15).

[3] Das Verstehen II, S. 15 ff., 22 ff.

[4] Wir sahen oben (S. 310 ff.), wie für Levezow „Verstehen" und „Genießen" ineinander überfließen.

stischen und graphischen Komposition seien erst zum geringen Teil aufgehellt worden. Wesentlich komplizierter liegt der Fall nun bei der zweiten Unteraufgabe, der Erfassung der künstlerischen Bedeutung der figurierten Ornamente des Bildwerkes, d. h. dem Sinnproblem. Preller faßt es so, daß er zuerst nach der Intention des Künstlers gefragt wissen will[1]: vor allem, ob dieser jeweils mit der sinnenfälligen Wirkung der Figuren seiner Schöpfung genug getan sei, oder ob weitergehende Zwecke durch das Werk realisiert werden sollten: Allegorie, Symbolik. Diese Frage ist bereits keine rein hermeneutische, sondern geht die allgemeine Kunsttheorie an, in der sie denn auch zu der Zeit, der unser Autor angehört, leidenschaftlich umstritten worden ist. Für Preller kann das Vorhandensein einer Symbolik, von symbolischen Beziehungen niemals bestritten werden, aber es handelt sich um die Bestimmung des Rechtes und der Grenzen der Symbolik, die gewiß für die Theorie der archäologischen Interpretation von großer Bedeutung sein muß. Nach Preller ist die archäologische Auslegung — von Gerhard — mit Recht der philologischen insofern parallelisiert worden, als sie es, wie jene mit der Sprache und ihren Gesetzen, mit der symbolischen Ausdrucksweise und ihren Gesetzen zu tun hat. Aber auch dann noch besteht die Schwierigkeit der inhaltlichen Bestimmung, denn die Möglichkeit symbolisch zu deuten, wie wir sagen wollen, läßt ja immer noch die verschiedensten Deutungsprinzipien zu (religiöse Tatsachen, philosophische Wahrheiten, moralische Lehren usw.). Hier würden also die systematischen und allgemeinen philosophischen, nicht nur kunsttheoretische Überzeugungen sich auswirken; es ist in der archäologischen Interpretationstheorie der Punkt, wo zwischen „Dogmatik" und Hermeneutik die Grenzen bestimmt werden müssen.

Soweit ist Preller allerdings nicht gekommen. Er meint, vor der Ausbildung einer Symbollehre müßten erst einmal

[1] Eine wichtige, von Preller nicht gestellte Frage ist aber natürlich die, wie weit die Auslegung gehalten sei, über das subjektiv Intendierte hinausgehend nach dem objektiven Sinn des Werkes zu fragen, also den Künstler besser zu verstehen, als er sich selbst verstand. Tietze (a. a. O. S. 126) erinnert bei der Besprechung dieser Problematik für die allgemeine kunstwissenschaftliche Interpretation an das Vischer-Wort von dem Künstler, der „immer klüger ist, als er ist."

einige Vorfragen geklärt werden, die übrigens mehrere beachtliche Gesichtspunkte enthalten. Erstens muß geklärt werden, mit welchem Standpunkt der griechischen Religion man es bei den Bildwerken zu tun hat. Wir würden sagen: die Stufe des Weltbewußtseins, der Weltanschauung muß ergründet werden, die zur Zeit der Entstehung des betreffenden Werkes erreicht war; mit Preller zu reden: es ist festzustellen, ob das Werk in den Zeiten der Naturreligion, des Theismus oder der philosophierenden Abstraktion entstand. Damit ist alle einseitige Rückführung auf eine Anschauung ausgeschlossen und der historische Charakter der Frage erkannt, zugleich die funktionale Abhängigkeit der Ausdrucksbeziehung von dem Weltbild. Als zweite Vorfrage wäre nach Preller zu erwägen, inwieweit es überhaupt in der erlaubten Möglichkeit eines Kunstwerks liege, zu lehren. Dieses Problem ist nun ausgesprochenermaßen ein kunsttheoretisches, kein hermeneutisches [1]. Preller selbst betont die relative Gleichgültigkeit des Didaktischen gegenüber der künstlerischen Durchführung, aber er folgt der klassischen Ästhetik durchaus, wenn er die Lehren von der Darstellung des Idealen aufnehmend, die Ineinsbildung von Form und Inhalt feiert, die, wir denken an Humboldts Philosophie der Kunst, als eine höhere natura, ein Drittes aus beiden, das Schöne, entstehen läßt. Das kann also — Preller verweist auf die künstlerische Darstellung eines dogmatischen Inhalts in Raffaels Disputa — auch „lehrend" geschehen. Die dritte Vorfrage, deren Klärung Preller für die Durchführung der ästhetischen Interpretation verlangt, ist die nach dem Grade der Reflexion, mit der der Künstler der Antike dem Mythus und der Religion gegenübergestanden habe, also gleichsam die Ergänzung zur ersten Vorfrage nach der subjektiven Seite. Konnte, und wie weit konnte der Künstler sich emanzipieren von der allgemeinen Anschauung, lag seinem Bilden ein — subjektives — System, eine Privattheologie sozusagen, zugrunde [2], die aus seinem Werk entnommen werden kann, ja vom Interpreten entnommen werden muß? Hier wird die Frage also zu einer im weiteren Sinn des Wor-

[1] Es steht bekanntlich im Zentrum der Kunsttheorie Fiedlers. Vgl. bes. Über die Beurteilung von Werken der bildenden Kunst (F.'s Schriften über Kunst, bes. S. 67 ff. 78.)

[2] Abweichend, insofern sie „archaisiert" oder „antezipiert".

tes historischen, besonders religions- und philosophiehistorischen. Das Vierte schließlich, das beleuchtet werden muß, ist die von Preller etwas speziell zugespitzte Frage, ob jedes Kunstwerk jede beliebige Lehre verkünden könne, oder ob der Inhalt desselben von der — praktischen oder idealen — Bestimmung desselben bedingt sei. Es ist das allgemeinere Problem der Einwirkung des Zweckes auf das Kunstwerk, das nach der technischen Seite wie nach der idealteleologischen für die Theorie der Auslegung von der weittragendsten Bedeutung ist.

Neben der Berücksichtigung der künstlerischen Formen und des Verhältnisses von Intention und Bedeutung im Kunstwerke will Preller schließlich der ästhetischen Erklärung noch ein drittes aufgeben. Sie soll die künstlerische Schönheit des Werkes durch Worte und Vortrag zur Anschauung bringen [1]. Ausdrücklich wird gesagt, daß damit nicht nur der Aufweis und Nachweis der durchgeführten und vollendeten Komposition gemeint sei. Preller sagt wörtlich: „Es ist hier nicht bloß von der formellen Schönheit der Komposition und Technik die Rede, auch nicht von der Tiefe des Inhaltes und weisen Berechnung der verzierenden Teile auf den Eindruck und den Zweck des Ganzen, sondern von beiden zusammengenommen und dem Kulminationspunkt geistiger Erregung, in welchem sich alle einzelnen Momente des Schönen durchdringen: wie alle Teile, alle Striche des Werkes zu einer höchsten Spitze der Wirkung zusammenstreben, welche freilich in den meisten Fällen nur empfunden, nicht ausgedrückt werden kann." — Wenn es auch nicht leicht sein wird, diese Empfindungen zum Ausdruck zu bringen, so muß es doch denkbar erscheinen die innere Tektonik, die Regeln der Schönheit, ihre Modifikation in der Durchführung mit den Mitteln der einzelnen Künste auf-

[1] Ausgew. Aufs. S. 423. Dabei gilt im Sinne der zeitgenössischen Ästhetik selbstverständlich — nur — das Schöne als Gegenstand der Kunst. — Die Ablösung dieser Auffassung und die methodologische Parallele in der Kunst- und Geschichtswissenschaft zeigt in der Folgezeit höchst lehrreich Thausings Antrittsvorlesung Die Stellung der Kunstgeschichte als Wissenschaft (1873) (in „Kunstbriefe" 1884), bes. S. 4 ff. mit dem berühmten Satz: „Ich kann mir die beste Kunstgeschichte denken, in der das Wort „schön" gar nicht vorkommt." Für die Ausschaltung des normativen Gesichtspunkts und die Dominanz des historischen Gesichtspunkts, die für die gen. Schrift typisch ist (dort S. 7 das Bekenntnis zu Boeckhs Geschichtsbegriff) in der weiteren Entwicklung der Kunstwissenschaft vgl. auch Rothacker Einl., Kap. IV, S. 146 f., 205 ff.

zuweisen und darzustellen. Freilich, „Deklamationen", wie sie die Früheren liebten, tun's nicht. Es wäre die höchste und abschließende Betrachtung und Darlegung, in die kritische und hermeneutische Bemühung zu gipfeln haben. Seltsamerweise will Preller erst ihr die Untersuchung der Zeit, aus der das zu beurteilende Kunstwerk stammt, und die Bestimmung der Persönlichkeit des Schöpfers, für die er im übrigen keinerlei nähere Anweisungen gibt, überweisen, — wieder ein Beweis dafür, daß er über die Problematik der Bestimmung des Verhältnisses von Deskription und Normierung in der hermeneutischen Theorie nicht im klaren gewesen ist. Immerhin wird der Versuch Prellers als ein in den Anfängen seiner Wissenschaft vorgelegter systematischer Entwurf historisch, aber vielleicht auch nicht nur historisch seine Bedeutung behalten.

— Wir blicken kurz noch auf die Fortsetzungen, die diese Bemühungen um die Begründung einer archäologischen Hermeneutik erfuhren. Schon vor Preller hatte Gerhard, auf dessen Lehre wir auch Levezow sich beziehen sahen, die Abgrenzung der Archäologie von der Philologie nach den Gegenständen — hier monumentale, dort literarische Denkmäler — durchgeführt[1]. Seine grundsätzlichen Ausführungen der späteren Zeit[2] berücksichtigen auch die archäologische Hermeneutik; wir weisen deshalb auf sie hin, um so mehr als sich auch spätere Theoretiker der archäologischen Interpretation mit diesen Anschauungen auseinandersetzen. Die Archäologie, die als die auf „monumentales Wissen" begründete Hälfte allgemeiner Wissenschaft des klassischen Altertums definiert wird, die nicht nur eine Auswahl, sondern die Gesamtheit des monumentalen Stoffes zu bearbeiten und der Gesamtanschauung zu überliefern hat, zerfällt nach Gerhard in einen propädeutischen, einen historischen

[1] Siehe oben S. 314 Anm. 1. — So meint Welcker (Kl. Schr. III S. 342), für Deutschland wenigstens sei der Beruf, in dem Altertumsstudium die Einheit und die Kreisform, statt der Elipse mit Archäologie und Philologie als Brennpunkten, aufrechtzuerhalten, klar, und niemandes Ansichten könnten in dieser Beziehung von denen seines Freundes Gerhard sich bestimmter trennen als die des Ref. (343). — Verwahrung Gerhards gegen diesen Vorwurf W.s und Berufung auf Ritschls Zustimmung (Art. Philologie, s. oben S. 274): Verhandl. d. 11 Philol.-Vers. 1850, S. 43 f.

[2] Vgl. die „Thesen": Philol.-Vers. 1850, S. 96, bes. These 2 und daselbst die grundsätzl. Ausführungen über Archäol. und Philologie S. 43 ff., sowie Grundriß S. 11 und 39.

und einen praktischen Teil: Denkmälerkunde, Kunstgeschichte und Altertumskunde sind ihre Fächer[1]. Die Einleitung zu dem praktischen Teil stellen praktische Kenntnisse auf technischer und philosophischer Grundlage dar, nämlich die Kunst zu sehen (Autopsie), die Kunst zu prüfen (Kritik) und die Kunst auszulegen (Hermeneutik)[2]. Alle drei haben zu rechnen mit den drei Hinsichten, die am Kunstwerk zu unterscheiden sind: dem derben Stoff, der künstlerischen Beschaffenheit und dem ideellen Inhalt. Ihre Beleuchtung durch die genannten Tätigkeitsweisen geht als Hauptsache in der Kunsterklärung nach Gerhard auch der Erforschung der äußeren Geschichte des Bildwerks und der literarischen voran[3]. Wenn sich frühzeitig ein lebhafter Widerspruch gegen Gerhards angebliche Losreißung der Archäologie von der Philologie geltend machte — gegen Welckers Tadel verteidigt sich unser Autor mit dem Hinweis auf Ritschls Zustimmung[4] — so ist darauf hinzuweisen, daß gerade Gerhard sehr deutlich die Vorbildlichkeit der philologischen Methode für die Denkmälererklärung hervorgehoben und beide damit nahe aneinander gerückt hat[5]. Er sagt ausdrücklich, der Archäologe habe den ihm überlieferten Stoff durchgängig in philologischer Form und Begrenzung zu bearbeiten, so, daß seine Kunsterklärung der philologischen Interpretation, seine Kunst- der Literaturgeschichte des Altertums, seine sonstige Forschung der Darstellung antiken Lebens entspreche[6]. Gerhard will zur Stärkung dieser Verbindung, daß die Methode der Archäologie sich nicht nach den Bedürfnissen des Altertumsfreundes oder Kunstkenners richte[7], sondern, wie er sagt, in strengem Zusammenhang mit dem gesamten philologischen Unterricht begründet werde; wie er andrerseits die Philologen, die etwa, weil sie ihrem ästhetischen Gefühl mißtrauten, zögerten, nachdrücklich auf die Bedeutung der Denkmäler als Quellen antiquarischen Wissens aufmerksam macht[8]. Er betont, der Gesamtbezug aller mit Resten der Antike sich beschäftigenden Tätigkeiten zu

[1] Grundr. S. 38. [2] Phil.-Tag S. 48, Grundr. S. 23, 27.
[3] Grundr. S. 37. [4] Phil.-Tag S. 49, Anm. 1.
[5] Er selbst betonte (Phil.-Tag. S. 49), es handle sich um eine methodische Trennung bei der Scheidung der Altertumswissenschaft in zwei Hälften.
[6] Grundr. S. 40. [7] Über ihren Anteil: Phil.-Tag S. 44 ff.
[8] Grundr. S. 40 f., Phil.-Tag S. 43.

einer einzigen Altertumswissenschaft werde durch die methodische Trennung der beiden Zweige keineswegs bedroht — als echter Schüler Boeckhs hält er fest an dem gemeinsamen Ziel der Erkenntnis und Reproduktion des antiken Lebens.

Wieder ein Vortrag auf dem Philologentag ist es dann, in dem das von Levezow, Preller und Gerhard gestellte Thema Archäologische Hermeneutik weiterentwickelt wird. Der Philologe Bursian[1] sucht in ihm ein Jahrzehnt später als der Letztgenannte[2] die notwendige Identität der archäologischen und philologischen Methode darzulegen, damit in die Opposition gegen seine beiden unmittelbaren Vorgänger in der archäologischen Auslegungslehre eintretend. Hatten jene, von dem unterschiedlichen Charakter der Quellen ausgehend, eine doppelte Verfahrensweise der altertumskundlichen Studien statuiert, so neigt Bursian mehr der Auffassung zu, die sein Lehrer O. Jahn[3] vertreten hatte.

[1] Konrad Bursian (1830—1883), hervorgegangen aus der Leipziger (G. Herrmann, Haupt, O. Jahn) und Berliner Schule (Boeckh) wirkte in Leipzig, Tübingen, Zürich, Jena, München, bewies in seiner schriftstellerischen und unterrichtenden Tätigkeit außerordentliche Vielseitigkeit: bes. geographische, kunstgeschichtliche, literat.-wiss. Arbeiten, dazu wissenschaftsgeschichtliche (Gesch. der klass. Philologie, Jahrber. über die Fortschr. d. klass. Altertumswiss.). Vgl. ADB. 47, S. 401 ff.

[2] Archäologische Kritik und Hermeneutik in: Verhandl. der 21. Philologenversammlung 1862 (1863), S. 55 ff.

[3] Über Jahn: ADB. 13, S. 668 ff. — Seine Auffassung ist kurz in folgenden charakteristischen Sätzen ausgesprochen: „Stoff, Technik, Ursprung und Fundort, Stil und Darstellung geben wesentliche Gesichtspunkte, nach welchen die Monumente aller Art zu ordnen und zu prüfen sind, aus ihrer Durchführung ergeben sich die Momente, welche den allgemeinen Gesetzen der historischen Kritik und Auslegung in ihrer Anwendung auf die Werke der alten Kunst den eigentümlichen Charakter geben, welche die Methode einer jeden Disziplin kennzeichnet. Beruht das Verständnis eines Werkes der bildenden wie der dichtenden Kunst zunächst und wesentlich darauf, daß es nach Form und Gehalt als ein Erzeugnis der frei schaffenden Natur aufgefaßt wird, daß die Gesetze des künstlerischen Bildens, je nach den Bedingungen der künstlerischen Aufgabe, in denselben als maßgebend erkannt und nachgewiesen werden, so hat die wissenschaftliche Erforschung des antiken Kunstwerks noch die weitere Aufgabe klar zu machen, wie unter bestimmten Verhältnissen ein Künstler einer ihm und seine Zeit bewegenden Vorstellung Gestalt geben konnte. Das wahre Verständnis eines antiken Kunstwerkes ist erst gewonnen, wenn es dem Beschauer ausdrückt, was

der die Konstitution eines besondern Wissenschaftszweiges nicht in der besonderen Natur der Quellen begründet sehen wollte, sondern in dem Prinzip und der Aufgabe der Forschung[1]. Die künstlerische Seite des antiken Lebens zu erforschen, hatte dieser dem archäologischen Studium aufgeben wollen[2]. Bursian ist ein scharfer Vertreter des Methoden-Monismus. Die Zweiheit von Quellen, mit denen der Altertumsforscher zu rechnen hat, literarische und monumentale, scheidet nicht die Forschung in zwei Teile, sondern ist konstitutiv für sämtliche Zweige derselben. Sie hat jeweils vereint aus beiden zu schöpfen. Die Grundsätze für die Prüfung

---

der Künstler seinen Zeitgenossen durch dasselbe ausdrückte. Dieses Verständnis und die bewußte Einsichtigkeit von der Richtigkeit desselben zu gewinnen, ist Aufgabe historischer Forschung . . .". O. Jahn, Aus der Altertumswissenschaft 1868, S. 44.

[1] In dem Vortrag über das Wesen und die wichtigsten Aufgaben der archäologischen Studien (Ber. der Sächs. Ges. d. Wiss. I, 1848, S. 209 ff.) wendet sich Jahn gegen die Fassung der Archäologie als Wissenschaft vom Monumentalen, also gegen Preller (s. o. S. 315); er will als Prinzip der archäol. Forschung das Wesen der Kunst angenommen sehen. Ihr „gehören alle Überlieferungen des Altertums an, welche von dem Geist desselben Kunde geben, insoweit er sich in der bildenden Kunst offenbart" (S. 213). Als Bedingung für das höhere Verständnis — Jahn spricht ausdrücklich in diesem Zusammenhang von Hermeneutik der Archäologie (S. 224) — hat die Befolgung der Regel zu gelten, „jedes Kunstwerk als solches zu erklären und aufzufassen, also die in demselben ausgedrückte Idee nicht nur im Allgemeinen zu erkennen, sondern nachzuweisen, wie sie den Bedingungen der Kunst überhaupt und der speziellen Technik gemäß aus der Individualität des Künstlers heraus diese Gestalt annehmen konnte und mußte" (S. 224). Nur vom geschichtlichen Standpunkt aus kann diese Aufgabe gelöst werden. Weil sich in der Kunst nur eine Seite des Volksgeistes offenbart, diese also nur verständlich ist, wenn man ihn in allen seinen Erscheinungen bis in die Tiefe zu begreifen bestrebt ist, gilt es die ganze Fülle der Ideen sich gegenwärtig zu halten, die ein Volk, die Zeit, das Individuum bewegen.

[2] So definiert Stark, Gesch. u. System S. 94 nach Jahn: „Archäologie ist uns mithin die wissenschaftliche Bearbeitung der durch Masse, Form und Farbe wirkenden Denkmäler der Völker des klassischen Altertums nach der ihnen eigentümlichen Ausdrucksweise und die darauf wesentlich gegründete Erkenntnis der Entwicklung und des Bestandes der bildenden Kunst im Altertum als eines Glieds des in dem gesammten Kulturleben desselben, oder kurz gefaßt, die wissenschaftliche Beschäftigung mit der bildenden Kunst des Altertums". — Die dieser Auffassung folgenden Theorien werden a. a. O. S. 11 f. aufgeführt.

und das Verständnis beider Arten von Quellen entwickeln die formalen Disziplinen Kritik und Hermeneutik. Entscheidend ist nur die Bestimmung, daß diese Grundsätze identisch sind für beide Arten von Quellen. Also folgt aus der Besonderheit des Gegenstandes der archäologischen Interpretation zunächst nichts für die Gestaltung ihrer Theorie. Nach Bursian steht nichts der gemeinsamen theoretischen Behandlung der philologischen und archäologischen Hermeneutik entgegen.

Er führt die Identifizierung kurz durch, indem er zunächst für die Kritik nachweist, wie die beiden Hauptaufgaben der philologischen, wie sie Lachmann bestimmt hatte, recensio oder niedere (Partial-) Kritik und emendatio oder höhere (Total-) Kritik auf die bildlichen nicht anders als auf die literarischen Werke anzuwenden sei. Die Geschichte der Überlieferung muß hier wie da aufgeklärt werden, die Echtheit des Originals ist hier wie da über allen Zweifel zu erheben. Die durch die recensio gewonnene Gestalt des Werkes ist in der emendatio, hier wie da, durch Entfernung des Interpolierten zu reinigen und durch konjizierende Kombination zu ergänzen. Wie für die Kritik, so gibt unser Autor auch für die Hermeneutik ein paar kurze Winke, die die Berechtigung der Identifikation beleuchten sollen.[1] „Alle" Hermeneutik hat nach Bursian die Aufgabe, ein überliefertes Werk richtig, und das heißt für ihn so, wie es sein Urheber verstanden wissen wollte, zu verstehen und dieses Verständnis bei andern zu vermitteln. Die in der Geschichte der hermeneutischen Theorie wohlbekannte Formel, nach der der Interpret den vom Urheber beabsichtigten Sinn sich zu vergegenwärtigen hat, wird von unserm Autor mit besonderm Nachdruck gegen die Versuche ausgespielt, entsprechend den allegorischen und naturmythologischen Ausdeutungen der antiken Schriftsteller — auch hier die Parallelität — einen „tieferen" Verstand im Sinne der mythischen Deutung auch in den Kunstwerken aufzusuchen. Was im Schriftwerk die Sprache ist, Gewand der Idee, das ist die Form in der Kunst; wie jene durch besondere Modifikationen der grammatischen Formen, die Partikel etwa, nüanciert wird, so die Form nach Bursian durch die Farbe. Er führt die Parallele weiter

[1] Verhandl. S. 59 ff.

durch: werden die Worte durch Deklinieren und Konjugieren abgewandelt, so modifizieren Haltung, Stellung, Gebärden und Bekleidung die Grundtypen in der bildlichen Darstellung, ordnet die Syntax der Sprache die einzelnen Elemente zu einem Gefüge, so komponiert der bildende Künstler mehrere Figuren zu einer Gruppe wie im Gemälde, Relief oder Bauwerk. Die hermeneutische Theorie hat daraus ihre Konsequenzen zu ziehen in bezug auf die Voraussetzungen für alles Verständnis. Die sich ergebenden Forderungen sind wieder die gleichen für die archäologische wie für die philologische Auslegung: hier die unbedingt notwendige Kenntnis der Wort-Sprache in lexikalischer, grammatischer und syntaktischer Hinsicht, dort die Kenntnis der Formen-Sprache mit ihren Abwandlungen und die Beherrschung der Gesetze der künstlerischen Komposition. Allerdings weiß Bursian, daß gerade auf diesem Gebiet noch viele Wünsche offen bleiben: Lexikon, „Grammatik", Syntax der künstlerischen Formen liegen noch im argen. Er gedenkt schließlich noch eines weiteren dem Philologen vertrauten hermeneutischen Kunstgriffs: des Vergleichs mit Schrift- bzw. Kunstwerken der gleichen Gattung und darüber hinaus, und schließlich mündet die Lehre in das Postulat des Verständnisses aus dem Ganzen des antiken Lebens; denn nur, wer mit seinen verschiedenen Gebieten wirklich vertraut ist, wird, so meint unser Philologe, wie das einzelne Schrift-, so auch das einzelne Kunstwerk wirklich verstehen. —

Man sieht, diese klaren und einfachen Gedankengänge leiden an einem Mangel, den die Spezialhermeneutik nicht selten aufweist, wenn sie in allzu enger Weise sich an den allgemeinen Grundsätzen zu orientieren bestrebt ist. Diese Theorie der archäologischen Interpretation läßt zweifellos die Eigenart ihres Gegenstandes nicht genügend zum Ausdruck kommen [1]. Es sind im Grunde nicht die gleichen Eigenschaften und Voraussetzungen, die der Philologe und die der Archäologe für die Interpretation mitzubringen haben. Durch seine Gegebenheitsweise spricht ein Objekt jeweils bestimmte Erkenntnisorgane mehr oder weniger an. Mit Recht haben bedeutende

[1] Kein Wunder, daß die weitere Entwicklung der Archäologie und ihrer Methodik eine fortschreitende Emanzipation von dem Paradigma der philologischen Interpretationstheorie darstellt. Vgl. die S. 306, Anm. 3 angegeb. Lit.

Kunstforscher die wichtige Rolle der Anschauung betont, die Kunsthistorikern und Archäologen charakteristische Aufgaben stellt und Möglichkeiten erschließt und die für die philologische Forschung eben nicht in Frage kommt. Die „Sprache" beider Äußerungsweisen, der literarischen und bildnerischen, ist bei allen formalen Ähnlichkeiten und Parallelen doch auch eine verschiedene; jede hat ihre spezifischen Mittel, für deren Erfassung und Würdigung besondere Voraussetzungen bestehen. Ganz zu geschweigen davon, daß die Beziehung zwischen Ausdruck und Bedeutung beim Wort und beim Bildwerk eine verschiedene ist, eine Tatsache, die für den Grad der Evidenz der Sinnerfassung von entscheidendem Belang ist. Schließlich wäre daran zu erinnern, daß auch die Gestaltung der Intention beim Schriftsteller und bildenden Künstler, abgesehen natürlich von immer möglichen Gradunterschieden der Klarheit und Deutlichkeit innerhalb der einzelnen Kunstart, eine verschiedene ist — ein Hinweis für die Modifikation der psychologischen Interpretation hier und da.

Wir enden hier. Reich und mannigfaltig sind, wie auf andern Gebieten der Theorie der Interpretation, die historischen und systematischen Probleme der archäologischen Hermeneutik. Über die andeutende Darstellung, die ihr hier zuteil werden konnte, hinaus werden künftige Forschungen zu dringen haben.

Generalregister [1]

von Johannes Hennig.

I. Sachregister.

Absicht (Zweck, Tendenz) I 7, 143, 150* f.*, 212, 215, 217*, 219 f., II 129 ff., 167, 183 f., 217, 221 f., 227, 236*, 279, 285*, 326, 349*, 370, III 258, 286, 320 f., 323, 330

Abstand III 81

Ahndung (Divination) I 51, 54, 89 bis 95, 97, 100 f., 106, 126 f., 134, 140, 142, 156, 250, 263, II 300, 312

Akkommodationsprinzip (Assimilation) I 182 f., 212, 231, 251, II 110 117* f.*, 120*, 134* f., 140, 144 f., 168*, 187, 262*, 353*

Aktivismus III 53*

Allegorie I 56, 76, 120, 167, 205, 221, II 125, 135, 137, 175, 179*, 183 f., 189, 208*, 211*, 236, 238 f., 262*, 284, 302, 366*

Allgemeines — Besonderes I 243, II 277, 286, 312, III 24, 113, 117, 176*, 214*, 227, 229 ff., 234, 291

Allgemeine Verstehenslehre (generelle) I 8, 70, 88*, 110 f., 121, 142, 177, 199, II 32, 63, 66, 70 f., 78*, 95, 98, 100—103, 114 f., 122 ff., 140, 142, 144, 151, 155, 163, 171, 177 ff., 187*, 192*, 197*, 212 ff., 223 ff., 229*, 239, 254, 298, 302 f., 306, 312 f., 320, 329, 335*, 338—341, 350 f., 365 f., III 252*, 260 f., 296, 310 f.

Allgemeine Offenbarung II 22*, 33 f., 54, 63* f., 66, 88, 92, 106, 109, 117 f., 132, 137, 167, 180, 192*, 257, 268*, 273 f., 313, 318*, 321

Allgemeingültigkeit (des Wortes Gottes, Offenbarung) II 59 f.*, 113, 249, 273*, 353* (allgemein) III 158

Altertum (Antike) I 5, 13*, 21*, 33, 35 f., 39 f., 43 f., 66, 72, 78, 89, 105 f., 172 f.*, 184—189, 209, 229 ff.*, 233, III 112, 142, 259 f., 264, 275, 283 f., 326 f.

Altertumswissenschaft I 4, 10, 15*, 20*, 22, 33*, 35, 37 ff., 47*, 62—82, 87, 157 f., 185, 196* f.*, 202*, 226, II 27 f., 32, 103 f., 114, 126, 137, 150, 170, 186, 192*, 257 f., 350* f., III 140*, 257*, 266*, 268 ff., 280, 288 ff., 293 ff., 326.

Analogie, des Glaubens I 8*, 14* f.*, II 118 f.*, 128, 133 f., 191, 203, 226, 238, 312, 353* ff.*

Analogieverstehen (Aufnahmepotenz, Übereinstimmung s. Akkomodation) I 38, 89, 96, 98, 102, 116, 134 f., 136 f., 141* f.*, 145, 148, 156, 199, 253, 255, 260 f., II 26, 181, 241, 273, 355 f., III 47*, 80 ff*, 212

Analogie, zwischen allgem. u. philol. Hermeneutik mit der theologisch. II 19 ff., 33—36, 49—52, 56 f., 64 ff., 68, 114, 126, 137, 150, 180, 189 f., 192*, 201, 204, 215, 223 ff., 235*, 262, 317, 330, 333, 350* f.*

[1] * bedeutet Anmerkung.

Analyse I 41, 56, II 4*, 15, 23, 25*f., 257 III 217, 265
Aneignung (Anwendung, existentielle Exegese s. auch prakt. Theologie) II 12*, 19f., 58, 60*—62*, 199*, 242*, 267, 301
Annäherung (Perfektibilität des Verstehens) I 11. 39. 42, 51, 102
Anschauung I 38, 57, 166, 174
Anthropologie I 20*f.*, 36, 39f., 67, 116, 166. 183*, 231, 240, 261*, II 74*, 111, III 231, 239, 291, 296
Anwendung III 25, 304*
Archäologie (s. Altertums- u. Kunstwissenschaft) III, speziell 296ff. u. 300*
Arten des Verstehens (s. a. Deuten, Darlegung, Erklären) II 3—15, 23, 26, 28, 106, 115, 163, 183, 204, 214f., 230, 277ff., 285*, 301, 307, 309, 322
Assoziation III 224*
Ästhetik (u. i. Verst.) I 20*, 28, 45, 47, 52, 60*, 66, 78f., 103*, 135*, 149*, 155*, 160, 171*, 195*f.*, 206*, 221f., 229, 236. II 37, 40, 47*, 119, 164, 199*, 253, 320, III 264*, 298*f.* ,319f.
Astrologie I 17*
Auffassen I 50, II 15
Aufklärung I 16ff., III 69
Ausdruck I 2, 81, 136f., 144, 148, 212, II (sprachlich, s. ferner Physiognomik) 216, 308, 335*, 345, 364, III 296f.
Auslegung (nur wo unterschieden) I 5, 108, 194*
Aus sich selbst verstehen II 91*, 127, 144f., 182*, 195*, 221*, 237, 269f.
Auswahl (Haupt- u. Nebengedanke, wesentlich, Lokalwert. Verdichtungsstellen des Gehaltes) I 54, 101, 132f.*, 135, 154f., 162, 164, II 10f., 269, 271, 326, 355, III 38, 111f., 324
Autopsie III 61 325 330
Autorität (bes. theologisch) II 52f., 56f.*, 83f.*, 89, 202, 354*f.*

Bedeutung I 76*, 130ff., II 121—132, 177, 215, 218, 323ff., 347, III 51, 225
Bedingungen (äußere d. V.) I 7, 17. 39, 44, 48, 59f., 68*, 149f., 164, 203, 223, III 107
Begeisterung (hermeneutische) I 128, 174f., 236, II 334f., III 108f., 117, 152f., 201, 203
Begreifen III 243
Begriff I 57, 136, 160, 182, 249, II 123, 150, 264f., 267*, 270, 273*, 276f., 279, 281, 346, III 45*, 167f., 174, 181f.
Beobachtung (s. Erfahrung) I 50, 156f., 240f., III 80*
Besser verstehen als der Autor sich selbst I 127, 130, 200, 225, III 147*
Bildung (s. a. Voraussetzungen) I 35, 40, 53, 62, 72, 232, 234, 266, III 54*, 153, 162f. 183, 303*
Biographie I 94*, 96*f.*, 140, 270*, III 13, 174
Brief I 90, 135*, 144f., 154, 215, II 323, 344, III 170f.

Charakter III 40*, 64
Charakterologie (s. Physiognomik) I 17*, 24*, 116*, 239*, 242*—248, III 45, 216, 296
Charisma II 196

Darlegung I 50, 55, II 26, 165, 169, 329, III 61, 63ff., 73, 77, 87, 111*, 182f., 191, 259, 323
Deduktion II 41, 277, 340
Denken (Denkpsychologie) I 29*, 50, 100*, 111f., 122, 156—159
Deuten (nur wo untersch.) II 6—15, 18f., 196, 379
Dialektik I 111ff., 166, 223*, II 188, 204, 235, 255, 277, 282, 286, 291*, 295*, III 152*, 275*
Dominantenlehre III 64*
Dualismus III 163
Duverstehen I 1, 4, 37, 116f., 124*, 141*, 147, 156, 158, 223, 254*ff.*, II 14*, 16*, 152*
Dynamismus III 107f., 110, 161

Einfühlung I 25, 68*, 72, 242, II 150, 350
Einheit III 227, 234 (s. Ganzes, Zusammenhang)
Einheit des Gemütes I 231, II 322, III 237, 295*
Einsinnigkeit II 180, 341, 351, 368
Einzelwissenschaften II 40f., 43
Empfindung I 38
Emphasenlehre I 15*, II 368
Endlichkeit II 15, III 107*, 160

Entschluß (Entscheidung) I 142*, 147, 154
Entstehung II 112, 148, 214, 216 ff., 348 f.*, 366, III 108*
Entwicklung I 3, 171, 173 ff., 188, 244 f., III 92, 119*, 177*, 188 ff., 196 f., 215, 217, 228, 265
Epoche III 99 f.
Erfahrung I 10, 256, II 4, 41, 52*, 75, 199*, 202 f., 252—255, 270, 293, 323, 325, 364—367*, III 78*, 139, 143*, 152, 213, 227, 281
Ergänzung I 135, 164
Erkenntnistheorie I. IV 3, 27*, 64, 174*, 191, 240*, II 36, 39, 41, 78*, III 148 f., 191, 212 f., 216
Erklären (nur wo unterschieden) I 2, 44, 50, 54 f., 70, 74 f., 79, 103, II 80*, 346, III 30*, 243 f., 308*
Erweckungsbewegung II 173* f., 185*, 229*, 247, 257*
Ethik I 3, 28, 36 f., 113, 138*, 141, 178, 183*, 229, 237 f.*, II 112, 133, 136, 141*, 147, 153*, 164, 168, 198 f.* f., 262*, 284, 302, III 49 f., 150*, 152*, 159, 161*, 176*, 185, 188, 203, 206, 216, 283
Ethnologie (Völkerpsychologie) I 36, 60 f., 72, 102*, 107*, 145*, 187*, 209 f., 230, 232 f., 261, 264 f., III 218—225, 248*, 250
Etymologie I 158, 213
Existentialphilosophie III 94*

Form (Stoff, Inhalt Äußeres-Inneres) I 34, 44 ff., 48, 53, 60*, 131, 139, 150 f., 153, 160 f., 190, 197*, II 23 ff., 28 f., 138, 140, 199, 273 f., 278, 343, 345, III 229, 255, 257, 262, 286 f., 311 f.
Fortschritt III 84, 100, 106*, 218
Fremdsprache I 89, 91, 93, 116, 119, 164, 254, II 345

Ganzes (Teil, Glied, Einzelnes, Einheit, Total s. Zusammenhang) I 29*, 34 ff., 41—44, 50, 53 ff., 67, 98, 100—103, 106, 119, 127, 131 ff., 139, 180 f., 187, 201, 211, 214, 234, II 128, 130, 150, 180*, 183, 188, 195, 209, 262, 317*, 334, 341 ff., 347, 353, 362 f., 366, 375, III 35, 116 f., 278, 292, 329
Gefühl I 203, 223 f., III 239
Gegensatz III 120 f.
Gegenwart III 35, 38 f., 81 f., 124*, 161* f., 168, 187, 202, 275
Geist I 33, 36 f., 42 f., 48, 55 f., 106 ff., 195*, 205, III (objektiver) 176, 22 f.*, 279
Geisteswissenschaften I IV 3, 11 ff., 29 f., 113, 170 f.*, 173, 226, 264 ff., II 1, 4, 6 ff., 10, 18, 34 ff. 38—42, 47, 64, 68, 77* f.*, 88 ff.*, 162, 255 ff. 286, III 232*
Geistiges Verstehen I 8 f., 46 f., 103*
Genialität I 7, 51, 80, 117, II 71, 183, 357*, III 227
Generation III 100 f.
Generische Interpretation I 99*, 118*, 134*, 196 f., 201, 215—226, 247 f., II 24, 60, III 13, 246*, 261, 265, 271, 281*
Genießen (u. Verstehen) III 305
Geschichte der Hermeneutik (s. Vorreden) I 11 f., 31, 81, 95*, II 31 f., 43, 66, 75* ff., 160* f.*, 273 f., 285*, 306, 319* f.*, 353*, 362, 367, III 251 ff.*, 256*
Geschichte (historische Interpretation) I 3 f., 27 f., 57 f.*, 104*, 137*, 145*, 174 f., 179, 201—205, 215, 230, 249, II 23, 31, 40, 52, 58, 60 f.*, 65, 71 f., 95 ff., 99, 104 f., 107, 115, 123, 125, 129, 133, 138, 140, 145—150, 157 ff., 164 f., 168, 180, 190*, 197 f.*, 219 f., 230, 238, 243, 262, 264, 268, 274 ff., 287 ff., 298*, 314 f.* f., 320, 322, 324, 330*, 333, 352 f., 355* f., 360*, 368, 374 ff., III 2—7, 13, 16 f., 24, 76 ff., 104*, 146*, 156 f., 234*, 242 f., 262 f., 266*, 275, 291 f., 294, 296, 323*, 326*
Geschichtsphilosophie I 3, 21*, 39 ff., 43*, 77, 113*, 190, 229, 237, 239, 258, 260, II 36, 46, 78, 85, 90, 181, 209, 234*, 365*, 377, 379, III 4 ff., 8*, 103*, 158, 161 f.
Geschichtstheologie II 86 ff., 195*, III 78*
Gesetz III 76*, 80*, 196 f., 219 f., 243, 293, 311, 313
Glaubens(-gewißheit, -lehre, -entwicklung) II 80, 188*, 203*, 285*, 373
Gleichgültigkeit III 83 f.
Gnosis II 198*, 287*, 291* f., 296*
Göttinger (Schule) III 17 ff. (s. ferner die einzelnen Mitglieder) 294

Grade des Verstehens (Stufen, Stadien) I 102 ff., 140 *, 144, 156, 193 *, 224
Grammatik (grammatische Interpretation) I 7 ff., 15 *, 17 *, 49 *, 51 *, 56, 67, 69 *, 77 * f., 80, 82, 87, 102 ff., 110, 114, 117 f., 121 *, 123, 126 *, 129—139, 155, 165, 196 bis 201, 219 f. *, II 103, 111, 116, 118 *, 126, 138, 164, 208, 214, 220, 245, 261, 300, 309 *, 339 *, 343 347, 349 * f. *, 364, III 29 *, 241, 252 *, 256, 258 *, 261, 270, 273, 278 *, 280 * f., 301 *
Graphologie I 17 *
Grenzen des Verstehens III 173, 188, 287

Harmonismus I 35, 37, 39 ff., 45, 48, II 56—64, 212 f., 221—229
Heilsgeschichte II 14, 87 f., 179 * f., 190, 194 * f. *, 209, 231, 285 *, 303, 334 *, 369 ff.
Held III 115 *
Heuristik III 168
Historisch-dogmatische Interpretation II 114 ff., 119, 125
Historisch-grammatische Interpretation I 23 *, 46, 62, 75 ff., 108, 119, 145 *, 166, 195 * f., 201, 205, 223, II 36, 55 *, 60, 95, 112, 124, 129, 138, 140, 143, 155, 165 * ff., 175 f *, 178 f., 181, 186 f., 190 f, 197 *, 210 * ff. *, 214, 228 *, 231, 234—253, 264, 267, 269, 272 *, 278, 282, 285 *, 302 ff., 317 *, 329, 335 *, 337, 346, 357, 367 f., III 273, 211 *
Historische Schule I 171 *, II 39 f., 138, 211, 257 f., III 68, 95 *, 99 *, 105 f., 108 *, 146 * f. *
Historismus I 60 f. *, 238 *, 257, II 55, 64 *, 118
Humanismus I 22, II 81, 83 *
Humanität I 21 *, 35, 40, 183 * f., 186 f., 229, II 335 *, III 112 *, 255

Idealismus, deutscher, I 18 ff., 98, II 13, 38 f., 40 f., 85 f., 204, III 8 *, 14 ff., 53 *, 90, 95 *, 160, 228, 279
Idee (Ideenlehre) I 34, 36, 38 f., 42, 48, 51, 54—58 *, 68 *, 75 *, 79 *, 166 f., 180 *, 187, 237, 241, 258 ff., 263, 265, III 46 *, 78 ff., 114 ff., 118, 153, 176—179, 228, 249 *, 278, 303 *, 311 f., 328
Idee (herrschende) I 54, 69, 99 f. *, 117, 128—133 *, 139, 146, 150 f., 163, 165, 188 f., 219 f., 233, 235, 243, II 139 *, 191 f., 230, 245, 266 f. *, 269 f., 274 f., 325, 346, 349, 353 f., 356, 375
Illuminationstheorie I 15 *, 123 *
Individualität (individuelle Interpr.) I 46 ff., 53, 55, 61, 77, 80, 95 ff., 101 ff., 114 f., 117, 139 f., 144, 146, 153, 164, 196 f., 199, 202—215 f., 218, 232 f., 243, 248 f., 255, 257, 264 f., II 11 ff., 131, 139 *, 204 ff., 213, 226 f., 241, 262, 294 f., 311 ff., 323 f., 344, III 41, 44, 46 f. *, 63, 85, 88, 94 *, 97—101, 105 *, 108 f., 112, 114, 117, 147 f., 163 *, 174 ff., 216, 219, 230 f., 242, 259, 261, 267, 271, 281 *, 292, 303 *, 310
Individualpsychologie III 218
Indogermanistik I 10
Induktion I 187, III 197 *
Innere Form I 218 f., 246, 253 *, III 225 ff.
Inspirationstheorie II 33, 48 * f. * f., 52 * f. * f., 56, 63, 125 * f. *, 135, 164, 179 *, 187 *, 191 *, 195 *, 206, 236 *, 240, 242 *, 252, 282, 296 *, 299, 303, 318, 332 *, 335 *, 349, 351, 355 *, 368
Integration III 221 *
Intuition II 4 *, 60 *, 348 f.
Ironie I 221
Irrationalität I 257, III 199

Judaistik II 51, 68 f., 229 *

Katholizismus II 33, 49, 90 f., 96 *, 160 *, 316, 336, 355 * f. *
Kirche II 54 *, 90—94, 118 *—120 *, 139, 160 *, 164 * f. * f., 202 *, 207, 211 *, 267, 299, 316 f., 330—333 *, 349 * f. *, 355 *, 368, 370 f., 374
Klassisch I 117, III 262
Komposition I 146 f., 157, 159, 164 f., 208, 213 (s. Zusammenhang) 320
Kongenialität I 123 *, 203, 224
Konstruktion III 105 * f. *, 109, 228 *
Kontemplation III 67 *
Kraft I 37 f., 214, 235 f., 243 ff., 251, 260
Kritik I 6, 22, 37, 67 f., 80 f., 87, 110, 183, 191, II 52 *, 66, 117 * f. *, 160 f. *, 188, 215 f. *, 221, 228, 233 *, 238, 244 *, 251 f. *, 270 *, 273 *, 276, 298,

309, 340*, III 55, 90f., 157, 169, 180, 198*, 252*, 255—258, 271, 278*, 280f.*, 283, 302, 304*, 306, 312, 315 ff. (Arten der K.) 325 f.*, 328
Kulturgeschichte I 179* f.*
Kultursynthese III 27*
Kunst I V 4—7, 11, 19*, 24* f.*, 34*, 36, 39, 47, 51, 61, 66, 78, 84, 88, 91, 107, 115, 133*, 146 f.*, 151, 156*, 166, 178, 189, 202, 211, 243 245, 259. II 21—29, 162, 296, III 221*, 258*, 297
Kunstwissenschaft I 4, 29*, 47*, 52*, 60*, 69*, 104*, 153*, 194 f., 197*, 202, 217*, 222*, 226, II 22—31, 68*, III 254 f., 257*, 298—330

Leben I 35—40, 51, 57, 94, 97 f.*, 143, 149, 152, III 81 f., 96*, 99*, 105*, 108*, 291*
Lebensmoment II 375
Lebenssystem II 203
Lebensverhältnisse III 241
Lebensweisheit III 92*
Literalsinn I 14*, 18*, 23*, 50*, 76, II 147*, 159*, 211*, 216*, 284, 341*
Literatur: Gattungen I 117, 133, 135*, 145 f., 202, 215—218, II 29; Geschichte (Wissenschaft) I 4, 24, 29*, 54*, 79, 99*, 104*, 118*, 129, 153*, 162* f.*, 215—218, 221. II 47*, 66, 298, III 14, 41, 73, 250, 264*, 277; Interesse II 262*; Werke I 5—7, 19* f.*, 33 f.*, 55, 66, 99 ff., 118, 243, 261 f.*, II 18, 24 f.*, 27, 29 f., 72, 140*, 314, 324
Logik (logische Interpret.) I 3, 7, 27*, 30*, 49*, 68* f., 111, II 118*, 124, 129 f., 163, 167, 200*, 208, 211, 243, 245, 249, 261, 264, 314, 320, 341 f., 347 f.*, 352 f., III 280*

Marxismus II 86*, III 9* (s. Marx)
Materialismus I 34, III 107, 154, 173*
Mechanismus I 264, III 217, 243 f., 246 (s. Gesetz)
Meditation I 146 f., 157, 159, 163 f., II 131*
Medizin I 66
Metaphysik I 114*, 149*, 229, II 7, 41, 120, 213*, 290, III 213 f., 216, 227
Methode II 10 f., 18, 77, 340, 361*, 363
Mikrokosmos I 35, 181. II 293*, 296*
Mißverstehen I 1 f., 20*, 80, 113*, 125, 180, 224 f., 255 f., II 213, 300, III 239
Mittel der Interpretation II 214, 220, 334
Mittelalter I 13. II 66, 179, 306*, 369*
Möglichkeit I 142*, 237 f., 241, II 9, 14*
Moment III 107*
Musik (mus. Nam.) I 4, 179*, II 24 bis 27, III 173* f.*, 297
Mystik II 72*, 102*, 108, 125, 151, 165. 173*, 191, 211, 282 f., 373, 341*, 352
Mythos II 19, 139*, 168*, 233*, 272 f., 275, III 228*, 257*, 278*, 284, 313*, 319 f., 328

Nachahmung III 166
Natur III 56, 61, 106, 161, 231, 247 f., 275, 320
Naturwissenschaft I 113, 138*, 178, II 41 f., 120. 138, 220, 222, 295, III 44*, 154* f.*, 193, 197 f., 217, 220*, 224*, 292
Naturwüchsigkeit, Theorie der III 147

Objektivation (Mitteilung, Äußerung, Manifestation, Offenbarung, Werk) I 3 ff., 10 f., 31*, 33 f., 44 f., 47, 66, 89 ff., 97, 112 f., 129*, 141*, 148 ff., 152 ff., 157, 194, 208, 223, 232, 246, 265, II 16, 22, 30 f., 56, 312, 324, III 108 f., 214, 221, 237, 247, 278, 297, 305 f.
Objektivität I 48, 58 ff.*, 103, 116 ff., 126 ff., 138*, 140, 145, 147, 192, 122, 257, 260, II 6—13, 16, 21, 33, 51 ff.*, 55, 58*, 73*—75*, 79, 82 f., 105 ff., 126, 147, 149*, 160, 178, 183 f., 196, 199 f., 205, 208, 210*, 223 f., 241—245, 249 ff., 264*, 266, 270 ff., 274, 279 ff., 283, 294*, 300, 307 ff., 315 f., 327 f., 331, 343 f., 346, 350, 355, 365, 367, 369, III 11, 29 ff., 40, 48 f., 57 ff., 62 f., 73*, 75*, 81*, 83 f., 90, 93, 96 ff., 106*, 113, 122—133, 182—188, 190—204, 222, 254, 256* f., 292
Offenbarung II 50—53, 55, 87 f., 113*, 118 f., 135, 149, 186 f. (Zirkel), 189 ff., 197, 200*—202*, 207*, 224, 236 f., 242*, 262, 274 f., 277,

281, 288 *, 294 *, 296 * f., 322 *, 372 f., III 122 * f.*
Organismusidee I 171 *, 173 *, 211
Orientalistik I 6, 13, 33 *, 40, 73, 121, 185 *, 192 *, 213, II 32, 51 *, 68 f, 170, 186, 229 *, 263 *, 318 *, III 111 *

Pädagogik I 36 f., 78, 236 f., II 184
Parallelen III 68, 70, 245
Parallelsinn I 120
Patristik I 13, II 66, 166 ff., 179, 306 *, 369 *
Perspektive (Objektivität, Sympathie) II 6—9, 15, 69 * f., 116, 149 *, 188 *, III („Sehepunkt"; s. Weltanschauungslehre) 27 f., 37 *, 62, 126 f., 152 *, 177, 185, 293
Phänomenologie I 28 f., 52 * f. *
Phantasie I 17 *, 78, 159, 163, 188, 217 f., 224, 235, 250, 259 *, II 77, 243, 312, 325, 343 f., III 72, 141 *, 170, 198, 271 (s. Ahndung)
Philologie (Sprachwissenschaft und ihr Verstehen) I 5, 8 *—10, 14, 19, 22, 25, 27, 62—82, 84 *, 87, 92 f., 100 *, 103 f. *, 110 *, 126 *, 129—138, 145 *, 168, 171 *, 173 *, 175—178, 181—185, 187 *, 191 ff., 195—198, 213 f., 227, II 16, 30 ff. *, 36 f., 39 f., 45, 55, 58 *, 60 f. *, 66 *, 68, 71 f., 95, 99, 114, 129, 131, 166 ff. *, 171, 233 *, 243, 247 *, 261, 287 *, 293 *, 295 *, 299 * f. *, 304, 311, 313 f., 320, 330 *, 337 ff., 350, III 1 f., 12 f., 17, 104 *, 159, 206—239, 263, 275 ff., 283, 289 *, 294 f., 299 f., 307 f., 314, 324 f.
Philosophie (und ihre Bedeutung für die Hermeneutik) I V f., 3, 10, 12, 16 f., 19, 21, 28, 34 *, 49 *, 62, 64, 70, 75, 78 f., 85 f., 102 *, 126 *, 145, 171 f. *, 174 *, 178, 181 f., 187 *, II 1, 4, 36—44, 52, 89, 95—98, 111, 114, 116, 119, 127, 132, 135, 138 *—140 *, 142, 146 f., 149—152, 154 f., 157 ff., 166, 180, 196, 198 *, 200 *, 210, 220, 235 * f., 238 f., 242 *, 253, 255—259, 263 *, 266 * f. *, 269 ff., 273 *, 285, 291, 293 *, 322, 330, 337 f., 354, 360 f., 379 *, III 4 f., 19 f., 44 *, 56 f., 60 *, 72, 76, 95 f., 144, 160, 189, 216, 221, 234, 240, 284 *, 290, 292 ff.
Physiognomik II 322, III 163—166, 225, 229, 237, 239 (auch im übertragenen Sinne)
Physiologie I 246, 262, III 231.
Pietismus I 15 *, 24 *, 92 *, 220 *, II 33, 45, 92, 75 ff., 173 *, 184, 194 *, 196, 287 *, 302, III 133 *
Pneumatisches Verstehen I 23 *, 120, II 57 f. *, 60 * f., 72 ff., 181, 190 f., 204—208, 210 f. *, 236 *, 284, 292 *, 309 *, 314, 332 *, 335 f., 383, 370, 376
Politik III 53, 85 f., 128, 191, 203
Positivismus I 59 *, 149 *, II 9, 32, 42 f., 72, 79 *, 81, 86 *, 252, 255 *, III 135 *, 144 * f. *, 148 *, 154 f. *, 205
Pragmatismus II 161, III 44 *, 52, 281 *
Praxis (alltägliches Umgangs-Verstehen) I V, 1, 6, 11 f., 68 *, 71 f., 84, 88, 90—93, 144, 151, 185, 189, 202, 229, 238 f., 244 f., III 195, 239
Produktion (Schöpfung) I 139, 148 f., 154, 156 *, 162, III 229 f., 273
Psychologie (und ihre Bedeutung für Verstehen; psych. V.); I V, 3, 20 *, 24, 29 *, 42 *, 68—75, 78, 94 f., 102—106 *, 114 *, 116 *, 118, 122 f., 129, 138—167, 195 f., 203 *, 205 f., 208, 246, II 16 *—18, 22 *, 24, 31, 41, 47 *, 53 *, 60, 71, 73 *—76, 111 *, 129, 131 f., 167, 198 *, 204 f., 208, 217, 242 *, 287, 294, 298 *, 300, 302, 309 f. *, 314, 316, 323, 325, 342, 348—351, 353 f., 364 f., 375, III 26 *, 48, 74, 173, 175, 216, 222 *, 231, 233 *, 239, 243, 246, 248 *, 263, 281 *
Psychologismus I 52 *, 103 * f. *, 149 *, II 345, III 173 *, 247 *
Publikum I 129 f., 143, 203, 205, II 17, 109 f., 131, 183, 241, 277, 298 *, 323 * f., 348, 353, 374 f.

Quellen III 29 *, 193, 268 * f., 303 * f. *, 314 f.

Rationalismus I 149 *, II 25 *, 37, 52 *, 55, 63 *, 81, 118, 229 *, 236, 247 *, 257 *, 268 *, 302, 335, 337, 339 *, 369 *
Realismus III 18
Rechtswissenschaft I V, 4—8, 11, 14 f. * f., 28, 30 *, 66 f *, 69 *, 88, 107 *, 126 * f. *, 179, 189 * f., 195 *, 202 *, II 16, 21, 29 f., 68 *, 72, 124, III 1, 20 f.

Rede (Wort, Satz, Umgangsrede, Formen der Rede) I 70, 89, 93, 101, 108, 113—124 f., 144, 155 f., 163, 206, 215, 254 f., II 121, 218, 239, 307—312, 322, 341, 343, 345, 347 f. *, 351 ff., 364, III 297
Reflexion III 224 *, 245, 322
Reformation I 12 f., II 33, 45, 55 *, 208 *, 302, 318 *
Reformierte Theologie II 53 *, 92
Regeln des Verstehens I 5 f., 11, 16, 25, 31 *, 37, 44, 67 f., 70 f., 76 f., 86, 99, 115, 119, 126, 129, 138 f., 191—194, 225, 244 *, II 13, 110, 124, 126, 151, 163, 280, 298, 304, 349, III 35, 41 *
Relativität des Verstehens I 27 *, 59 f., 191, III 110 *
Religions-Philosophie I 28, 38 *, II 66 *, 95, 117 *, 134, 195, 209, 234
— — -Psychologie II 67 *
— — -Wissenschaft I 4, 145 *, 195 *, II 66 *—71, 92 *, 118, 182 *, 232, III 50 f., 221 *, 250, 302 *
Repräsentation III 10
Reproduktivität I 47, 51 f., 54, 56 ff., 68, 102, 160, 208, II 151, 167, 178 *, 194 *, 199 *, 205 f. *, 280, 310, 346 f., III 240, 277, 318,
Rezeptivität u. Spontaneität I 98, 156 * f., 192, 234, 251 f. *, 255, III 168 *, 212 *
Rhetorik I 79, 129 *, 220 *, II 111 123 f., 129, 132, 159, 163 f., 343 f. *, 347 f. *, 364, III 24 *, 40, 65, 273
Romanistik I 10
Romantik I 20 f., 69 * f., 72, 91, 115 *, 138 *, 142 *, 149 *, 169 ff., 173 *, 209 *, 221 *, 257, II 14 *, 29, 37, 72, 142, 154, 290, 364 *, III 90, 106 *, 164 f., 205, 221, 224 *, 234, 264, 302 *

Sachliche Auslegung, Sachkenntnis u. -erklärung I 74, 77, 96 f., 138, 201, II 71, 123, 130, 132, 147 *, 214, 219 f., 222, 227 f., 278, 326, 333, 346, 348, III 41 f., 241, 262, 319
Schemata II 348 *
Scholastik II 75 *
Schrift I 4, 89, 194 f., III 13, 305, 308 ff.
Scopus II 129 f. *
Seele III 248
Selbstverstehen I 156, II 293 f., 310, 360, 364 f., 369 f., III 225, 238
Sinn I, VIII, 28, 55 f., 76 *, 120, 130, II 16 f., 23, 70, 103 *, 106 *, 109, 133, 160, 163, 188 ff., 207 *, 215, 237 *—243 *, 279, 285 *, 300, 308, 324, 341 ff., III 252 *, (in beiden Bedeutungen)
Skeptizismus III 9 f., 66 *
Soziologie (und die unter sie fallenden Gegenstände) I 3, 21 *, 27, 73, 79, 91 *, 107, 143, 190, 205, III 159, 173 *, 216, 218 f. *, 221 *, 230 *
Spekulation I 238, II 233 ff., 264, 268, 272. 276, 281 f., 285 *—295, 304, III 78 *, 92 f., 97 *, 100, 124, 130, 138 f., 142 ff., 177 f., 214, 220 * (besonders wo gegen Empirie abgegränzt)
Spiritualismus II 314 *, III 107
Sprache I 1 f., 4 f., 11, 37, 45, 67, 71, 75 * f., 80, 98, 105 *, 107 *, 112, 115 f, 118, 122, 128, 139, 148, 166, 179, 188, 195 ff., 209 *, 251—256, 265, II 26, 102, 115, 204 f., 299, 307, 333, 341, 343, 364, III 13 *, 167, 214 f., 221 *, 223—230, 277, 297 *, 303 *, 328 f., 330
Sprachkenntnis II 214 ff., 218 f., 221, 249, 298 *, 320, 324, 348, 355
Sprachphilosophie I 29 *, 229, II 290, 306, III 206 ff.
Staatengeschichte III 46 *
Stil I 97 *, 103 *, 129 *, 131, 139, 164, 108 ff., II 263, 311, 344, 348, III 242
Struktur I 143, 207 *, 263, III 109
Symbol I 35, II 93 *, 138 *, 153 *, 164, 166 *, 168 *, 189 f., 284, 330, III 62 *, 112 * (symb. Exegese) III 321
Sympathie (Liebe u. Erkenntnis s. Analogieverstehen, Einfühlung) I 59 f., 78, 96 f., 161, II 74 f., 151, 177 f., 213, 242 * f., 269, 302, 311, 318 *, 327 f., 331, 335 *, 372, III 51, 111, 193, 202, 236 ff., 244
System II 279, 340 *, 362, III 232 *

Takt (hermeneutischer) I 225, II 19, 212 ff., 312. III 114
Tatsache III 45 *, 50
Technische Auslegung I 144 f., 155 ff., 165, 195 f., 203 *, III 265, 308 f. *, 315, 319,
Theodizee III 110, 145, 184
Theologie; Allgemeines und Hermeneutik I V, 5—8, 12 ff., 18 f., 23, 25, 30, 49, 51 f. *, 66 f. *, 84 ff., 95

109, 120 f., 123 f., 126 *, 129, 134. 166 f., 194 f.*, 202 *, II 45. 91 *, 94, 96 * f.*, 197, 260, 267, 269, 271 f.*, 282, 284, 287 f., 291 f., 299 * f.*, 302 f., 316. 320 ff., 330 *, 336 *, III 1 f., 36, 95 f., 143 f., 296. 302 *; Einzeldisziplinen: bibl. II 88, 93 f., 298, Dogmatik (s. hist.-dogm. Interpr.) II 35 f., 48 *, 60, 65, 90 bis 94, 117, 119 *, 125, 133 f., 147, 153 *, 158 ff.*, 164 f., 168, 193, 226, 228. 233, 249 f., 253, 261, 272, 275, 279. 285 f.*, 290, 292, 294 *, 296 f., 303, 317 *, 321, 330 f.; Exegese: II 36. 58 *, 79 *, 81 *, 94—97, 114, 117 *, 140, 144, 153 *, 156. 249 f., 261. 289, 321, 361 f.; praktische: II 34 f., 58 *, 60, 77 ff., 166, 181, 192, 195 *, 260, III 303

Theorie I 2, 5 f.*, 8 11 f., 27 *, 31 *, 61 *, 65 *, 68, 80, 83 f., 86 f., 114 f., 176 f., 191 *—194, II 1, 3 f., 15. 22, 38, 62, 81 *, 95 *, 161. 184 f *, 198 f., 229, 252, 254, 291 *, 298, 309, 336 *, 346, 350, 356, III 184. 299

Theosophie II 173 *, 198 *, 201, 204, 287 *, 290, 292. 295 *

Tieferer Sinn (geistiger Gehalt, höhere Interpretation) II 25 *, 31, 57, 112 *, 146, 151 f., 173 f., 180 f., 183, 188 f., 191. 263 *, 266, 284 f.*, 294, 303, III 280 * f.*

Tradition II 355 *

Traum I 17 *, 156

Typische Auslegung II 108, 136 f., 191 f., 201 *, 231, 284, 376 ff., III 161, 227

Typus I 164, 233 *, 238 f., 292 *

Überzeugung II 169, 243 *

Umstände (historische des Autors) II 107. 109. 130 f., 262 f., 282, 292 f., 298 *, 309 ff., 331, 348, 374, III 172, 324

Unendlichkeit (der hermeneut. Aufgabe) I 114 140, 180 f., 208. 215, 232, 256 f., II 168 f., 208. 213, 280, 283, 352, 354, III 257, 260 f., 265

Universalität, Universalismus III 110 *, 124 *

Universalgeschichte III 36 * f.*, 54 *, 74 *, 293

Utilitarismus III 112

Vergegenwärtigung II 296 * f.*

Vergleich I 36, 79, 100, 134 *, 136, 140 ff, 164, 199 f., 210, 220, II 31, 354. III 270, 318, 329

Vermitteln (Harmonisierung z. B. v. Schrift u. Vernunft) II 269, 273 f., 277 f., 301, 303 f., 312

Vernunft II 113 *, 236 * f., 245 *, 303, 350 *, 368, III 258

Verstand I 76 *, 130, 217, 235, 245, III 258, 312

Volksgeist I 100 *, 107 *, 184, 188 f., 252 *, II 187, III 111 *, 218—222, 231, 241, 248*

Vollsinn II 188, 195 *, 207, 334

Voraussetzungen (beim Interpreten: innere und äußere) I 14 * f.*, 18 *, 27 *, 47, 71, 78 f., 92, 188. 256, II 71, 73 f., 105 *, 107, 111, 122, 156, 182, 191, 214 f., 220 f., 261, 280, 298. 311 f., 322, 368, III 183, 187, 193 f., 240 (s. Objektivität, Sympathie) 270, 282 f., 329

Vorläufig (Antizipation, Hypothese) I 101, 105. 130, 201, 203, 220

Vorsehung II 263, III 110 *, 132 *

Wahrheit (Evidenz) II 26 *, 78 *, 86 f., 108, 213, 222, 244, 266, 271, 274 f., 280—283, 315. III 31 f., 34—39, 195 (s. Objektivität)

Weltanschauungslehre II 7 ff., III 37 *

Wert (normativ) I 24 *, 28, 47, 59 bis 62, 78, 241, II 17 f., 20 f., 30 f.*, 60, 63. 65, 75, 214 f., 301, 315 f., III 54 *, 59, 83 ff., 124 f., 127 f., 171 *, 173, 200 f., 264, 294 f., 306 *, 323 *

Widersprüche I 204, II 134 f., 169

Wirklichkeit I 241, 247 f.

Wirtschaftsgeschichte u. -wissenschaft (s. Soziologie) I 4, 29 *

Wissenschaft (u. ihr Verstehen) I V, 71, 115 *, 133, 151, 162 *, 166, 178, 180, 189, 202, II (Verhältnis zur Theologie) 34 f., 77—90, 160, 184, 195 *, 199, 237, 239 f, 244, 260 * bis 262 *, 264 *, 266, 295 *, 315 f.*, 332. 335 *, 339, 354 * f.*, 359 f., 376, III 86 f, 158 *

Wort (Gottes, s. Autorität) II 33, 49 ff., 54—64, 91 *, 171 *, 181 f., 188, 191, 202 *, 209, 240 *, 242 *, 267, 278, 288, 296 * f.*, 300, 313, 331, 351

Zeichen (s. Objektivation, Physiognomik) I 16*, 67—70, 74*, 76, 194 f.
Zeitgeist I 239 f.*, III 120
Zirkel, hermeneutischer I 41, 50, 246, II 366, III 212, 281
Zusammenhang (s. Ganzes) I 14*, 55, 58, 99 f., 177, 200 f., 212, 260, II 17 f., 85, 110, 123 f., 127—130, 179*, 188, 198*, 201*, 245, 249, 270*, 278, 289*, 314*, 334, 340*, 348 f., 352, 354, 368, III 35 ff., 44, 49, 64, 72, 77*, 108, 118 ff., 145, 150*f., 175, 194, 196 f., 199, 221*, 241, 265, 267, 270

II. Personenregister.

Abbt III 42*
Abegg I 252*
Abel I 73*
Achelis III 206*
Acton III 91*, 122*
Althaus II 67*
Amesius II 181*
Andrae, Tor II 51*
Arendt III 167*
Aristoteles II 41, 230, III 71
Arndt III 46*, 64*, 67*, 69*, 87
Arnim I 169*
Asboth II 101*
Ast I 31—64, 67*, 71*, 81, 86, 89, 106*f., 110, 175, 202, 222, II 55, 99, 110, 141 f., 197*, 319*, 334, III 15, 17, 259*, 261*, 266*, 308
Auberlen II 288*f.*, 291*f.*
Augusti II 153*
Augustinus II 157

Baader I 21*
Bachofen II 13, 139*, III 302*
Bacon III 106
Baeumler II 13, III 106*, 302*
Baldamus II 97*
Barby III 252*
Barth, K. I 23*, II 46*, 49*f.*, 59*f., 73*, 92*
Barth, P. II 85*
Bauer, Bruno II 276
Bauer, G. L. II 104*
Bauer, Karl II 49*
Bauer, Wilh. II 84*
Baumgarten I 16—18*, 30*, 52*, 69*, 121*, 149*, II 45, 53*, 60*, 118, 303, III 22*
Baur I 18*, II 67*, 95, 97*, 139*, 157*, 167*, 233*, 271*, III 139
Bayle III 44*, 141*
Beck I 23*, 49*, 56, 63*, 82 II 39, 46, 57 f.*, 76, 79*, 85, 87, 89, 94, 113*, 142, 174*, 179, 193—211, 226*, 242*, 265*, 287*, 303, 310, 334*, 336*, 339, 348, 367*f.*, III 42*, 94 f., 300, 302*
Becker, B. III 134*
Becker H. III 61*
Becker K. F. II 233*, III 209, 224*
Behm II 61*f.*, 65*, 68*, 88*, 369*, 379
Bekker I 62*, 65*, 91*, 176*, 180*, III 55, 303
v. Below II 74*, 82*, 86*, III 16*, 67*, 91*, 95*, 105*, 122*, 149*, 189*
Bendemann III 174*, 189*
Bender III 42*
Benecke II 157*, 263*f.*, 267*
Benfey III 208*
Bengel II 56, 174*, 179*, 184, 193 bis 95*, 201*, 204*, 206, 290*, 369*
Benjamin III 302*
Bentley III 276, 281*
Bergmann II 172*
Bernays, J. III 273*
Bernhardi III 235
Bernhardy, F. A. III 251—266, 268*, 278, 282 f, 308 f.*
Bernhardy, G. I 22*, 80*, 226*, 236*, III 235*
Bernheim I 27*, 108*, 115*, 150*, 179*, 202*, 250*, 260*f.*, II 74*, 77*, 84*—87*, III 18*, 21*, 26*, 29*f.*, 55*, 59*, 74*, 122*
Bernoulli II 91*, 96*
Bertram I 17*, 96*
Berve III 134*
Biedermann II 196*
Bierling I 30*, III 44*
Billeter I 209*, 230*
Billroth II 210*, 244*, 268—271
Binding I 30*
Binswanger II 5*

Birt I 33 *, 114 * 202 *,, 215 *
Blaß I 193 *, 202 *, 215 *, III 273 *
Bleek II 89 *, 2?2 *
Blumenfeld II 5 *
Bock III 42 *—46 *, 49 *, 52 *
Bodin II 66, III 57, 71 *
Boeckh I 10, 21 f., 25 f., 31—34, 42 f., 46 f., 49, 52 *, 56 * f.*, 61 *—65, 67, 69 *, 70, 73, 78, 81 f., 84 * f.*, 91 *, 99*, 102*, 106 f.* f., 125, 134*, 141* ff., 168—226 228 f., 233, 240 *, 246, 256 *, 266, II 2, 16, 31 *, 39 f., 86, 96, 155, 169, 257*, 311, 337, III 6 f., 12 ff., 25, 59 *, 90, 93 *, 104, 114, 133 f., 135 *, 137 *, 140, 142, 151, 157—160, 162 *, 165, 172 *, 189 *, 207 *—212, 214, 221 f., 224 *, 233—236, 238, 241 ff., 245 f.*, 251, 253 * f., 258 *, 260, 265 ff., 269, 271, 274, 277, 281—283 *, 288 * ff., 292 *, 294, 302 *, 307 * f., 313, 326
Boehmer, H. I 14 *, II 272 *
Böhme I 23 *
Bohtz III 85 *
Boisserée III 302
Bolingbroke III 43 *, 57, 71 *
Bonitz I 226 *
Bonwetsch II 187 *, 190 *, 229 *, 236 *
Bopp I 266, III 209, 277, 291 *
Borries III 105 *
Bousset II 68
Boysen III 34 *
Brandes I 63 *
Braeuer III 235 *
Brandenburg III 189 *
Bratuschek I 172 *, 177
Braun, E. III 316 f.
Braun II 86 * f.*
Brentano, Cl. I 169 *
Brentano, F. I 28
Bretschneider, H. II 113 *
Bretschneider, K. II 106 *, 113—120, 126 *, 135 *, 140 *, 142, 145 *, 157, 214, 225, 243
Bricka II 305 *
Brockhaus III 282 *
Brönner III 218 *
Brüggemann I 22
Brugsch I 226 *
Brunn III 273 *
Brunner II 46 *, 51 *, 55 *, 59 *, 63 *, 89 *, 256 *
Brunstaedt II 256 *
Buckle III 80 *, 148 *, 155, 162 *, 189, 247 *, 293
Bühler I 29 *, 100 *, 201 *
Buijtendijk II 5 *
Bultmann I 121 *, II 58 * f.*
Bunsen II 153 * f.*
Burckhardt I 107 *, 179 *, 185 *, II 66 *, III 15 *, 43, 81, 92 *, 99 *, 141 *, 207 *, 291
Burdach II 32 *
Burg III 15 *
Burk II 194 * f.*
Bursian I 22 *, 62 *, 65 *, 226 *, III 33 *, 251 *, 273 *, 276 *, 282 *, 288 *, 300, 306 *, 309 *, 326—330
Buttmann I 80 *

Calixt II 52 *
Calvin I 14 f., II 207 *, 231 *
Capellus I 15 *
Carus I 71, 138 *, 242 *, II 131 *
Cassirer I 16 *, 29 *, 118 *, 131 *, 149 *, 209 *, 236 *, 259 *, II 6 f., III 212 *, 224 *, 280 *
Chamfort I 72
Chamier I 14 *
Chemnitz II 50 *
Chladenius I 27 *, II 100, III 6, 19 *, 21 *—32, 34 *, 36 * f.*, 43 f., 57 * f.*, 169 *, 259 *
Christ III 300
Christen III 70 *
Cicero I 117, II 139
Clemen, C. II 67 *
Clericus I 15 *, 22, 52 *
Clossius I 30 *
Coccejus II 125 *, 174 *, 176 *, 180 * f.*, 189 *, 195 *, 248, 369 *
Comte III 148 *, 247 *
Conze III 297 *, 307 *, 319 *
Cornelius I 149 *
Cremer II 48 *, 51 *, 230 *
Creuzer II 139 *, 167 *, III 59, 64 *, 268 *, 301 * f.*
Croce I 28 *, 133 *
Crusius II 179 *, 209 *, 369 *, III 194, 274 *
Curtius, E. I 168 *, 226 *, II 155, III 20 f.*, 273 *, 288—295
Curtius. F. III 288 *—290 *
Curtius, G. I 226 *, III 288 *

Dahlmann II 153 *, III 53 *, 65, 70, 149, 153, 189 *
Dalberg I 229, 232
Dannhauer II 340 *
Darwin I 71 *

Daub II 234*, 286 f.*, 288
Dechent I 24*
Deißner II 68*
Delbrück, K. F. II 92*, 153*, III 208*, 224*, 229, 279*
Delitzsch II 179*, 188*, 195*, 358*, 360* f., 368 f.*
Descartes III 229
Dessoir I 52*, II 29*
Dibelius II 61*
Diderot III 302*
Dieckhoff II 91*
Diede, Charl. I 254*
Diels I 226*
Diestel II 48*
Dietlein III 128*
Dietrich I 28*
Diez II 229*
Dilthey VII, 12—15, 20 ff., 26 ff., 30* f.*, 33* f.*, 49, 51—54, 60, 62—64*, 71, 78*, 84* ff., 91 f., 94, 97, 102 f.*, 105*, 116*, 121, 133, 138*, 141*, 147* f.*, 152*, 170*, 176*, 180*, 190, 207*, 226*, 228*, 231 ff., 242* f., 245, 248, 250*, 257, 261, 263 f., 266, II 2, 7 f., 14*, 25, 32*, 34, 43, 54, * 66*, 77* f.*, 79*, 154*, 234*, 255* f.*, III 9*, 17*, 19* f.*, 23, 33*, 37*, 53*, 54* f.*, 66*, 70*, 80* f.*, 88, 91* f.*, 94, 113 f.*, 137*, 155*, 164, 166*, 175, 207*, 213*, 215, 219*, 221*, 233*, 237—239*, 249, 292
Dionysius I 38*
Dissen I 47*, 216*
v. Dobschütz I 12, 13*, 30*, 76*, 84* f.*, 95*, 114*, 126*, II 49*, 61*, 67*, 79*, 97*, III 1*
Doering II 97*, 100*, 121*, 141*
Doerne II 66*
Döpke II 229*
Dörfel III 65*, 74*, 76*, 78*, 85*
Dorner II 96*, III 145*
Dove III 16*, 65* f.*, 91*, 95*, 114*, 117*, 134* 188*
Dresdner III 302*
Driesch I 44*
Droysen, G. III 134*, 150*, 157*, 170*
Droysen, J. I 27, 31*, 38*, 102*, 128*, 140*, 141*, 143*, 151*, 179*, 202*, 223*, 226*, 241*, 256*, 261, 266, II 31*, 39, 42, 86, III 6 f., 10, 12, 14—16*, 21*, 23, 27*, 31, 35*, 38, 59, 61 f., 65* f., 69 f.*, 74 f., 79* f.*, 84*, 87, 92* f., 102*, 104, 112*, 122*, 124*, 134—190, 194, 197, 199, 201*, 207*, 214, 223*, 231*, 247, 264*, 275*, 281*, 291 f.* f., 312*
Dunker I 226*, III 146*, 150*
Durkheim, E. I 28*

Ebrard I 240*
Eckard I 63*
Eckermann II 323*
Eckhardt, Meister III 82*
Eckstein I 65*
Eichhorn I 19*, II 45, 118, 315, III 18, 256*
Eichstädt I 23*, II 121*, 324*
Eisfeld II 61*
Elert II 36, 76*, 80*—83*, 87*—89*, 97*, 157*, 174*, 193*, 230*, 234*, 250*
Elkuß I 84*, 170*
Elsenhans I 26*
Elze I 33*, III 283
Emmerling II 100*
Engel I 71*
Enneccerus I 30*
Erdmannsdörfer III 54*, 140*
Ermatinger I 54*
Ernesti I 15*, 17 f.*, 23, 49 f.*, 56*, 63*, 67*, 81* ff., 108, 110*, 121*, 175*, II 45 f., 96, 99 ff., 103 f.* f., 108* f.*, 111, 114, 118, 121*—129*, 131*—136*, 138, 162* f., 169, 176, 196, 211*, 303, 310, 314, 324*, 339, 367*, III 44*, 252*, 300
Ersch III 21, 282*
Ewald II 367*

Fabri III 20*, 33*
Farrar I 12 f.*
Fascher I 134*, II 97*
Fechner I 258*
Feine II 68*
Fester I 258*, III 101 f., 104*, 118*
Feuerbach, L. I 135*, III 141 f.*, 154*
Fichte I 21, 64*, 171, 173, II 39, 72*, 223*, III 8*, 53*, 60, 67*, 94*, 101, 131*, 149, 152, 160, 245
Ficker III 189*, 200*
Fickert III 282*
Fiedler III 318*, 322
Fiesel III 224*, 229*
Fillies III 69*
Fischer, H. II 254*
Fischer, Kuno II 234*, 256*

Flacius I 14—17, II 50*
Formstecher III 211*
Förster III 306*
Francke, A. H. I 15*, II 184
Frank, F. R. v. II 96*, 379*
Frank, G. I 14*, II 96*, 113*, 141*, 230*, 242*, 358*
Frankenberger III 206*, 219*—22*
Franz I 14*
Freese III 283*
Frenkel III 229*
Freudentheil II 101*
Freyer I 29*, 103*, 141*
Friedrich, Wilm. IV, II 257*, III 56*
Fries II 242*
Fritzsche, Carl Aug. Fr. II 61*, 231*, 242*, 246—251, 253, 269*, 272*, 367*
Fritzsche, Chr. Fr. II 246*, 250* f.*.
Fritzsche, Otto Fr. II 246*
Frommel III 55*
Fueter I 180*, 258*, III 17*, 67*, 63*, 189*
Fülleborn III 252*, 300
Funke III 224*

Gabler II 104*, 106*, 143*, 147*
Gaß II 49*
Gatterer III 6, 33—42, 44*, 58*, 66, 71*, 192*
Gaussen II 52*
Geck III 218*, 231*
Geffcken I 120*
Geiger III 236*
Gelbricht II 101*
Gennrich II 49*—51*, 57*, 91 f.*
George I 111*
Gercke I 33*, 114*, 197* f.*
Gerhard I 197*, 226*, II 50*, III 55*, 277, 302, 304*, 308*, 314*, 316, 324 ff.
Germar I 109*, II 98*, 135*, 142, 145, 153*, 172, 174 f.*, 176* f.*, 182*, 211—229, 245*, 285*, 303, 316*, 318 f.*, 332, 336
Gervinus I 27*, 104 f., 179*, III 14, 52, 54*, 58 f., 65—88, 112*, 122*, 124* f.*, 140*, 149, 157, 183*, 187, 188*, 194, 201, 203*, 249*
Gesenius II 367*
Gesner I 22 f., 25 f.*, 175*, III 17*, 33, 257*, 294
Gibbon I 151, III 201*
Giesebrecht III 195*, 204*
Gieseler II 153*
Gilbert III 134* f*, 137 f.*, 140* bis 143*, 145*, 152*, 156*
Gildemeister I 24*
Girgensohn I 23*, II 57*, 60*, 193*, 210*
Glassius I 14*, II 247*
Glockner II 256*, III 1*, 16*, 299*
Glogau III 206* f.*, 211*, 213*, 220*, 224*, 235* f.*
Goerlitz III 21*, 35*, 38*, 49*
Goethe I 38, 64*, 128*, 149*, 168*, 219*, 233*, 236, 240*, 256*, II 38, 230, 322* f.*, III 14, 54, 83, 92, 103, 234, 302, 306*
Gogarten I 23*, II 73*, 81*, 256*
Goldborn II 100*
Goldfriedrich I 258*, III 43*, 78*, 249*
v. d. Goltz II 194*
Gooch I 168*
Görres I 169*, III 15
Göschel II 194*
Gräbner I 134*, 261*
Greßmann II 65*
Griesbach II 120—140, 165, III 44*, 58*
Grimm, J. I 171*, II 72*, 153*, III 65, 70*, 105, 288*, 291*
Grimm, W. II 153*, III 65, 70*
Gröber I 33*
Grotius II 66, 129*, 179*
Gruber III 21*, 282*
Grundmann II 179*
Grundtvig II 305*
Grünhut I 127*
Grützmacher II 379*
Guglia III 95*
Gundolf I 91*, 96*, 236*
Gunkel I 134*, II 65*, 68, 77* f.*
Günther II 89*
Günther, H. R. II 5*, 76*, 310*, III 1*
Gürtler I 63*, 66*

Haage III 53*
Haak II 49*, 51*, 53*, 91*
Haase III 268*, 282—288
Häberlin I 243*
Hagenbach II 235*, 258*
Hahn II 229*, 235—239, 288*
Halpern I 91*, 111* f.*
Hamann I 24, 105*, 117, 258*, II 37, 57, 195*, 290*, III 229*
Hamburger I 149*
Hardy II 64*

Häring II 256 *
Harnack Th. II 91 *, 157 *
Hartmann, E. v. II 66 *
Hartmann, Nik. II 256 *
Hauck II 358 *
Haupt II 97 *, III 282, 326 *
Häußer III 56 *, 69, 149
Haußleiter II 359 *
Haym I 19 f. * f.*, 91 *, 170 *, 228 *, II 43, 256 *, III 80 *, 207 *, 214, 302 *
Hebbel I 149 *
Heck I 30 *, 69 *, 126 * f.*
Heckel II 288 *, 291 *—294 *, 296 *, 302 *, III 1 *
Hedicke II 29 *, III 299 *
Heeren I 65, III 66 *, 73 *, 268 *
Hefele I 54 *
Hegel I 21 f., 35 f., 42 f.*, 73, 98 f.*, 102 *, 105*, 138 *, 149*, 153*, 155*, 159 *, 170, 173 * ff., 182, 184, 189*, 221 *, 228, 245 *, II 8, 13, 22, 38 f., 40 ff., 72 *, 85 *, 89, 95 ff., 162, 194 *, 200 * f.*, 233 f., 252, 254—260, 263—266, 268, 270—273, 276 f., 279 f., 283, 286 f.* f., 291 *, 336 *, 340 *, 357 *, 361, III 8 *, 16 *, 21 *, 27 *, 37 *, 54 *, 60 *, 74 *, 77, 79, 90, 92 *, 94 * f.*, 103, 105, 110, 112 *, 115, 121 f.*, 135 *, 137 ff., 141—146, 148, 151, 157 *, 164, 175, 177, 179, 196 *, 296 *—209 *, 211, 228 *, 245, 251 *, 284 *, 292 *, 302
Heidegger II 5 * f., 14*
Heidrich III 299 *
Heim II 89 *
Heindorf I 62 *, 80 *, 173 *, III 257 *
Heinemann III 163 *
Heinrici I 12 f.*, 110 *, 123, II 68, 97 *
Heinze, R. III 274 *
Helmolt III 91 *, 95 * f.*, 102 *, 109, 122 * f.*, 129 * f.*, 132 f.*
Hempel II 100 *
Hemsen II 141 *
Hemsterhuys I 22 *
Hengstenberg II 171, 173 *, 229 *, 263 *, 367
Heraklit III 152 *
Herbart I 138 *, 149, II 41, III 207 bis 209, 211, 217, 219 *, 221 *, 223 *
Herder I 17 *, 19, 20 f.* f., 24, 34 * ff., 43 *, 52 *, 58 * f.*, 61 *, 72, 75 *, 99 *, 105 *, 134 *, 167 *, 184 f., 189 *, 209 *, 227 f.*, 233 *, 240 *, 250, 259 *, II 31, 37, 45, 54, 66, 72 *, 101 f.*, 127, 162, 365, III 17 * f.*, 23, 39, 43 *, 45 *, 47 *, 60, 64 *, 66 *, 76 f.*, 103, 110, 145, 160 *, 165, 183 * f.*, 221, 229 *, 292 *, 302
Hermann, G. I 47, 81, 193 * f.*, II 246 *, III 55, 94, 142 *, 273 *, 276, 281 *, 303, 313, 326 *
Herrmann, F. III 53 *
Hertz III 303 *
Herz I 91
Herzog III 85 *
Hettner I 149
Heydemann III 144 *, 148 *
Heyne I 23, 34, 63 *, 205, 222, II 319, III 33, 252 *, 257 *, 276, 300 f.
Heynen I 148 *
Heyse III 208 *
Hildebrand II 72 *
Hintze III 134 *, 143 *
Hirsch, I. II 87 * f.*, 256 *
Hirsch, S. R. III 211 *
Hirschberg II 26 *
Hirzel III 65 *
Hoffmann, M. I 168 * f.*, 172 *, 174 * f.*, 185 *, 190 *, 193 *, 226 *, III 140 *, 253 *, 302 *
Hoffmann, S. F. W. III 266 *
v. Hofmann, J. C. I 85 *, II 14, 39, 53 *, 57, 76, 87, 89, 91 *, 93 * f., 179, 194 f *, 203 *, 209 *, 234 *, 258 *, 265, 296 *, 334 *, 357—379, III 133 *, 145 *
Hölderlin I 186 *
Holl I 14 *, 30 *, 78 *, 92 *, II 49 *, 68 *, 75 * f.*, 256 *
Hollaz 50 *—58 *
Holtzmann II 237 *
Holzmann III 233 *
Hönigswald I 12 *, 100 *, 131 *
Hotho I 155 *
Hübner, R. III 137 * f.*
Huet I 63 *
Hugo, G. II 153 *
Humboldt, A. v. I 169, III 54 *, 73 *,
Humboldt, W. v. I 10, 21, 24 *, 27 *, 29 * f., 35 f., 39 *, 42 *, 47, 50 ff., 57 *, 59 *, 61, 63 *, 71 * f.*, 75 *, 77 * f.*, 95, 98 f *, 105 * f.*, 112 *, 115 * f.*, 122, 128 *, 132 *, 140 ff., 149 *, 166, 169, 179—187 *, 182, 184 f.*, 206, 209 * f.*, 219 *, 223, 227—266, II 38, 42, 162, 177 f., 307, 311, 322, III 6, 8 *, 14 f., 18, 23, 35 *, 40, 43, 45 ff., 54 *, 59 f.*, 65, 67, 71, 78 f., 90, 93, 99 *, 102,

104. 109*, 112*, 114, 118, 133 f., 140*, 152 f., 156* f., 159, 162 f., 165, 183, 198 f., 206—219*, 221 f., 233* f.*, 223*—233, 236—239, 245, 249, 264*, 274*, 279, 284*, 296 f.*, 301* f.
Hume II 66, III 19
Hundeshagen II 92* f.*, 318*, 321*
Hunger III 17* f.*
Hunnius II 50*
Huschke III 257*
Husserl I 28, 103*, III 238*

Ihmels II 49*, 51*—53*, 57*, 89*
Immer II 62*, 319*, 335 f., 367*
Immermann III 189*
Ippel II 153*
Ipsen III 224*
Iselin III 18*, 43*, 60*

Jaeger I 179*, III 306*
Jahn I 197*, 226*, 300*, 314*, 326 f.
Jakob I 73*, III 306*
Janentzki II 76*
Jaspers I 29*, II 6 f., III 37*
Joachimsen III 91*, 101*, 105*, 107*, 112*, 114* f.*, 119*, 151*
Jordan II 358*, 367*
Junker I 100*, 118*
Justi I 24*, III 299*

Kaden II 25*
Kaerst I 43*, 184*, 186*, III 91*, 136*
Kaftan II 91*
Kähler II 80*, 229*
Kant I 18, 29*, 149*, 171 ff., 207*, 236*, 251, 259, II 37, 54, 96, 101*, 111, 135, 237, 367, III 8, 19, 60 f.*, 76, 102* f.*, 146, 157 f.*, 212*, 302
Kattenbusch II 97*
Kaufmann III 9*
Kekulé III 301*
Keil I 23* f.*, II 61*, 98—115, 118, 120*, 129*, 137, 140*, 141—144, 147—150, 152*, 155 ff., 165, 167, 169, 176, 183, 211*, 214, 225, 230, 236*, 239, 242, 245*, 247, 252 f., 285*, 310, 327, 339, 345
Kern III 67*
Kierkegaard I 106*, 142*, II 14*, 58*, 89
Kiesewetter I 73*
Kipp I 15*, 88*
Klages I 138*, 207*, 242 ff.
Klaiber II 52*
Klausen I 25, 84*, II 98, 173, 235, 303, 305—319*, 322, 324, 339, 367*
Kleist I 29
Klemm III 208*
Kleuker II 258*
Kling II 246*
Klopstock III 319*
Klostermann II 237*
Klußmann I 178*, III 140*
Knittermeyer III 15*
Köberle II 57*
Koch I 38*, III 252*
Kochen, A. II 111*
Koelling II 205*, 236*
Kohler I 127*
Köhler III 313*
Köhler, W. II 49*, 64*, 97*, III 1*, 115*
König I 13*, 30*, 85*, 103*, 114*, 123*, 129*
König, E. II 97*
Körner I 244*
Körte I 63* f.*
Körting I 33*
v. Kottwitz II 185*, 229*
Krafft II 357*, 369*
Krägelin III 105*
Krause III 77
Kreis III 1*, 298*
Kretzschmer II 25* f.
Kroner II 256*, III 19*
Kropatschek II 49*, 179*
Krueger, F. I 29*
Krüger I 73*
Krüger, Gust. II 49*, 57*, 64*
Kugler III 299*
Kuhn III 38*, 229*
Küntzel III 151*
Kurz III 201*

Lachmann II 153* f.*, III 55, 207*, 282*, 291*, 303
Lagarde II 92*
Lambert I 17*
Lamprecht I 179*, III 53*, 249*
Landerer II 97*, 318*
Lang I 126*
Langlet du Fresnoy III 52*, 57
Laqueur III 135*
La Rochefoucauld I 72 f.
Lask I 107*, III 19*
Lassaulx III 15
Lavater I 71*, II 193*
Lazarus III 206—209*, 218—223*, 249*

Leclerc I 15 *
Leibniz I 16 f.*, 29 *, 35 *, 37, 73 *, 113 *, 149 *, 172 *, 224 *, II 37, III 19, 22 *, 27 *, 36 * 44, 292 *
Leicht III 208 * f.*, 218 *
Leisegang II 5, 7, 72 *, III 37 *
Leitzmann I 228 *, 234 *
Lemme II 54 *
Lenz I 63 *, 168 *, II 157 *, 230 *, 234 *, III 114 *
Leo III 18, 97 *, 103 ff, 113 *, 116 *, 122 *, 147 *
Lepsius I 226 *
Lessing I 35, 52 *, 99 *, 149 *, 185, III 302
Levezow III 268, 309—313, 317, 320 *, 324, 326
Lindenmeyer II 196 *
Lipps I 149 *
Litt I 28 * f.*, 141 *, II 5 * f., 86 *, 266 *, III 9 *, 18 *, 37 *, 103 *, 164 f.*
Locke I 172
Loebek III 191 *
Lommatzsch I 146 *
Loose III 238 *
Lorenz III 18 *, 54 *, 66 *, 70 *, 91 *, 109 *, 118 *, 122 *, 153 *
Lotze II 41 f., 85 *, III 9 *, 20 *, 207 *, 213 * f., 247 *, 294 *
Lowth I 24 *
Lublinski I 143 *
Lücke I 83 *f.*, II 4, 76, 92 * f.*, 153 bis 173, 175 f.*, 197, 211, 285 *, 303, 306 f.*, 339, III 70 *, 207 *, 253, 289
Lüdemann II 48 *
Luden III 18, 53 *, 67 *
Lütgert II 97 *, 174 *, 185 *, 193 *, 230 *, 234 *, 255 * f.*, 263 *, 358 *
Luther I 13 f.*, 30 *, 78 *, 92 *, II 49 bis 52 75 * f.*, 125 *, 156 *, 209, 280
Lutz I 25, II 141 *, 194 *, 245 *, 318 bis 336, 339
Lützeler I 29 *, 107 *

Macauly III 157 *
Macholz II 57 *, 319 *
Mack III 149 *
Maier, Heinr. I 140 *
Major, Georg II 51 *
Makrobios II 192 *
Malebranche I 38 *
Mannheim II 5 *, 29 *
Manutius III 252 *
Marbach III 318 *
Marcks III 54 *, 67 *
Marheinecke II 113 *
Marty I 28 *, III 224 *f.*, 229 *
Marx II 42, III 9 *, 122 *
Maskow III 21 *, 35 *, 38 *, 43 * bis 45 *, 49 *
Masur II 85 * f.*, 369 *, III 9 *, 18 *, 38 *, 91 *, 101 *, 105 *f.*, 109 f.*, 112 *, 118 * f.*, 128 *, 130 *, 132 *
Matthäi G. Chr. II 210 *, 285 * f.*
Matthes III 282 *
Matthiä III 266 *
Meier I 16 * f.*, 63 *, 70 *, 81 *, 226 *, III 297 *
Meier, Ed. III 252 *, 273 *
Meinecke I 180 *, III 20 *, 128 *, 134 *—136, 141 *, 145 *, 148 *, 151 * f.*, 167 *, 176 *, 189 *
Meiner I 73 *
Meister, Al. I 27 *, II 84 *, III 1 *, 8 *, 80 *, 134 *, 136 *f., 147 *, 152 *f.*, 156, 161 *, 176 * f.*, 180 *, 188 *
Meister, E. I 27 *
Melanchthon I 13 *
Mendelssohn I 91, III 140, 189 *
Menzer III 19 *
Mersmann II 26 *
Meyer, G. W. I 13 *, II 211 *, 306 *
Meyer, Joh. Fr. II 187 *
Meyer, L. I 16
Meyer, R. M. I 148 *, III 68 *, 208 *
Michaelis I 17 *, 19 *, II 45
Milhauser III 283 *
Minor I 20, 89 *, 240 *
Misch II 43
Misteli III 224 *
Mitteis II 21 *
Moll II 276—286, 319 *
Mommsen III 122 *
Montaigne I 72
Montesquieu I 189 *, III 17 *, 47 *
Montfaucon III 300 *
Moor III 4 *
Moos I 149 *, II 26 *
Moritz I 73 *, 149 *
Morus I 23, 63 *, 67 *, 69 *, 81 * bis 83 *, II 46, 98 f.*, 114, 121 *—125 *, 127 *—129 *, 131 *—133 *, 135 *, 144, 163, 176, 324 *, III 256 *,
Möser III 17 *, 70 *, 292 *,
Moser III 143 *
Mulert II 46 *, 48 *
Müller, Ad. I 17 *
Müller, Joh. II 230 *

Müller, J. v. III 18*, 43*, 54, 57, 66, 70 f.*, 77*, 82*, 119*, 122*, 131*, 133*, 184*, 202
Müller, K. O. I 197*, III 289
Müller, Max II 67
Müller, Otfr. I 209*, 226*, II 153*, III 70*, 104*, 283, 288*, 292*, 294, 301*, 303*f.*, 309*, 311*, 313, 319
Mützell III 283*

Nalbandian III 91*, 114*, 118*
Neander II 153, 156f., 173*, 176, 229*f.*, III 145*, 302*
Nestle II 194*
Neumeister III 69*
Niclas I 65*
Niebuhr I 27, 174*, II 86*, 153*, 233*, III 17*f., 55, 67*, 70*, 82*, 91, 94*, 140*, 157, 193*, 302
Nietzsche I 72, 78*, 106*, 138*, 173*, 209*, 236*, 242*, II 12, 75*, III 37*, 274*
Nippold II 154*, 186*, 287*—304*
Nitzsch II 49*, 51*, 53*—55*, 92*, 118*, 153*, 186*, 230*, 264, III 313*
Nitzschke III 16*
Nohl II 29*
Norden I
Novalis I 20f.*, 72, 91, 115*, 138*, 171*, 258*, II 290

Odebrecht III 299*
Odenwald II 92*
Oetinger II 195*, 287*f.*, 290, 292.
Olshausen I 21*, II 76, 171*, 173 bis 185. 196, 205, 222, 229*, 247*, 303, 367f.*
Oncken III 91*, 103*, 111*, 122*, 128*, 130*
Origines II 204*
Otto, E. I 23*, II 8, 69*
Overbeck II 92*

Panofka I 226*, III 302*
Panofsky II 29*, III 306*
Pascal I 38*
Passavant III 302
Paul, H. I 28*, 33*, II 32*, III 222*, 224*, 249*
Paulus II 131*, 171*
Patrizzi III 19*
Pelagius II 127
Pelt II 210*, 258*, 263*, 270*
Perthes III 91*, 129*, 142f.*, 147* 151*
Petersen, F. C. III 319*
Petersen, J. II 32*
Peterson II 76*, 92, 174*, 190*, 195*, 201*, 204*, 290*
Petzelt II 5*
Pfänder I 243*
Pfeiffer II 100
Pflaum III 15*, 59*, 134*—188* (=„Mat.“)
Pfleiderer II 96*, 118*, 187*, 230*, 234*, 350*
Philo I 38*
Piderit I 71*
Pinard de la Boullaye II 64*, 66*, 302*
Piper III 300*, 303*f.*
Planck II 258*, III 53*
Platen I 186*
Platon II 139, 230
Pleßner II 5*
Plinius III 58
Porphyrios II 192*
Porzig I 252*, III 225*
Pott III 209
Preller I 197*, 226*, III 282, 313 bis 327*
Priestley III 71*
Proclos I 38*
Proells III 68*
Proksch II 57*
Pütter III 17*, 33*

Quintilianus I 221*

Rade II 65*, 67*
Rambach I 15*f., 69*, 110*, II 121*, 156, 184
Ranke I 26f., 36, 58*, 60f.*, 128*, 171*, 258*, 263f., 266, II 39, 42, 86, 89, 357ff.*, 365, 369*, 377*, III 6f., 37*, 54*, 59f.*, 63*, 69, 71*, 74*f., 81*, 84*, 87, 89 bis 133, 145, 153, 157, 159, 162*, 179, 181f., 184*, 186*, 189*ff.*, 193*, 198*, 200—205, 228*, 284*
Raumer II 357*, III 18, 56*, 64*, 189*
Rawidowicz III 142*
Regli III 18*
Rehm III 65*, 157*
Reichardt III 255*, 266—273, 283*, 307*, 309*
Reiche II 239, 241f.*, 247*, 251, 253

Reiff II 194 *
Reinhardt III 105 *
Reinhold III 53 *
Reischle I 134 *, II 68 *
Reisig III 273 *, 282 *
Reiß III 251 *
v. Reitzenstein I 185 *
Reitzenstein I 134*
Requadt III 54 *, 119*, 129 *—131 *, 133 *
Reuß I 31 *, II 48 *, 121 *, 192 *, 235 *, 253 *
Reuter II 24 *
Révecz III 220 *
Ribbeck I 226 *, III 273 *—276 *, 278 *—281 *
Richter, Jean Paul I 20 *, 138 *, 149 *, 209 *, 238 *, 242 * f.*, 261 *
Rickert I 28, III 9 *, 137 *, 163 *
Riehm II 57 *
Riemann II 25 * f.
Riggenbach II 193 * f.*, 196 *, 198 *, 204 *, 208 * f.*
Ritschl I 226 *, II 48—51 *, 90, 194 f. *, III 21 *, 273—283, 324 *
Ritter, K. III 189 *, 219 *
Ritter, Mor. II 153 *, III 55 *, 91 *, 117 *, 130 *
Ritter, Gerh. III 91 *
Ritter, Heinr. III 121 *, 313 *
Rivet I 14 *
Robert I 47 *, 198 *, III 307 *, 320 *
Rocholl II 87 *
Rohde III 274 *
Roscher I 190 *, III 274 *
v. Rosenberg. III 80 *
Rosenkranz II 258—263 *, 272 f., 277 *, 295, 320 *, 355 f., III 42 *, 303 *
Rosenmüller II 236, 306*
Rößler III 17 *, 122 *
Rothacker I 29 *, 59 * f.*, 64 *, 107 *, 168 *, 170 *, 173 *, II 5 * f., 43, 157 *, 234 *, 256 ff *, 268 *, III 16 *, 65 *, 67 *, 70 *, 80 *, 94, 97 *, 99 *, 101 *, 105 * f.*, 122 *, 136 f.*, 145 *, 149 *, 163 *, 165 *, 188 f.*, 207 *, 209 *, 222 *, 292 *, 323 *
Rothe II 39, 48 *, 51 *, 53 *, 76, 79 *, 89, 93 *, 95, 154 *, 173 *, 185 *, 194 f. *, 198 *, 229*, 234 *, 258 *, 260*, 265 *, 286—304, 362 *, 364, 367 *, 379 *, III 145 *
Rotteck III 69
Rougemont II 52 *, 87 *
Rousseau III 17 *
Rückert II 242—247 *, 251, 269, 271 f., 280, 289 *, 315 *, 327 *, 367
Rudorf I 49 *, 63 *, 69 *, III 189 *
Rüetschi II 321 *
Ruhnken I 224
Rumohr III 302
Rüß III 33 *, 56—59, 61
Ruth III 67 *, 69 *
Rychner III 65 *, 72 *, 87 * f.*

Sack II 153 *
Salin I 190 *
Sander II 5 *, III 253 *
de Saussure I 28 *
Savigny I 171 *, II 39, III 18, 90, 105 f., 189 *
Schadow III 189 *
Schaeder, E. II 57 *, 73 *, 256 *
„ H. H. II 68 *
Schanz II 96 *
Scheiner I 252 *
Scheler I 28 * f.*, 38 *, 53 *, 78 *, 141 *, II 6 f., 75 *, III 37 *, 163 *, 166 *
Scheller I 63 *
Schelling I 21, 34 *, 98, 115 *, 149 *, 171 *—174, 178, 211 *, 228, 249 f.*, 258 *, II 13, 33, 89, 135, 158, 161 f., 234 *, 360 *, 365, III 8 *, 15, 57 *, 63, 101 f. *, 105, 144 *, 160, 211 *, 245, 270, 277 *, 301 * f., 314 *
Scherer I 143 *, 149 *, 219 *, II 32, III 80 *
Schering II 25 * f.
Scherr III 122 *, 247 *
Schiemann III 122 *
Schiller I 99, 149 *, 186 *, 225, 241 *, 250 f. *, III 103 *, 234, 302
Schlegel, A. W. I 169 *, 171 *, II 31, 153 *, III 45 *, 302
Schlegel F. I 20, 24 *, 51, 72 f. *, 89 *, 99 *, 115 *, 130 *, 142 *, 149 *, 169 *, 171 *, 185, 186 *, 221 *, 240 *, 250, 253 *, II 14 *, 31, III 18, 21, 45 *, 106 *, 208 *, 234, 302
Schleicher III 209, 273 *, 279
Schleiermacher I 18 * ff., 23 ff., 31, 39 *, 41 *, 45 f. *, 49 f. *, 52 f. *, 56 *, 59 *, 60 *, 62 *, 65 *, 69 *, 70 *—73 *, 75 *, 78, 80 *, 82—168, 170*, 171 ff.*, 176 f., 182, 191*, 198, 202 *—205 *, 207, 211 f., 215, 220, 222 f.*, 224 f., 228 f., 232, 237 * f.*, 240 *, 243 *, 246 *, 250 *, 252 *, 256 *, 260, 263*, II 2, 4, 13, 33 f., 37 f., 41 f., 45 ff., 53 ff., 66 f. *, 70 f., 73, 76, 81 *, 85 *,

91 *, 95—99, 102, 110 *, 112 f. *, 119, 141 f., 153 ff., 161 f., 164 * f., 167, 169—172, 176 f., 194 *, 196, 205 *, 212, 217 f., 229 *, 233 * f., 235 f., 242 *, 258 * f.*, 286 f.*, 288 f., 292, 298—301, 303 *—307, 309 ff., 313, 322 ff., 326 *, 333 *, 336 * f., 339 f., 344 f., 349, 357, 359 * f., 363 ff., 367 *, 375, 377 *, III 6—8 *, 12 ff., 17, 27 *, 50 *, 54 * f.*, 59 * f.*, 63, 90, 93, 99 *, 102, 114, 133 f., 137 *, 145 *, 152, 156, 159, 165, 170, 172 *, 176, 180 *, 208 *, 216 *, 231 *, 234, 238, 241, 243 ff., 247, 253, 259 *, 261, 264 * f., 271, 273, 281, 289, 294, 296, 298 f. *, 302, 313 *, 318
Schlosser, F. Ch. II 286 *, III 18, 54, 66, 69, 73*—76 *, 80 * f.*, 86 *, 153 *, 200 f.
Schlosser, Jul. III 299 *
Schlözer III 33 *, 57, 60 * f., 66, 70 *, 184 *
Schmeidler III 91 * f.*, 116 *
Schmidt, Ad. III 151 *
„ H. W. II 87 * f.*
„ Julian III 88 *
Schmitt, C. 30 *, 171 *
Schmoller III 189 *, 196 *
Schnaase III 299 *
Schnabel III 55 *
Schneckenburger II 321 *
Schnedermann II 51
Schneider I 172 *
Schnorr III 303 *
Schoeps III 211 *
Schömann III 282 *
v. Schön III 144 *
Schönemann III 20 *
Schopenhauer I 138*, 156*, 207* II 41
Schrader I 62 *, 86*
Schrenk II 80 *, 174 *, 176 *, 180 *, 189 *, 195 *, 369 *
Schuchhardt, H, III 273 *
Schultze, Joh. III 69 *
Schulz II 247 *
Schulze II 143 *
Schulze, Joh. III 79 *
Schunk II 5 *
Schwarz II 96 *, 157 *, 234 *
Schweitzer, Alb. II 89 *, 272 *
Schwinger III 225 *
Seeberg, E. II 58 *, III 1 *
„ R. II 48*, 57 *, 60 *f.*, 69 *, 96 *, 211 *, 256 *
Selnecker II 50 *
Semler I 15 *, 17 *—19*, 52 *, 69 *, II 45, 54, 98, 100, 104, 118, 120 f. *, 162 *, 211 *, 231 *, 250 *, 303 *, 306 *, 339, 367 *, III 57, 256 *
Seneca II 139
Sganzini III 206 *, 208 *, 218 *
Shaftesbury I 22 *
Shakespeare III 175
Siebeck II 72 *
Siegfried II 5 *, 75 *
Sievers III 274 *
Simmel I 22, 26 f. *, 39, 51, 53 *, 96 *, 102 *, 142 *, 151 *, 155 *, 242 *, 250 *, 261, II 75 *, 86, III 9 *, 11, 26 *, 37 *, 82 *, 137 *, 166 *, 230 *, 238 *, 247 *, 250
Simon I 21 *, II 234 *, 257 *, III 91 *, 95 ff. *, 100 * f. *, 103 *, 105 * f.*, 112 *, 114 * f.*, 122 *, 130 * f.*
Sittl III 306 *
Smend II 57 *, III 221 *
Söderblom II 65 *
Sohm II 21 *,
Solger I 149 *, 173 *, 221 *, 302
Sombart II 5 *
Sommer I 17 *
Spalding I 80 *
Spinoza I 16, II 52 *, 54, III 228 *
Spittler III 33 *, 53 *, 77 *
Spon III 300 *
Spranger I 26 *, 38 *, 53 *, 63 *, 103 *, 140 *, 141 *, 229, 231 *, 236 *, 239 * ff., 244 *, 249 *—251 *, 257*, 259 *, 261 *, II 5 *—7 *, 82* f.*, III 1 *, 9 *, 15 *, 37 *, 212 *
Springer III 70 *
Stadelmann III 18 *, 165 *
Stammler I 30 *
Stange II 51 *, 57 *, 63 *
Stark I 168 * f.*, 172 *, II 151 f.*, 176 *, III 299—302*, 304 *, 306* f.*, 314 *, 319, 327 *
Stäudlin I 24 *, II 61 *, 101 *, 105 *, 131 *, 140—153, 156, 176, 211 *, 223 *, 230, 247, 258 *, 285 *, 303
Steffens I 86*, 171*, III 189* f.*, 290*
Steffensen II 87 *, 210 *
Stein, Art. I 52 *
Stein, H. v. III 298 *
Stein, K. W. II 100 *—104 *, 107 *, 114 *, 119 * f.*, 137 *—139 *, 167 *
Stein, L. v. III 16 *
Steiner, J. C. II 121 *
Steinthal II 13 *, 22, 56 *, 102 *, 143 *, 175 *, 193 *, 205 *, 210 *,

252 *, 266, II 41, III 11, 21 *, 93 *, 139, 153 f., 197, 199, 206, 291
Stephan II 89 *, 97 *, 236 *
Stier, F. u. G. II 186 *
Stier, R. 76, 173 *, 185—193, 196, 229 *, 231, 247 *, 287 *, 367
Stoll III 106 *
Stoltenberg III 218 *, 231 *
Storr II 110 *, 140 *, 144 *
Strack I 13 *
Strauß II 52 *, 95, 233 *, 259 *, 263 *, 271—276, 319 *, 327*, III 122*, 143*
Strich III 189 *, 319 *
Strzygowsky II 29 *, III 306 *
Sulzer I 149 *, III 252 *
Sybel III 19 *, 59, 65 *, 92 *, 144 *, 157 *, 185 f. *, 189—205, 216 *, 291 *

Teichmüller III 37 *
Thausing III 323
Thibaut I 30 *, 126 *
Thiersch III 314, 316
Thieß III 199
Tholuck II 48 *, 51* f.*, 56, 61 *, 76, 87, 157 *, 173 *, 185 *, 187 *, 190* bis 192 *, 196 *, 207 *, 229—232, 236 *, 240, 242 *, 245—251, 257, 357 *, III 302 *
Thomas Aquinas I 111 *
Thukydides III 76 *, 81 *, 167 *
Thurneysen II 59 *
Tieck I 72, 169 *
Tietze I 47 *, 261 *, II 29 *, III 299 *, 306 *, 321 *
Tittmann III 61 *, 64 *
Trendelenburg I 181 *, 226 *, 233 *, II 41, 294 *, III 207 *, 213* f., 274 *, 290 *
Treitschke II 257 *, III 54 *, 70 *, 122 *, 149, 189 *, 201 *
Troeltsch I 29 *, 38 *, 60 *, 141 *, 171 *, 173 *, 180 *, 242 *, 264 *, II 8, 36, 43, 49 *, 65 *, 84 *—87 *, 161 *, 236 *, 257 *, 369 *, III 9 *, 27 *, 37 *, 51 *, 66 *, 105 *, 112 *, 136, 152
Tschirner II 100 *
Turretin II 66, 244 *
Turretius I 15 *
Twesten II 41, 173 *, 210 *, III 80 *, 145 *

Ueberweg III 206 *
Umbreit II 189 *, 192 *
Unger I 24 *, 148 *, II 32*, III 18* f.*, 21 *
Urlichs I 22 *, 63 *, III 251 *, 309 *
Usener I 179 *, III 80 *, 268 *, 273 *, 307 *
Usteri II 242 *, 270 *
Utitz II 29 f., 299 *

Varrentrepp III 55 *, 70 *, 190 *, 201 *
Vatke II 66 * f., 157 *, 210 *, 233 *, 260 *, 263—268, 270 * f.*
Vauvenargues I 72
Velthusen II 211 *
Vierkandt I 28 *
Vietor III 246 *
Vischer I 149 *, II 57 *, 63 *
Volck II 91 *, 358 f. *
Volkelt, Joh, I 149 *, II 28 f. *
Völker III 18 *
Vollmer II 49 *
Voltaire I 189 *, 240 *, III 18 *
Voß, J. H. III 257 *
Vossius III 19 *, 71 *
Voßler I 28 *, 100 *, 131 *, 201 *

Waagen III 302
Wach, Adolf I 30 *
Wach, J. „Erlösungsgedanke“ I 103 *, 207 *, 233 *; „Religionswissenschaft“ I 29 *, 79 *, 103 *, 134 *, 192*, II 64 *, 68* f.*; „Typenlehre“, II 7 *, III 37 *, 213 *; „Und die Religionswissenschaft?“ II 67 *, 69 *; „Das religiöse Gefühl“ III 173 *; „Geschichtstheologie“ III 53 *, 130 *, 145 *; „F. Schlegel“ III 208 *
Wachsmuth III 21 *, 59—66, 71 *, 140 *, 157 *, 186, 273 * f.*
Wächter II 194 *
Waetzold II 29 *, III 299 *, 302 *
Wagner III 319
Waitz III 33 *, 129 *, 150 *, 199 * bis 201 *
Walch III 303 *
Walzel I 170 *, III 302 *
Wapler II 358 *—361 *, 364 *, 386 *
Weber, E. II 36, 49*, 51*, 57 *, 60* f.*, 80 *, 82 *, 87 *, 190 *, 369 *
Weber, F. I 13 *
Weber, Max I 28 *, 60 *, 143 *, II 11 *, III 53 *, 82 *
Wegele III 17 *, 19 *, 21 *, 33 * f.*, 42 *, 44 *, 55 *, 59 *, 91 *
Wegelin III 6, 42—52, 66, 70 *

Wegscheider II 51 *
Wehrung I 111 *
Weinel II 89 *
Weisgerber III 224 * f.*
Weisse, Ch. H. III 277 *
Welcker II 153 *, III 69, 79 *, 140 *. 143 *, 283, 288 *, 301, 309 *, 324
Wellhausen II 68 *
Wendland I 134 *, II 174 *
Wenger II 21 *, III 62 *
Wenke II 256 *
Werner, K. I 111 *
Wesendonk III 17 *, 33 *
Westphal III 67 * f.*
Weth III 53 *
de Wette II 153 *, 238, 246 * f.*, 287 *
Wettstein I 15, 52
Wilamowitz I 22 *, 31 *, 48, 169 *, 196 *, III 140 *, 273 *
Wilke II 129 *, 303, 336—357, 367 *,
Winckelmann I 24*, 34 f, 52 *, 63 *, 185, 197 *, 240 *, II 31, III 17 *, 299 f., 303 *
Windelband III 9 *, 163 *
Windischmann I 169 *, II 153 *
Windscheid I 15 *, 30 *, 69 *, 88 *, III 189 f.
Winer II 97 *, 246 *, 251, 253, 269 *, 339, 367 *
Witte II 157 187 *, 188 *, 191 *, 229 *, 231 *, 236 *, 247 *, 250 * f. *
Wobbermin I 94 *, II 46 *, 65 *, 67 *, 76 *
Wolf. E. III 65 *
Wolf, F. A. I 21 * ff., 24 * f., 31 * f., 34 *, 49, 56 *, 62—82, 86—89, 92 ff., 97 *, 108, 110 *, 119, 138 *, 168, 175, 176 f., 187, 193, 202 *, 205, 229, II 55, 99, 112, 115, 141, 154, 167, 218, 259, 310, 340, III 21 *, 65 *, 67 *, 70, 78 *, 90 f., 114, 172 *, 234, 243, 251*—254, 257*, 266 *—268*, 271 *, 276—278 *, 283 *, 289, 301, 303 *, 308 f. *, 313, 316
Wolff, Chr. I 16 f., 73 *, 81 *, II 37, III 19, 22 *, 251 *, 297 *
Woltmann III 55 *
Wulff II 27 *
Wundt I 28 *, 71 *, III 206 *—208, 218 *—220 *, 222 * f.*, 249
Wyttenbach I 49

Zeller II 271 *, III 122 *
Ziegler, Th. II 271 *
Zoega III 301
Zscharnack II 54 *
Zuchold II 97 *
Zwilgmeyer III 106 *